A 794,476

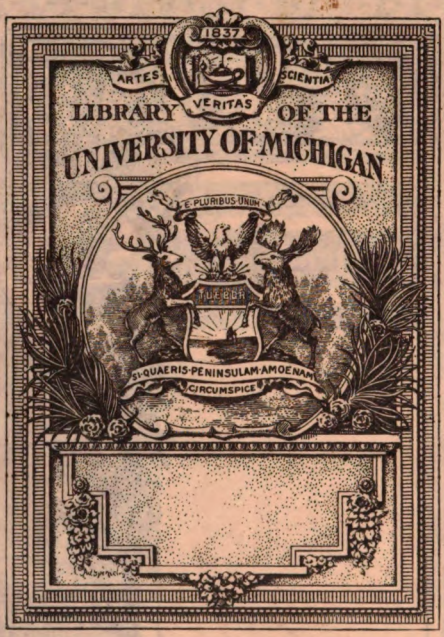
Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz

830,6 B58

Jubiläums-Ausgabe
der
Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Illustrierte
Geschichte des Krieges
1870/71.
Jubiläums-Ausgabe.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

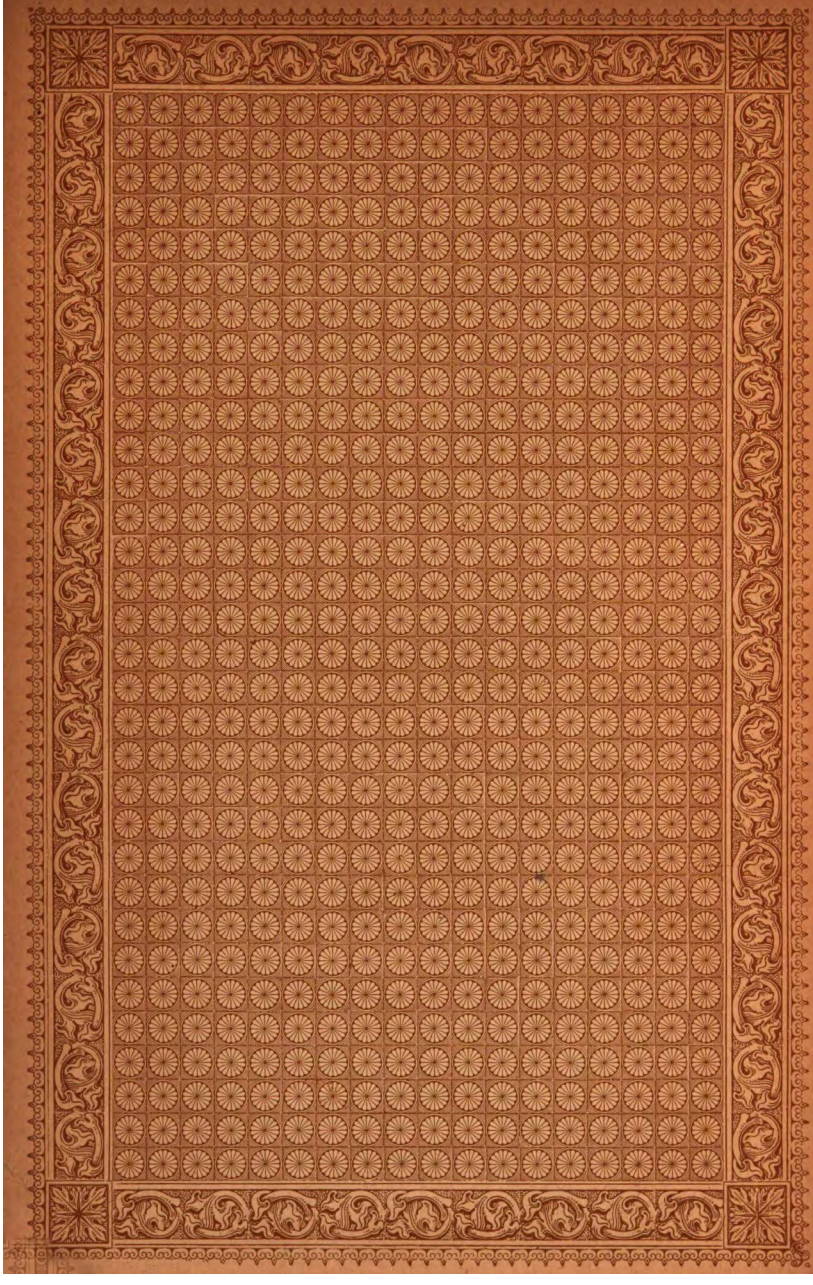
Die **25jährige Gedenkfeier** des Feldzuges 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebt, veranlaßt uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer** Hinsicht **wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unsrem Geschäftsvorgänger **Hermann Schönlein** in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und wie diese so soll auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen bieten, sondern alle Vorzüge in sich vereinigen, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Wird aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so soll andrerseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert werden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpedienten ꝛc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek

der

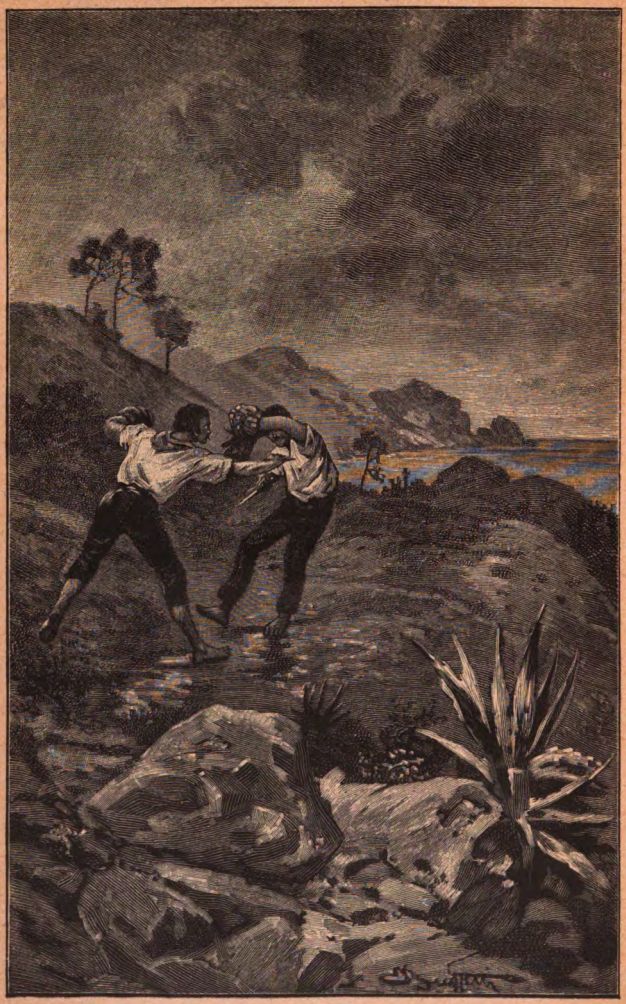
Unterhaltung und des Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Der Korallenfischer". Von Woldemar Urban.
Originalzeichnung von E. Buffetti. (S. 118)

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Vierter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die Gewalten der Tiefe. Roman von Lothar Brenkendorf (Fortsetzung u. Schluß) 7

Jugendträume. Roman von Georg Hartwig. . . . 25

Der Korallenfischer. Erzählung aus Kalabrien. Von Woldemar Urban 87

Mit Illustrationen von E. Buffetti.

Ein Opfer. Novelle von Gerd Harmstorf 127

Auf Madagaskar. Bilder von der „Insel der wilden Schweine". Von G. Merker 168

Mit 13 Illustrationen.

Wie das Licht reist. Optische Streifzüge von Dr. K. Prior 187

Mit 10 Illustrationen.

Schlechte Witze. Beiträge zur Geschichte des Uebermuths. Von Hugo Sternberg 205

Unser Rebhuhn und seine Verwandtschaft. Ornithologische Skizze von G. Hellbrunn 215

Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Wie ich Orleans eroberte 231

Neue Erfindungen: Ein drehbarer Christbaumständer 235

Mit 2 Illustrationen.

Unvermutheter Spielgewinn 237

240477

Seite
Die erste Dampfpfeife 238
König Ludwig's Unterthanen 239
Wie viel Pflanzenarten existiren auf der Erde? . . 239
Ein sonderbarer Erbe 239
Verunglücktes Studium 240
Aehnlichkeit 240

Die Gewalten der Tiefe.

Roman von **Lothar Brenkendorf.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Achtzehntes Kapitel.

Fünf lange, freudlose Wochen waren für Harald Bruneck seit seiner Abreise von der Stätte, an der er jahrelang mit hingebendem Berufseifer gewirkt hatte, vergangen. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich in der Residenz als Arzt niederzulassen, und es war ganz natürlich, daß seine Praxis ihm in dieser ersten Zeit Muße genug ließ, sich mit den Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit zu beschäftigen. War doch schon durch die Nachrichten, die aus Saroschin's kleinem Reiche zu ihm drangen, hinlänglich dafür gesorgt, daß seine Gedanken unausgesetzt bei jenen Dingen festgehalten wurden, von denen er sich um seines Seelenfriedens willen so gerne losgemacht hätte. In ausführlichen Zeitungsberichten hatte er von Bernd v. Treysa's und des Obersteigers Neidhardt Heldentode gelesen, aber er hatte die Vermuthungen, die sich für ihn an den gemeinsamen Untergang der beiden Todfeinde knüpfen mußten, in der Tiefe seines Herzens verschlossen.

Dann waren die Berichte gekommen über das ver-

hängnißvolle Geschick, das infolge der Grubenkatastrophe die Moosbacher Heilquelle betroffen hatte. Die anfänglich gehegten Befürchtungen hatten sich in ihrem vollen Umfange erfüllt. Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach dem Wassereinbruch in das Bergwerk war die Quelle vollständig verschwunden, und wenn auch die Zeitungen neuerdings voll von hoffnungsreichen Mittheilungen waren, daß die Arbeiten zu ihrer Wiederauffindung einen sehr günstigen Verlauf nähmen, so hatte Bruneck doch bisher nichts von einem Erfolge vernommen.

Ein paarmal hatte der junge Arzt ernstlich gegen die Versuchung kämpfen müssen, wenigstens auf eine Stunde nach Moosbach zurückzukehren und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie dort die Dinge standen. Aber die Vorstellung von der Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Hildegard, der Gedanke, daß sie ihn abermals ihre Geringschätzung fühlen lassen könnte, ohne daß er ein Mittel fand, sich zu vertheidigen, waren doch hinreichend gewesen, ihn an der Ausführung einer solchen Absicht zu hindern. Was hatte er denn auch jetzt noch in Moosbach zu schaffen, wo es für ihn nichts mehr zu thun gab, und wo sicherlich Niemand Verlangen trug, ihn wiederzusehen!

Einmal während dieser fünf Wochen hatte er an den Doktor Krüger eine briefliche Anfrage gerichtet, die sich auf das Befinden des Oberstlieutenants v. Wolferdingen bezog. Mit wendender Post hatte er eine sehr höfliche und sehr kurze Antwort erhalten. Der Kranke war dem Schlaganfall nicht erlegen. Es hatten sich sogar gewisse kleine Zeichen von Besserung bezüglich einzelner Symptome geltend gemacht, an eine vollständige Wiederherstellung aber sei nicht zu denken. Von der Gattin des Oberstlieutenants stand kein Wort in dem Briefe; aber Bruneck hatte ja auch allerdings nicht nach ihr gefragt! —

Ernst und verstimmt saß der junge Arzt auch an

diesem Nachmittag während der noch wenig besuchten Sprechstunde in seinem Arbeitszimmer. Er hatte wieder eine jener hoffnungsvollen Notizen über die bevorstehende Wiederauffindung der Moosbacher Heilquelle in der Zeitung gefunden, und seine Gedanken hatten nur einen kurzen Weg zurückzulegen brauchen, um darnach bis zu Hildegard Saroschin zu gelangen, an deren liebliches Bild sie nun wie mit unzerreißbaren Banden gefesselt blieben. Ein Anschlagen der Wohnungsglocke ließ ihn auffahren. Er hörte, daß die Haushälterin draußen mit Jemand sprach, und er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie wenn er sich damit einen klaren Kopf schaffen wolle für den Empfang des Kranken, der seinen Weg zu ihm gefunden zu haben schien.

In der nächsten Minute aber sprang er mit einem Ausruf freudiger Ueberraschung auf, um dem Eintretenden mit ausgestreckten Händen entgegenzueilen.

„Emmerich! Welch' eine glückliche Ueberrumpelung! — Seien Sie mir willkommen, von ganzem Herzen willkommen!"

Lächelnd drückte der alte Herr, dessen ehrwürdiges, weißbärtiges Antlitz von der Sonne des Südens kräftig gebräunt war, ihm die Rechte.

„Hätte es auch nicht gedacht, daß wir uns schon so bald und noch dazu unter so sonderbar veränderten Umständen wiedersehen würden, mein lieber junger Freund," meinte er, „das Schicksal hat unsere Pläne und Hoffnungen wieder einmal recht gründlich zu Schanden werden lassen. Ich aber habe die Strafe empfangen, die ich verdiente."

„Sie?" fragte Bruneck erstaunt. „Wofür in aller Welt hätten Sie eine Strafe verdient?"

„Dafür, daß ich aus bloßer Bequemlichkeit und aus faulem Ruhebedürfniß fahnenflüchtig werden konnte.

Glauben Sie mir's, Bruneck, ich habe von Anfang an nicht viel Freude davon gehabt. Wie schön und sonnig auch die Tage auf Capri waren, mit den Tagen meiner Hochzeitsreise hatten sie doch keine Aehnlichkeit mehr, und als ich die alten Stätten wieder betrat, wurde mir's klar, daß meine vermeintliche Sehnsucht nach dem Süden in Wahrheit nichts Anderes war, als die Sehnsucht nach dem Glück meiner Jugend. Das aber kann auch Italiens lachende Sonne nicht wieder aus seinem Grabe erwecken, und so werden Sie's begreiflich finden, daß ich mir da unten nicht anders vorkam, als wie ein recht thörichter, alter Mann."

„Und da zog es Sie nach der deutschen Heimath zurück? So hat der Brief, den ich Ihnen vor einigen Wochen sandte, Sie vielleicht gar nicht mehr erreicht?"

Doktor Emmerich nickte mit ernstem Gesicht.

„Doch, lieber Freund, er hat mich erreicht. Und ich säße jetzt schwerlich hier in Ihrem Zimmer, wenn es nicht der Fall gewesen wäre. Sie theilten mir mit, aus welchen Gründen Sie sich veranlaßt sahen, Ihren Posten in Moosbach aufzugeben trotz des Versprechens, das Sie mir vor meiner Abreise gegeben hatten."

„Ich konnte nicht anders. Es hat mich schwere Kämpfe gekostet; aber meine Stellung war durch unglückselige Ereignisse zu einer gänzlich unhaltbaren geworden."

„Ich glaube es Ihnen ohne Weiteres und wurde durch Ihre Mittheilung nicht einmal sonderlich überrascht. Wußte ich doch bereits, wie geschickt es dieser Herr Saroschin verstanden hatte, mich über seinen Charakter und seine Absichten auf das Gründlichste zu täuschen."

„Wie? Man hat Ihnen also darüber berichtet?"

„Nein, der Herr hat in eigener Person dafür gesorgt, daß es mir nicht an der nöthigen Aufklärung fehlte. In einer Anwandlung von Reue über meinen thörichten Ent-

schluß, hatte ich ihm nämlich angeboten, den Kauf rückgängig zu machen. Er sollte wahrhaftig keinen Schaden dabei leiden, denn ich wollte ihm eine sehr anständige Entschädigung zahlen."

„Nun? Und er wies Ihren Vorschlag zurück?"

„Mit aller Entschiedenheit. Und es war ihm nicht einmal der Mühe werth, mir selber zu antworten. Durch einen Rechtsanwalt, denselben, den Sie ja bei dem Abschluß des unglückseligen Kaufvertrages kennen gelernt haben, ließ er mir einen Brief schreiben, der an Impertinenz nichts zu wünschen übrig ließ. Da wußte ich nun freilich mit einem Male, weß Geistes Kind der menschenfreundliche und liebenswürdige Herr Felix Saroschin sei."

„Und doch sind Sie ihm heute eigentlich zu Dank verpflichtet, daß er Ihr Anerbieten ablehnte. Sie wissen ja ohne Zweifel, von welchem Mißgeschick er bald nachher betroffen worden ist."

„Ich weiß es; aber Ihre Voraussetzung, mein lieber Bruneck, trifft trotzdem nicht vollständig zu. Es war nicht so sehr die einträgliche Heilquelle, die ich wieder in meinen Besitz zu bringen wünschte, als das theure Fleckchen Erde, aus dem sie entsprang. Ich alter Narr mußte wahrhaftig erst in die Fremde hinausziehen, um inne zu werden, wie fest ich mit allen Fasern meines Seins in diesem geliebten Boden wurzelte. Ich wollte wieder in das Haus zurück, durch dessen Räume einst das fröhliche Lachen meines Kindes geklungen war, ich wollte wieder an den Gräbern meiner Lieben sitzen können und wollte da, wo ich gelebt und geschafft, gekämpft und gelitten hatte, in Frieden auch meine letzte Stunde erwarten. — Und das Alles kann ich, wie ich meine, auch jetzt noch. Vielleicht, daß es künftig etwas stiller sein wird in Moosbach, aber die Stille ist am Ende kein Unglück für einen alten Mann."

„Sie denken also noch immer daran, Ihren ehemaligen Besitz zurückzukaufen?"

„Ich bin fest dazu entschlossen und ich zweifle nicht im Mindesten, daß Herr Saroschin über einen Verkauf jetzt anderer Ansicht sein wird, als vor zwei Monaten."

Bruneck griff nach dem Zeitungsblatt, das er vorhin aus der Hand gelegt hatte, und wies auf die kleine Notiz, welche seinen Gedanken eine so besondere Richtung gegeben.

„Sind Sie dessen sicher?" fragte er. „Man hat ja, wie es scheint, sehr gute Aussichten, die verlorene Quelle wiederzufinden."

Emmerich überflog den kleinen Artikel und schüttelte seinen weißen Kopf.

„Schwindel, lieber Freund, nichts als Schwindel! Diese Notiz stammt aus der Feder Saroschin's und sie sieht der Wahrheit sehr wenig ähnlich. Der Mann kämpft eben wie ein Verzweifelter um seine Existenz."

„Um seine Existenz? Besitzt er denn nicht ein großes Vermögen?"

„So machte er auch mich damals glauben; aber es war eine Täuschung. Ich habe inzwischen genaue Erkundigungen eingezogen und dabei manchen überraschenden Aufschluß erhalten. Wohl soll Saroschin bei früheren Unternehmungen große Summen gewonnen haben; dann aber ist ihm eine seiner gewagten Spekulationen fehlgeschlagen, und man sagt, daß es nur geringe Reste seines einstigen Vermögens gewesen seien, die ihm verblieben. Er versuchte sich aus diesen Trümmern eine neue Brücke zu den Gefilden des Reichthums zu bauen und kaufte Moosbach in der sicheren Hoffnung, bei der baldigen Wiederveräußerung einen Gewinn von Millionen zu erzielen. Er muß es verstanden haben, auch Andere mit dieser Hoffnung zu erfüllen, denn man lieh ihm bereitwillig die

Summen, deren er für den Ankauf der Quelle bedurfte. Augenblicklich ist er bei der Entwerthung seines Besitzes, die mit dem Versiegen der Quelle nothwendig eintreten mußte, thatsächlich ein Bettler."

„Ein Bettler, sagen Sie?"

„Wenn seine Gläubiger Ernst machen — und sie sind, wie es mir nach meinen Berliner Eindrücken scheint, fest dazu entschlossen — so verläßt er seine Moosbacher Villa als solcher."

„Das wäre entsetzlich — das muß unter allen Umständen verhindert werden!"

„Seit wann hegen Sie denn eine so lebhafte Theilnahme für diesen Saroschin, liebster Bruneck? Ich meinte, Sie wären sein Freund eben nicht."

„Es ist auch nicht Saroschin, den ich beklage, sondern seine Angehörigen, seine Frau und seine Tochter, die davon ja nicht weniger hart betroffen werden, als er selbst."

„Nun, ich hoffe, daß ihnen das Schwerste wird erspart bleiben können. Nur in unbegreiflicher Verblendung könnte Saroschin mein Anerbieten auch jetzt noch zurückweisen. Allerdings werden in Moosbach verzweifelte Anstrengungen gemacht, die Quelle wiederzufinden; aber wie tief man auch bohrt, es kommt nichts als gewöhnliches Grundwasser zu Tage. Es unterliegt jetzt nach dem Urtheil aller Sachverständigen keinem Zweifel mehr, daß in der Marie-Luisen-Grube die Quelle angeschlagen worden ist, und man hat trotz aller Bemühungen die Einbruchsöffnung nicht zu schließen vermocht. Der Bergbau in den betroffenen Theilen der Grube hat gänzlich aufgegeben werden müssen, doch auch die Hoffnung, daß sich die Quelle in Moosbach wieder einstellen werde, sobald das Bergwerk vollständig überschwemmt sei, hat sich nicht erfüllt. Wahrscheinlich haben die Wassermengen einen unter-

irdischen Abfluß gefunden, über dessen Beschaffenheit man wohl schwerlich jemals Aufklärung erhalten wird."

„Aber wenn dies, wie Sie sagen, die Meinung der Sachverständigen ist, weshalb setzt Saroschin denn noch immer seine hoffnungslosen und gewiß sehr kostspieligen Arbeiten fort?"

„Weil er seine Gläubiger dadurch vertrösten und den Zusammenbruch seiner Herrlichkeit so lange als möglich hinauszögern möchte. Er hat nichts mehr zu verlieren, und er mag wohl meinen, daß sich schließlich ja doch noch ein Wunder ereignen könne."

„Natürlich werden Sie ihm unter diesen veränderten Verhältnissen ein ganz anderes Angebot machen, als das erste Mal —"

„Gewiß! — Da das Bad eingehen muß, haben ja nur noch der Grund und Boden, sowie die Baulichkeiten einen Werth. Auch letztere sind aber im Werthe gesunken, da sie sich nicht mehr vortheilhaft vermiethen lassen. Doch will ich das nicht in Anschlag bringen; Saroschin soll sich nicht beklagen können, daß ich seine Nothlage ausgenutzt habe. Er wird für Land und Häuser einen guten Preis erhalten."

In tiefer Bewegung erfaßte Bruneck die Hand des alten Mannes.

„Sie sind großherzig, aber für einen herzlich schlechten Geschäftsmann wird man Sie halten."

„Möglich! Mögen die Leute mich einen Thoren schelten. Aber es soll kein Fluch auf meinem lieben Moosbach ruhen, und wäre es auch nur der Fluch eines Spekulanten, dessen Berechnungen eine höhere Gewalt zu Schanden gemacht hat. Auch habe ich mit dem großen Besitz schon meine ganz besonderen Pläne. Nach der verlorenen Quelle freilich werde ich nicht mehr suchen, auch eine Zuckerfabrik oder eine Branntweinbrennerei brauchen wir nicht aus dem

Kurhause zu machen. Es war ja immer Ihre Lieblingsidee, eine Heilanstalt für Lungenkranke nach den Grundsätzen des unvergeßlichen Brehmer in Görbersdorf einzurichten, bei dem Sie Ihre Lehrjahre durchgemacht haben. Nun wohl, jetzt ist die Gelegenheit günstig, vorausgesetzt, daß Sie auch jetzt noch Lust dazu haben."

„O, mit tausend Freuden! Es war ja stets der sehnlichste meiner Wünsche!"

„Abgemacht also! Da jedoch vorläufig Moosbach noch Herrn Saroschin gehört, müssen Sie dafür, daß es wieder mein Eigenthum werde, schon ein kleines Opfer bringen."

„Sie wissen, daß Sie über mich gebieten dürfen."

„Es wird Ihnen vielleicht peinlich sein, aber ich kann's Ihnen nun einmal nicht ersparen. Daß ich nach dem Ausfall meines ersten Versuchs keine Neigung mehr habe, mich mit Herrn Saroschin oder seinem unverschämten Rechtsbeistand in direkte Verhandlungen einzulassen, werden Sie begreifen. Ebensowenig aber möchte ich die Sache in die Hände eines Advokaten oder eines anderen gewerbsmäßigen Vermittlers kommen lassen. Ich brauche dafür eine Vertrauensperson, und an wen könnte ich mich da wohl besser wenden, als an Sie!"

Bruneck sah betroffen vor sich hin.

„Sie wünschen also, daß ich nach Moosbach fahre und Herrn Saroschin Ihre Vorschläge persönlich unterbreite?"

„Gerade darum wollte ich Sie bitten. Und es wäre mir lieb, wenn es mit möglichst geringem Zeitverlust geschehen könnte."

Geraume Zeit ließ ihn Harald auf die erhoffte Zusage warten. Erschien es ihm doch im ersten Augenblick ganz unmöglich, daß er eine solche Aufgabe übernehmen könne, die ihn wieder in Hildegard's Nähe führen und ihn auf's Neue aller Pein und allen Demüthigungen jenes ersten Abschieds aussetzen mußte. Dann aber schlug doch

die dankbare Rücksicht auf den väterlichen Freund und die Aussicht auf eine erfreuliche Zukunft alle Bedenken nieder.

„Ich werde hingehen," sagte er. „Wenn Sie es wünschen, noch in dieser Stunde. Und ich werde ein redlicher Unterhändler sein, gleichviel, ob es mir leicht oder schwer fallen mag."

Neunzehntes Kapitel.

Es war ein ganzer Stoß von Briefen, den der Diener auf Saroschin's Schreibtisch legte, sich nach erfüllter Pflicht rasch wieder zurückziehend, als fühle er sich neuerdings nicht mehr recht behaglich in der unmittelbaren Nähe seines Herrn. Der Besitzer von Moosbach warf auf jedes einzelne Schreiben einen flüchtigen Blick, um sie dann alle bis auf eines uneröffnet bei Seite zu legen. Auch dieses eine behielt er lange in der Hand, ehe er es erbrach, und dann riß er endlich den Umschlag herab mit der Miene eines Mannes, der bereit ist, sein Todesurtheil zu vernehmen.

Oben in der linken Ecke des Briefbogens stand in fetten Buchstaben der Name des Absenders: Doktor Siegmund Saling, Rechtsanwalt, darunter aber war in flüchtigen Schriftzügen zu lesen:

„Geehrter Herr Saroschin!

Es thut mir aufrichtig leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß alle meine Bemühungen, auch nur einen kurzen Aufschub zu erlangen, vergeblich gewesen sind. Die Leute glauben nicht mehr daran, daß Ihre Quelle jemals wiederkommen werde, und es ist ihnen kaum zu verargen. Soweit ich die Lage zu übersehen vermag, kann ich Ihnen nur den Rath geben: lassen Sie die Geschichte in die Luft fliegen. Ich für meine Person wüßte wenigstens

nicht zu sagen, woher Ihnen jetzt noch Hilfe kommen könnte. Es war eine Dummheit, daß wir vor zwei Monaten die Anerbietungen des Doktor Emmerich so schroff zurückgewiesen haben. Die alte Geschichte vom Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache. Nun ist die Taube weggeflogen, und den Sperling haben wir auch nicht; denn jetzt wird der edle Menschenfreund sich wohl hüten, sein schönes Geld für Ihren ausgetrockneten Quellenschacht herzugeben. Ein Prozeß gegen den Fiskus als Besitzer der Marie-Luisen-Grube wäre ein aussichtsloses Unternehmen. Ich bin, wie ich glaube, nicht gerade auf den Kopf gefallen; aber in diesem Fall würde ich wirklich in Verlegenheit sein, wie ich den Klageanspruch begründen sollte. Und dann — der Kostenvorschuß! — Nein, lieber Freund, damit ist es nun schon gar nichts, und ich rathe Ihnen nach reiflicher Ueberlegung noch einmal in Ihrem eigenen Interesse: machen Sie ein Ende!"

Saroschin knitterte den Brief zusammen und schleuderte ihn in den Papierkorb.

„Schuft — erbärmlicher!" knirschte er. „Er möchte mich gerne so rasch als möglich los sein, weil er meint, es gebe an mir nichts mehr zu verdienen. Aber mit seinem guten Rath könnte er freilich Recht haben. Es ist an der Zeit, daß ich ein Ende mache."

Er trat an das Fenster und starrte aus tiefliegenden, düster brennenden Augen nach dem Kurhause hinüber. Da ragten aus den dichten Laubmassen, die sich bereits herbstlich zu verfärben begannen, allerlei seltsame, galgenartige Gerüste empor, die hohen Gestänge der Erdbohrer und der Maschinen, mit denen man bis heute vergebens versucht hatte, der Tiefe ihren sorglich gehüteten Schatz zu entreißen. Auch der Schornstein einer mächtigen Lokomobile wurde neben ihnen sichtbar; aber es stieg kein Rauchwölkchen aus ihm empor; das Stampfen und Aechzen,

das wochenlang von dort zu der Villa herübergetönt war, hatte seit gestern einer Grabesstille Platz gemacht.

Saroschin konnte die Unternehmer, denen die Bohrungen übertragen waren, nicht länger bezahlen, und mit dem gestrigen Abend hatten sie ihre Arbeiten eingestellt. Nun konnte also auch das Wunder nicht mehr geschehen, auf das er in den Tiefen seines verzweifelnden Herzens noch immer gehofft. Nun war es in der That Zeit geworden, ein Ende zu machen — hohe Zeit!

Er hatte nicht gehört, daß an die Thür des Zimmers geklopft worden war, und erst als er Hildegard's Hand auf seiner Schulter fühlte, wandte er sich um.

„Guten Morgen, Vater!" sagte sie. „Du hast Dich heute wieder vergebens am Frühstückstische erwarten lassen."

„Ich war zu sehr beschäftigt, mein Kind," erwiederte er mit schlecht gelungenem Versuch, ein Lächeln zu erzwingen. „Du siehst ja, was für ein Stoß von Briefen dort noch der Erledigung harrt."

„Aber Du müßtest Dich mehr schonen, Du siehst krank und angegriffen aus. Diese unglückselige Quelle kostet Dich noch Deine Gesundheit."

„Vielleicht ist das eine Art von Ausgleich dafür, daß sie so Vielen ihre Gesundheit zurückgegeben hat," scherzte Saroschin bitter. „Aber Du sollst Dir um mich keine Sorge machen, liebe Hildegard, es hat ja nun bald ein Ende."

„Wirklich?" fragte sie mit erwachender Hoffnung. „Ist jetzt endlich eine gegründete Aussicht da, sie zu finden?"

Saroschin nickte, doch er sah dem jungen Mädchen dabei nicht in's Gesicht.

„Warum aber sind dann gerade jetzt die Arbeiten eingestellt worden? Es ist heute ja kein Mensch bei den Maschinen."

„Ich habe mich entschlossen, einen anderen Weg ein-

zuschlagen, um zum Ziel zu gelangen. Es ist noch nicht Zeit, ausführlich darüber zu reden, mein Kind, aber Du wirst es erfahren — verlaß Dich darauf, Du wirst es erfahren."

Sie sah, daß er allein sein wolle, und küßte ihn zum Abschied auf die Wange.

„Nur mußt Du mir versprechen, Dich dabei nicht zu sehr anzustrengen — hörst Du? Wenn die Quelle auch wirklich für immer ausbliebe — das Schlimmste wäre es ja noch nicht."

Sie ging, und mit einem tief schmerzlichen Blick sah ihr Saroschin nach.

„Armes Kind!" murmelte er. „Sie ahnt noch nicht, daß für mich etwas Schlimmeres nicht mehr kommen kann. Wie gern möchte ich's ihr ersparen, aber es gibt eben keine Rettung mehr — es ist Alles zu Ende."

— — — — — — — — — — — —

Durch die offene Gartenthür und durch den Kurpark, der jetzt ganz still und vereinsamt dalag, schritt Hildegard den verlassenen Logirhäusern zu. Fast überall waren die Jalousien vor den Fenstern herabgelassen, wie es sonst nur im Winter geschah. Das Knirschen von Rädern auf dem Kies eines Parkwegs gab allein Zeugniß davon, daß hier doch noch nicht alles Leben erstorben sei. Bei der nächsten Biegung ihres Pfades sah Hildegard die kleine Gruppe vor sich auftauchen, der sie während dieser letzten Wochen fast täglich in der Umgebung des Weißen Hauses begegnet war.

In einem Rollstuhl wurde der Oberstlieutenant v. Wolferdingen von seinem Diener gefahren. Er hatte sich von dem schweren Schlaganfall vollständiger erholt, als es die behandelnden Aerzte für möglich gehalten hatten. Die Sprache war ihm zurückgekehrt, eine mühsame, etwas lallende Sprache allerdings, und er hatte die Fähigkeit

wieder gewonnen, sich seiner Arme zu bedienen. Nur der Gebrauch seiner unteren Körperhälfte blieb ihm auch jetzt noch versagt, und er selber hielt sich überzeugt, daß er nie mehr einen Schritt ohne fremde Hilfe werde gehen können. Sein Aussehen hatte sich während der Krankheit wenig verändert, nur etwas schlaffer war sein Gesicht geworden, und die tiefen Linien um Mund und Augen hatten sich noch um einige weitere vermehrt. Aber er erschien trotzdem wie ein ganz anderer Mensch. Das jugendlich heiße Feuer, das noch in jener unglückseligen Nacht unter den buschigen Brauen hervor aus seinen Augen gesprüht hatte, war bis auf den letzten glimmenden Funken erloschen. Wie stille Ergebung in ein unabwendbares Geschick sprach es aus seinem matten Blick, und es war manchmal etwas Rührendes in der Art, wie seine glanzlosen Augen für eine geschickte Handreichung oder einen willig ausgeführten Samariterdienst danken konnten.

Hildegard grüßte die Gattin des Kranken förmlich und schritt dann eine kurze Strecke neben dem Rollstuhle her, da der Oberstlieutenant es liebte, mit ihr zu plaudern. Er war heute erregter als sonst, denn die Aerzte hatten endlich seinen oft und dringend geäußerten Wunsch erfüllt und ihm für den folgenden Tag die Abreise von Moosbach gestattet.

„Zwar ist es im Grunde ganz gleichgiltig," meinte er, „in welchem Winkel so ein lebendiger Leichnam, wie ich es bin, dahinvegetirt; aber seitdem die Geschichte mit der Quelle passirt ist, und Alles Reißaus genommen hat, weht es hier wie Grabesluft, und mir ist immer, als müßte ich anderswo freier aufathmen können."

Hildegard begleitete ihn bis in den Flur des Hauses, wo schon die großen Koffer reisefertig standen, und nahm herzlichen Abschied von dem armen Kranken, der so wenig

noch dem reckenhaften, kraftstrotzenden Offizier von ehemals glich.

„Ich wünsche Ihnen Glück und Segen, mein liebes Fräulein," sagte er. „Sie haben's um mich armen Teufel verdient, der Ihre freundliche Stimme heute wohl zum letzten Male in seinem Leben gehört hat. Und ich wünsche Ihnen einen braven Mann. Sie wären just die Rechte, um auch den Besten glücklich zu machen." —

Weich und wehmüthig gestimmt, setzte Hildegard allein ihren Spaziergang fort. Da — es mochte etwa eine Viertelstunde seit ihrer Verabschiedung von dem Oberstlieutenant vergangen sein — vernahm sie hinter sich den Klang eines leichten, raschen Schrittes und sah, als sie sich umwandte, in Ilona's, von der Anstrengung des eiligen Laufens leicht geröthetes Gesicht.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen lästig falle, mein Fräulein," klang die weiche Stimme an Hildegard's Ohr. „Aber auch ich möchte nicht auf immer von hier fortgehen, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen und Ihnen zu danken für alles Gute, was Sie meinem beklagenswerthen Manne durch Ihre Gesellschaft erwiesen haben."

Hildegard befand sich in peinlichster Verlegenheit. Die Strenge ihrer Anschauungen und ihr mädchenhafter Stolz wollten ihr gebieten, die Pflichtvergessene kurz zurückzuweisen, eine Regung des Mitleids aber ließ das kühl ablehnende Wort unausgesprochen bleiben.

Und Ilona, die mit feinem weiblichen Instinkt Alles errieth, was jetzt in dem Herzen des jungen Mädchens vorging, wartete nicht, bis jene mitleidige Regung vielleicht geschwunden sein würde, sondern fuhr leise fort:

„Ich weiß, daß Sie mich verachten, aber ich bin eher zu beklagen, und gerade vor Ihnen möchte ich nicht schlechter dastehen, als ich bin. Ich möchte, daß Sie meiner als einer Unglücklichen, nicht als einer Verworfenen gedenken.

Darum erlauben Sie mir, Ihnen als dem ersten lebenden Wesen mein Herz zu enthüllen."

Hildegard wollte sich dagegen sträuben, ein solches Bekenntniß zu vernehmen, aber auch diesmal fand sie nicht den Muth dazu, als sie der jungen Frau in's Gesicht sah, und so hörte sie denn schweigend an, was ihr Ilona in raschen Worten erzählte. Und so beglückend klang ihr in's Herz, was die unglückliche Frau von Harald Bruneck's Muth und seiner Ritterlichkeit sagte, daß sie die Sprechende jetzt um keinen Preis der Welt mehr mit einer hochmüthigen Abweisung unterbrochen haben würde.

Sie ließen sich auf einer Bank in den vereinsamten Parkanlagen nieder, und lange noch führten sie da eine leise, eifrige Unterhaltung miteinander. Als endlich die strenge Pflicht der Krankenpflegerin Ilona wieder zu ihrem Gatten zurückrief, warf sie sich schluchzend an die Brust des jungen Mädchens, und Hildegard flüsterte ihr sanfte, lindernde Worte des Trostes zu, bis sie sich zum letzten Male die Hände reichten, Beide mit der Gewißheit im Herzen, daß ihre Lebenswege sich nie mehr kreuzen würden.

Beflügelten Schrittes machte Hildegard heute den Heimweg zur Villa. Noch war sie in ihren Gedanken gar nicht dahin gekommen, sich mit Vorwürfen über ihre ungerechte Härte gegen Harald Bruneck zu quälen, noch war in ihrem Herzen für nichts Anderes Raum, als für die jubelnde Gewißheit, daß er schuldlos sei, daß sie noch immer bewundernd zu ihm aufblicken dürfe, und daß all' der bittere Gram, den ihr die schmerzlichste Enttäuschung ihres jungen Lebens bereitet, nun weit hinter ihr lag wie ein nebelhafter, halb vergessener Traum.

Und es zog sie in ihrem Jubel unwiderstehlich dahin, wo sie Harald Bruneck zum letzten Male gesehen, wo sie seinen letzten Gruß empfangen. Auf der Bank oben auf

dem kleinen Hügel sank sie nieder, und nun erst löste sich Alles, was so übermächtig ihre Seele bewegte an Glück und Weh, in einem heißen, befreienden Strom von Thränen.

Unten von der Landstraße herauf schlug der gleichmäßige Hufschlag trabender Pferde an ihr Ohr, und sie hörte, wie an jenem Morgen, das Rollen eines Wagens. Halb mechanisch wie damals erhob sie den Kopf, und mit einem Schrei preßte sie beide Hände auf die Brust. Der da aufrecht im Wagen stand, wie wenn er einen Blick über Saroschin's Parkmauer werfen wolle, war kein Anderer als Bruneck; ihre Augen waren den seinen begegnet, und ohne zu wissen, was sie that, rief sie mit jauchzender Stimme: „Harald! — Harald!"

Dann blieb sie an dem hölzernen Geländer vor dem kleinen Pavillon stehen, ein sonniges, glückliches Lächeln war auf ihrem Gesicht. Nun konnte sie warten, denn nun wußte sie, daß er kommen würde. Sie hatte ihn ja gerufen! —

— — — — — — — — — — —

Und er kam in der That. Freilich hatte sie fast eine Stunde lang da oben auf ihn geharrt, denn er war zuerst in das Haus gegangen, wie es einem rechtschaffenen Sachwalter geziemt, um sich seines Auftrages bei Saroschin zu entledigen. Und es war gut, daß er es gethan hatte, wenn auch außer dem Besitzer von Moosbach niemals ein menschliches Wesen erfuhr, warum es gut gewesen war. Denn Saroschin erzählte es Keinem, daß er sich gerade damit beschäftigt hatte, seinen Revolver zu laden, als er durch das Klopfen Bruneck's genöthigt worden war, die Waffe eilig zu verstecken; er erzählte es Keinem, daß Doktor Emmerich's Abgesandter nur noch einen stillen Mann in seinem Arbeitszimmer gefunden haben würde, wenn er fünf Minuten später gekommen wäre. —

Da, wo sie vor wenig Wochen mit blutenden Herzen gewähnt hatten, für alle Ewigkeit Abschied voneinander zu nehmen, sahen Harald und Hildegard sich heute wieder. Sie hatten sich vorerst nicht viel zu erzählen, denn ihre Lippen waren nach Ablauf der ersten zwei Minuten ganz und gar durch eine Beschäftigung in Anspruch genommen, die viel süßer war als jene andere, und durch die sie sich überdies unendlich viel rascher und deutlicher zu verständigen wußten, als durch tausend heiß beredte Worte.

Ende.

Jugendträume.

Roman von **Georg Hartwig.**

(Nachdruck verboten.)

1.

In dem altmodisch eingerichteten Wohngemach tickte die Wanduhr leise. Der Raum war unfreundlich, häßlich. Große, plumpe Möbel verstellten ihn mehr, als sie ihn füllten. Der Fußboden war kahl, von keinem Teppich bedeckt. Dürftige weiße Gardinen hingen um die runden Fensterbogen. Dazu ein paar alte, schwärzlich gewordene Kreidezeichnungen in schmalen Rahmen an den bunt tapezirten Wänden, und ein spärlich gedeckter Tisch in der Mitte des Gemaches.

Für zwei Personen war er gedeckt. Zwei Stühle standen sich gegenüber. So frostig wie das weiße Geschirr auf die Sinne, wirkte die kühle Atmosphäre des Zimmers. Man hätte den Athem darin aufsteigen sehen können, falls ein lautes Wort das Ticken der Wanduhr einmal unterbrochen hätte.

Aber es fiel keines, obwohl an einem der Fenster die Gestalt eines jungen Mädchens im Korbstuhl saß und mit raschen Stichen die zerrissenen Stellen eines Männerstrumpfes ausbesserte. Die Nadel zitterte leise in ihrer Hand, und zuweilen zitterten auch die Lippen. Aber nie

lange. Der braune Faden glitt darnach nur schneller durch das Gewebe.

War das dunkelhaarige Haupt hübsch? Man sah das Gesicht bei dieser Beschäftigung nicht. Nur die altmodisch um den Kopf gelegte schwere Flechtenkrone sah man glänzen und zuweilen auch ein Fleckchen weißer Stirnhaut.

Als die Uhr zum Schlage ausholte, fuhr das junge Mädchen leicht zusammen, warf die Arbeit vor sich in den Nähkorb und blickte einen Moment mit dem Ausdruck der Erwartung nach der Zimmerthür. Gleich darauf verließ sie ihren Platz und ging eilfertig nach dem gedeckten Eßtisch. Schon ward die Thür aufgerissen, und ein feuerrothes Antlitz guckte verdrießlich durch den Spalt.

„Fräulein Alwine, wo haben Sie denn das Salzfaß wieder gelassen? Nie kann man bei der Arbeit bleiben. Immer muß man hinterdrein laufen, und wenn der Herr Professor kommt, dann fehlt's hier und dort."

Das junge Mädchen unterdrückte ein leises, schamhaftes Zucken um die Mundwinkel und erwiederte: „In der Speisekammer steht es, Martha."

Die Alte brummte etwas vor sich hin von Unüberlegtheit und Rücksichtslosigkeit, während sie die Thür kräftig zufallen ließ und in ihrem Küchenreich verschwand.

Einen Moment stand Alwine Hansen regungslos. Unsicher glitten die Hände über das weiße Tafeltuch. Sie lauschte wieder in die Ferne hinaus und preßte die Lippen fest zusammen.

So stand sie regungslos, als aus dem Nebenzimmer wuchtige Schritte ertönten und der Professor eintrat, die rothgefrorenen Hände, welche eine Bekleidung nicht kannten, zerstreut mit den inneren Flächen gegeneinander reibend. Er hatte augenscheinlich vergessen, sein regenfeuchtes Halstuch abzunehmen und die beschmutzten Gummischuhe auszuziehen.

Als er in die Nähe seiner Nichte kam, blickte er von der Erde auf, als sei ihm eine Ueberraschung widerfahren, nickte zerstreut und setzte sich hastig auf seinen Platz am Tisch.

„Schnell, schnell!“ sagte er, die Serviette auseinander faltend und ihren Zipfel in's oberste Knopfloch steckend. Zugleich brach er sein Stück Brod in Stücke und warf diese in den Suppenteller.

Die Haushälterin erschien mit der Suppenschüssel. Sie hielt es nicht für nöthig, die Küchentoilette zu wechseln. Ihr Herr sah es ja doch nicht.

„Wünsche dem Herrn Professor guten Appetit!“ sagte sie, die Schüssel auf den Tisch stellend.

Er kniff die dunklen Augen verwundert zusammen, als habe er die behäbige Gestalt seiner langjährigen Dienerin niemals zuvor im Leben erblickt, und nickte leicht. Seine Gedanken weilten noch im Konferenzzimmer des Gymnasiums, wo er mit dem Ordinarius der Untersekunda über die Auslegung einer Stelle im Homer heftig in Streit gerathen war.

Diese Stelle nachzuschlagen und mit allen in seiner Bibliothek vorhandenen Kommentaren zu vergleichen, war sein einziger Gedanke. Daher nahm er sich jetzt kaum Zeit, die Mahlzeit sitzend zu beenden. Er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, warf ungeduldige Blicke nach dem Zifferblatt der monoton forttickenden Uhr und goß zuletzt in der Hast den Inhalt der Wasserflasche über die Senfbüchse aus, so daß beide Flüssigkeiten gemeinsam über die Tischfläche dahinflossen.

Auf das junge Mädchen fiel kein Blick. Er wußte vielleicht gar nicht, daß sie anwesend war, ihm gegenüber saß und ebenso hastig wie er den Gerichten zusprach.

Endlich sprang er auf und schritt aus dem Zimmer.

Sie bückte sich tief über ihre Serviette, um den Farben-

wechsel ihres Gesichts der hereintretenden Wirthschafterin zu verbergen.

„Ich will Ihnen abräumen helfen, Martha," sagte sie leise.

„Sie hätten lieber den Herrn Professor nicht in Gummischuhen und Halstuch sitzen lassen sollen," erwiederte die Hausregentin grollend. „Lieber Himmel, wozu sitzen Sie ihm eigentlich gegenüber!"

„Stellen Sie mich in die Küche, Martha, und bleiben Sie an meiner Stelle," warf Alwine mit einem Versuch zu scherzen ein. „Wir wollen tauschen."

„Damit der Herr Professor auch noch verbranntes Fleisch auf den Tisch bekommt," lachte Martha Krull mitleidig, indem sie hastig den Rest des Geschirrs abräumte und aus der Thür ging.

Nun war das junge Mädchen wieder allein wie zuvor. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel nieder. Zum ersten Male erhob jetzt Alwine Hansen das Antlitz lauschend gegen die Decke des Zimmers. Droben blieb Alles still. Kein Fußtritt unterbrach die lastende Stille.

Ihr Herz schlug so voll inmitten dieser düsteren, nüchternen Umgebung, so warm unter den feuchten Schauern der rasch sinkenden Dämmerung.

War's denn je anders gewesen, als heute? Sie wollte auf die Spanne ihres Lebens zurückblicken, aber die Gedanken folgten nicht. Ihr armseliges Dasein versank, wie die Nacht versinkt, wenn es im Osten zu flammen beginnt, oder wie das Eiskleid der Natur schmilzt, wenn der Frühlingshauch kosend darüber hinweggleitet.

Wer war die Sonne? Wer war der Frühling? Wer war beides für sie geworden?

Eine Gasflamme, dicht vor dem Fenster entzündet, warf ihr Licht grell durch das ganze Gemach.

So lange hatte sie geträumt! Plötzlich zuckte sie zu-

sammen. Ueber ihrem Haupt wurden Schritte laut. Dann ward ein Stuhl geschoben. Und nun begann Jemand droben auf dem Klavier zu spielen. Eine Art Variation über das Lied: „Leise zieht durch mein Gemüth —" Sehr geschickt und mit weichem Anschlag. Man hörte es nicht heraus, daß der Spieler sich an dieser Fingergymnastik lediglich die Hände wärmen wollte.

Auch das junge Mädchen dachte nicht daran. Im Gegentheil, sie lauschte mit verhaltenem Athem. Sonne und Frühling waren in ihrem Herzen.

Zweimal hatte die Flurthür geklappt. Der Professor war ausgegangen, den Streit mit seinem Kollegen fortzusetzen; dann die Wirthschafterin, den Bedarf des folgenden Tages einzukaufen. Nun verstummte droben auch die Musik. Da empfand Alwine erst, daß es dunkel um sie geworden war. Ein leises Frösteln, die Reaktion der vorangegangenen Nervenreizung, kam über sie. Rasch zündete sie die Lampe an. Es läutete draußen. Vielleicht der Pedell! Sie ging schnell und öffnete die Thür.

„Guten Abend!"

Sie fuhr freudig erschreckt zurück. Die Purpurröthe der glücklichen Ueberraschung stieg vom Herzen jäh empor bis zu den Wurzeln ihrer dunklen Haare.

„Guten Abend, Herr Assessor!" sagte sie leise.

„Ich habe Sie erschreckt?" Aber dabei trat er schon ein und warf den Mantel, welchen er über dem Arm trug, auf einen Stuhl.

„O nein!" sagte sie gefaßt. „Bitte!"

Sie ging ihm voran in's Wohnzimmer, ohne recht aufgesehen zu haben. Er folgte rasch.

„Welch' schauerliches Wetter!" sagte er. „Und doch muß ich gleich wieder fort. Ich wollte mir nur vorher erlauben, Ihnen zum Geburtstag zu gratuliren und Ihnen diese Blumen —"

Er befreite einen Rosenstrauß rasch von seiner Hülle und hielt ihn dem jungen Mädchen lächelnd entgegen.

„Ich kann's nicht begreifen," murmelte sie. „Wie wußten Sie nur —?" Und dann sah sie sich im Gemach um, als wolle sie beweisen, daß Niemand bis jetzt daran gedacht, diesem Tage irgend welche Beachtung zu schenken.

„O," lächelte er, die Hand, welche immer noch zögerte, den Strauß an sich zu nehmen, ergreifend und warm drückend. „Was man erfahren will, erfährt man immer! Ihr Leben ist so traurig. Da dachte ich, daß diese kleine Aufmerksamkeit Ihnen doppelte Freude machen würde. Sie sind so gut, so anspruchslos."

Dieses Lob verwirrte sie völlig. „Ich danke Ihnen," sagte sie mit zuckenden Lippen, „danke Ihnen von Herzen, Herr Assessor! Ja, ich bin sehr einsam," setzte sie befangen hinzu, das dunkle Haar aus der heißen Stirn streichend.

„Immer gewesen?" forschte er mit ehrlichem Interesse.

„Immer! Auch ehe ich zu meinem Onkel in's Haus kam," versetzte sie, die Blumen sinnend gegen ihre Wange drückend und so zu ihm aufschauend.

Ja, es war hübsch, dieses Gesicht! Zweifellos! Nicht in der Form der Züge sowohl, als in dem Ausdruck der dunkelbraunen Augen, welche rein und seelenvoll unter den langen, gebogenen Wimpern hervorblickten. Assessor Alexander v. Rüdiger fand das schon lange.

„Sie waren nicht immer bei Ihrem Herrn Onkel?" forschte er weiter.

„O nein, erst seit zehn Jahren. Heute ist mein neunzehnter Geburtstag. — Aber wollen Sie sich nicht setzen, Herr Assessor? Bitte!"

Eigentlich wollte er nicht. Aber aus Sympathie that er es doch.

Sie rückte für sich einen der schwerfälligen Sessel etwas

näher an den Tisch heran. Dabei streifte sie verstohlen sein schönes, intelligentes Antlitz.

Er sah sich um. „Ein trauriger Aufenthalt für so viel Jugend!“ sagte er herzlich. „Haben Sie keine Freundinnen, Fräulein Alwine, die etwas mehr Leben in diese Nüchternheit bringen könnten? Warum gehen Sie nicht öfter aus? Ich möchte Sie gern einmal so recht heiter mit Genossinnen Ihres Alters und Standes sehen.“

Sie schüttelte ernsthaft das Haupt. „Der Onkel leidet keinen Lärm um sich. Ich durfte nie, auch als ich noch zur Schule ging, Bekannte zu mir einladen. Und weil ich dies nicht that, lud man mich auch nicht ein. Das ist so natürlich. Und später — der Onkel geht niemals Abends aus —, da bleibe ich natürlich auch zu Hause. Und ich bin auch ganz fremd überall. Jetzt würde es mich geniren, irgendwo zu erscheinen, ungeschickt wie ich bin. Und dann —“

Vielleicht wollte sie mit ihren Eröffnungen gar nicht so weit gehen, aber die völlig ungewohnte Gelegenheit, sich auszusprechen, angehört zu werden ohne Abweisung, ja, mit theilnehmendem Verständniß, und von ihm angehört zu werden, der nach ihren Begriffen die vollkommene Männlichkeit darstellte, riß sie zu weitester Offenheit hin. Ihr Herz kannte weder Arg, noch Verstellung.

„Und dann bin ich ja auch ganz mittellos,“ fuhr sie ohne eine Spur falscher Scham fort, die dunklen Augen voll zu ihm aufschlagend. „Was ich besitze, verdanke ich dem Onkel. Und er hat auch nur sein Gehalt.“

Der Assessor schwankte zwischen Rührung und Verlegenheit. Indessen seine Gewandtheit, sowie seine Sympathie für das bedauernswerthe Mädchen unterdrückten das letztere Gefühl schnell. Aber eine bittere Abneigung stieg in ihm auf gegen den selbstsüchtigen, lieblosen Gelehrten, welcher die ihm anvertraute Mädchenblume achtlos neben sich welken ließ.

„Dann freilich ist Ihnen leider manche Einschränkung geboten," bemerkte er.

„Ja, gewiß. Nur bisweilen ist es mir, als müsse ich ersticken. Das Leben ist ja doch sehr lang, und die Vorstellung, so immer, immer weiter fortzuvegetiren —" Sie brach ab. „Wäre Martha nur nicht so gehässig," begann sie lebhafter. „Aber sie fürchtet, daß der Onkel mich lieber haben könne, als sie, und darum gönnt sie mir nichts."

„Jagen Sie die Person doch fort," rief der junge Mann aufrichtig empört über die unwürdige Stellung, welche der Professor diesem zartveranlagten Mädchen neben einer ungebildeten Person anwies.

Sie fuhr förmlich erschreckt zusammen. „O, wie sollte ich? Wie könnte ich —"

„Haben Sie denn keine verwandte Seele auf dieser Erde, zu der Sie flüchten könnten, die Sie in Schutz nähme? Keine?"

Sie schüttelte das Haupt. „Nein, Niemand!"

„Schrecklich!" Die Rolle des Beschützers und Berathers, welche der Zufall ihm Angesichts eines liebenswürdigen Mädchens aufdrang, erwärmte Rüdiger's Herz. Sein freier, stolzer Sinn empörte sich gegen diese Knechtschaft mehr und mehr. Er beugte sich tiefer zu ihrem Haupte nieder und fragte leise. „Wäre es nicht besser für Sie, ein neues Leben anzufangen, wie so Viele es thun, um selbstständig zu werden? Glauben Sie, daß man Sie hier im Hause vermissen würde, wenn Sie fortgingen?"

„Mich vermißt Niemand," erwiederte sie staunend ob der Frage. „Aber ich weiß nur nicht —"

Er ergriff ihre Rechte. „Möchten Sie nicht versuchen, eine Stellung anzunehmen — außerhalb? Weit entfernt von hier? Als Gesellschafterin, Stütze der Hausfrau oder Reisebegleiterin? Ich könnte Ihnen da helfen."

Sie war unter seiner Berührung und seinen Worten dunkel erglüht. Ein solcher Vorschlag betäubte sie anfänglich. Allmälig erst ward ihr klar, daß ihr Fortgehen zugleich eine Trennung von Rüdiger bedeute. Da begann ihr Herz so heftig zu klopfen, daß sie es kaum über sich vermochte, ruhig neben ihm sitzen zu bleiben.

„Nein? Nicht?" fragte er, sein Antlitz halb lächelnd, halb tadelnd erhebend. „Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, Fräulein Alwine. Hierbleiben ist geistiger Tod für Sie, wie die Sachen stehen. Man begeht das Verbrechen einer systematischen Abtödtung an Ihnen. Jetzt fühlen Sie es nur unbewußt, eines Tages aber wird Ihnen dies Bewußtsein aufgehen, und dann dürfte es zu einem Wandel, der glücklichen Ausgang verheißt, zu spät sein. Heute steht Ihnen Alles fördernd zur Seite — Jugend, Gesundheit, Kraft."

Sie hatte kaum gehört, was er gesagt. Sie dachte an den Sommermorgen, da ihr dieser Mann zum ersten Mal im Hausflur begegnet war, wie es da seltsam licht um sie her geworden, und sie die Stufen so vogelleicht hinaufgeeilt war. Jede Annäherung von ihm, jedes seiner Worte, seine Blicke, sein Lächeln — bis zu dieser wunderbaren Stunde, Alles stand plötzlich festgezaubert vor ihrer Seele. Und das Alles sollte sie opfern und hingeben für ein neues Dasein, welches ohne ihn kein Glück, ach, nicht einmal eine Freude bergen konnte!

Ihre Hände falteten sich in stummer Angst.

„Und dann," fuhr er ernst fort, „dürfte auch ein Tag kommen, wo Sie sich Ihrer Herzensrechte bewußt werden, die man gleich tyrannisch, gleich lieblos verkümmern ließ, wo Sie die Möglichkeit, welche ich Ihnen jetzt vorschlug, mit heißen Thränen zurücksehnen dürften. Ihren Stolz, Ihre Weiblichkeit, Alles tritt man hier mit Füßen, Fräulein Alwine."

Da sie geängstigt schwieg, fragte er eindringlich. „Sie sind Waise. Wo lebte denn Ihr Vater?"

„Mein Vater ist — im Irrenhause," sagte sie, ihre dunklen Augen senkend.

Er schreckte leicht zusammen. „Und Ihre Mutter?"

„Meine Mutter — ich habe keine! Ich kenne sie nicht — nicht einmal ihr Bild."

Ihm ward schwül zu Muth, trotz der kühlen Temperatur des Zimmers. Ein Schauer tiefen Erbarmens ging durch seine Seele.

„Fräulein Alwine," sagte er und seine sonst etwas scharfe Stimme klang weich und innig, „ich gedenke meiner glücklichen Jugendzeit und beklage Sie tief. Mutterliebe ist schwer zu entbehren, ist unersetzlich. Um so mehr bitte ich Sie, meinen Vorschlag anzunehmen und zu versuchen, Ihrem Dasein eine andere schönere Seite abzugewinnen. Erwählen Sie sich einen Beruf. Machen Sie sich frei, selbstständig und lassen Sie mir das freudige Bewußtsein, Ihnen den rechten Weg hierzu gewiesen zu haben. Ueberlegen Sie, Fräulein Alwine, überlegen Sie ernsthaft!"

Er schob seinen Stuhl zurück und stand auf. „Aber nicht gar zu lange, denn in wenigen Tagen muß ich Ihnen Lebewohl sagen. Ich bin an die Regierung in Oppeln versetzt worden und gedenke in spätestens fünf Tagen abzureisen."

Wäre ein Blitzstrahl zu Alwinens Füßen niedergeschlagen, es hätte sie nicht mehr erschrecken können als diese leicht hingeworfene Nachricht. Einen Moment war es ihr, als verdunkele sich das Zimmer, als stocke ihr der Athem, als spränge etwas mit schrillem Weh in ihrer Brust mitten voneinander.

Fort! Er! Untertauchen in die große, weite Welt, ein Fremder, den man vergessen soll und der selbst vergißt!

Mit einem jähen Angstschrei sprang sie vom Sitze

empor. Sie kannte nur diesen einen Menschen, der sich ihr liebevoll genaht, der ihr Schicksal beklagt, der ihr Blumen gespendet, und den sie dafür bis zur Anbetung liebte, ohne es zu wissen, daß dieses allmächtige Gefühl Liebe war, ohne auch von dem Wesen der Liebe mehr zu begreifen, als was sich ihr jetzt davon zum Herzen drängte. Und diesen Einen, ihr Alles, sollte sie verlieren!

Ein tödtliche Blässe hatte ihr Antlitz überzogen. Sie starrte vor sich nieder auf die häßliche graue Diele, welche zu schwanken schien unter ihrem Blick. Dann schlug sie plötzlich mit dem Ausdruck bitterster Seelenangst die dunklen Augen zu Rüdiger empor und, beide Hände gegen die Stirn drückend, brach sie in heißes Schluchzen aus.

Er wußte im ersten Moment sich in diese neue Situation nicht zu finden, im nächsten Augenblicke aber wurde sie ihm klar.

Er hatte bis dahin nur freundschaftlich für Alwine empfunden. Wie kam es jetzt, daß Angesichts der fließenden Thränen, im Nachklang jenes erschütternden Angstschreies, sein Herz schneller zu klopfen begann?

Er wollte diesem Gefühl nicht folgen. Er widerstand und trat einen Schritt zurück. Da stürzte sie zu ihm, im unbewußten Gefühl, ihn zurückzuhalten. Sie wollte sprechen. Aber das Schluchzen erstickte ihre Stimme. Ihr Auge gestand vollends ein, was das Zucken der Lippen vielleicht noch verschwiegen hätte.

Rüdiger griff nach ihrer ausgestreckten Hand, die leicht wie im Fieber bebte.

„Was haben Sie?“ flüsterte er, der Macht des Augenblicks mehr und mehr verfallend. „Was beweinen Sie? Wen? Mich? O Alwine!“

Sie wußte nicht, was sie thun wollte; nur die erstickende Last vom Herzen heben, ihm sagen, daß sie nicht mehr leben könne, ohne sein Antlitz zu sehen, seine Stimme

zu hören, daß sie alles Elend, alle Vergewaltigung ihrer hilflosen Jugend, alle Entbehrungen freudig dulden wolle, wenn droben nur sein Schritt ertönte, die Klänge seines Instruments durch die Decke zu ihr herabsanken, wenn ab und zu nur sein lächelnder Gruß sie traf.

Und so rief sie, ihre beiden Hände um die seine drückend: „Gehen Sie nicht fort! Ich überlebe es nicht!"

„Und wenn ich nicht bleiben kann?" fragte er, ihre Finger gegen die Brust drückend.

Diese Bewegung, so zart sie auch war, blieb mächtig genug, sie zu betäuben. Unwissend dessen, was sie that, sank sie an sein Herz. Und als sie sich von ihm umschlungen fühlte, erwachte das naturheiße Sehnen ungehemmt. Sie schlang beide Arme um seinen Hals, und fest an ihn gelehnt preßte sie ihr Antlitz gegen seine Schulter und brach abermals in glühende Thränen aus.

Er hielt sie eng umfangen. Das leidenschaftliche Erwachen ihrer Empfindungen theilte sich seinen Nerven mit. Er hatte aufgehört, sich Rechenschaft abzulegen. Der süße Rausch, in welchen diese bedingungslose Hingabe ihn versetzte, verzehrte jedes Bedenken.

„So sehr liebst Du mich?" flüsterte er, ihre dunkle Flechtenkrone mit seinen Lippen streifend.

„Nimm mein Leben," versetzte sie, gläubig zu ihm aufschauend. „Nur verlaß mich nicht."

Er konnte dem Drange nicht widerstehen, die thränenfeuchten Lippen zu küssen, welche diese Worte stammelnd hervorgestoßen hatten.

„Du bleibst bei mir!" rief sie aufjubelnd.

„Und Du bei mir," flüsterte er leidenschaftlich, ihr heißes Antlitz mit Küssen bedeckend.

„Immer, immer — bis ich sterbe."

Draußen fiel die Flurthür hart zu, ein Zeichen, daß die Haushälterin mit dem Marktkorbe heimgekehrt sei. Die

jungen Leute fuhren erschreckt auseinander. Aber die Flamme in Rüdiger's Blicken, und die selige Freude in Alwinens Augen erlosch nicht.

„Wir müssen scheiden, Geliebte," sagte er, das junge Mädchen noch einmal fest an sich ziehend. „Morgen sehen wir uns zur selben Stunde wieder. Behalte unser Geheimniß bis dahin für Dich. Willst Du, mein Lieb?"

Wie, dem finsteren, zerstreuten Oheim oder gar der mürrischen Martha sollte sie schildern, was da soeben an seligen Offenbarungen über sie hereingebrochen? Ihnen erzählen, was so tief und still im Heiligthum ihres Herzens verborgen ruhte, daß sie selbst nicht daran zu rühren wagte? O, nie!

„Wir wissen es Beide und sonst Niemand," flüsterte sie, seine Rechte demüthig und dankbar an ihren Mund drückend. „Ich habe ja Niemand auf dieser Erde, der mich liebt, als Dich! Niemand, der sich um mich sorgt, wie Du es gethan. So bist Du auch der Einzige, der fortan über mich bestimmen soll, und dem ich gehorchen will, immer und ewig, weil ich Dich so unbeschreiblich lieb habe."

Er machte sich rasch frei und ging.

Sie sah ihm regungslos nach, bis sein Schatten an der Außenthür vorübergehuscht war, dann blickte sie sich langsam im Gemache um. Sie erkannte es nicht wieder. Es war ihr fremd geworden.

Und sie selbst? War sie sich nicht auch fremd geworden?

Sie schluchzte noch einmal auf vor Glück. Und andächtig faltete sie ihre Hände, senkte ihre Stirn tief darüber und flüsterte den Namen des Geliebten. —

Inzwischen war der Assessor hastig aus dem Hause geeilt, dorthin, wo man ihn unter Freunden erwartete.

Er war wie berauscht, so daß er den Regen, welcher in heftigen Schauern niederrauschte, nicht bemerkte. Seine

Wangen glühten. Die erregte Phantasie führte ihm die Bilder der vergangenen Stunde greifbar lebhaft zurück. Er konnte den wunderbaren Wandel von verzweifelnder Angst zu überwallender Entzückung in den Augen Alwinens nicht vergessen. Der Zauber dessen, was sie ihm unbewußt geboten und was er unbewußt in ihr erregt, gab ihn nicht frei. Es war, als erlebe er ein Märchen, das seine magische Wirkung auf das Gemüth fortübte.

Am nächsten Morgen erwachte er mit einem deutlicheren Bewußtsein des Geschehenen, aber auch mit dem vollen Verlangen, sein Glück mit dem Alwinens eng zu vereinen. Er ging die Reihe seiner Begegnungen mit ihr zurück und es war ihm, als habe er das bescheidene, demüthige Kind immer geliebt. Er pries sich glücklich, den Wink des Schicksals richtig verstanden zu haben, und es erfüllte ihn mit Stolz, daß er selbst eine Art Schicksal für die Geliebte geworden war.

Gleichzeitig ward er sich aber auch darüber klar, daß die Lage eine schwierige war, da seine materielle Abhängigkeit von einem begüterten Bruder seiner verstorbenen Mutter ihm eine vorherige Rücksprache mit diesem zur Pflicht machte, und dies um so mehr, als der Oheim eine Verbindung seines Neffen mit seiner ältesten Tochter stets im Auge gehabt hatte.

Indessen hierin lag kein Grund zur Besorgniß. Der Oheim war kein unedler Charakter, und Alwinens Bescheidenheit, ihrer jugendlichen Anmuth mußte es gelingen, das Herz des Oheims zu gewinnen. Wenn es ihr freilich nicht gelang, dann schob sich der Tag der Vereinigung weit hinaus, bis Amt und Gehalt ihm eine Heirath gestatteten.

Alexander v. Rüdiger hatte im Laufe des Tages Muße, alle Möglichkeiten zu prüfen und sich über den einzuschlagenden Weg klar zu werden. Aber wie er die Sache

auch wendete und von welcher Seite er sie beleuchtete, Alwinens fügsame Unterordnung mußte immer das Beste thun, darauf stützte sich jede Voraussicht. Und es war ihm, als liebe er sie doppelt zärtlich darum.

Diesmal wartete er den Fortgang des Professors und der Wirthschafterin geflissentlich ab, bevor er drunten die Glocke zog.

Alwine stand mit heißen Wangen seines Grußes gewärtig. Er fand diese holde Scheu reizend, anbetungswürdig.

„Weißt Du, Geliebte," sagte er, sie an sich drückend, nachdem er sie mit seinen Familien- und Vermögensverhältnissen bekannt gemacht, „es bedarf nur unserer Standhaftigkeit, um zu siegen."

„Ich warte auf Dich," sagte sie mit ihrem gläubigen Lächeln. „Und wenn ich alt darüber werden sollte." Ihre Seele kannte keine Eifersucht gegen das reiche, junge Weib, welche Rüdiger's Namen hatte tragen sollen, vielmehr trat an deren Stelle aufrichtiges Mitgefühl und Bedauern darüber, daß Ariana v. Ferchow dieses Glückes nunmehr nicht theilhaftig werden konnte.

Er küßte sie zärtlich. „Eins ist in mir zum festen Entschluß geworden, mein Lieb: Du darfst in diesem Hause nicht bleiben, wenn ich fern bin und Dich nicht schützen kann gegen tyrannische Uebergriffe Deines Oheims oder gegen die Rohheit seiner Haushälterin. Du mußt fort von hier, in eine bessere, liebevollere Häuslichkeit, wo Du zugleich auch lernen kannst, Dich auf Deinen Beruf als Hausfrau vorzubereiten."

Sie lehnte ihre Stirn an seine Schulter. „Sage mir, was ich thun soll!"

„Ich erhielt vor Kurzem diesen Brief eines Bekannten, des Hauptmanns Hammer, in dem er mich bittet, ihm aus guten Kreisen eine junge Dame zu empfehlen, die seiner

Gattin als Gesellschafterin und Stütze im Haushalt zur Seite stehen könne. Ich kenne allerdings die Frau meines Bekannten nicht, aber von ihm selbst weiß ich, daß er ein braver, liebenswürdiger Mann ist, der seine Pflichten auch Dir gegenüber gewissenhaft erfüllen wird."

„Ich bitte Dich," sagte sie glückstrahlend, „denke nicht an mich. Wie Du es anordnest, so ist es gut."

„Ich werde dem Hauptmann jedenfalls mittheilen, daß die junge Dame, welche seinem Wunsche zu folgen bereit ist, Familienzugehörigkeit als Grundbedingung hinstellt. Bist Du damit einverstanden? Und glaubst Du, daß Dein Onkel seine Einwilligung geben wird, wenn Du ihm die Entscheidung nahelegst?"

„Natürlich, er willigt ein. Ich bin ihm ja ganz gleichgiltig. Und wenn er mir noch das Reisegeld gegeben hat, so beanspruche ich weiter nichts von ihm."

„Nein," rief er hastig. „Gehalt darfst Du nicht annehmen. Davon ist keine Rede. Dein Oheim muß fortfahren, für Deine persönlichen Bedürfnisse zu sorgen, bis ich selbst hierzu in der Lage bin. Es gehört zu Deiner Stellung in jenem Hause."

„Ich werde Onkel darum bitten," sagte sie leise. „Er wird nicht unzugänglich sein." Sie sah einen Moment zu Boden, endlich fuhr sie sanft fort. „Von der Pension meines Vaters bleibt für mich nichts übrig. Die Anstalten für Gemüthskranke sind so theuer. Der Onkel machte es gleich so ab, als er damals zu uns kam, daß die Pension gerade daraufging. Sonst hätte ich vielleicht etwas eigenes Geld."

Er zog sie an sich. Es bedrückte ihn etwas bei diesen schlichten Worten. „Unsere Liebe wird diese dunklen Erinnerungsschatten aus Deinem Leben verscheuchen. Es soll mein Glück, mein schönstes Recht sein, in Deinen Augen die Freude zu entzünden, welche ihnen noch fremd geblieben

ist. Nur mußt Du immer an mich glauben und mir Dein hoffnungsvolles Vertrauen nie entziehen."

„Nie!" sagte sie, seine Hand mit Küssen bedeckend.

Als Rüdiger sie verlassen hatte, erwartete Alwine die Rückkehr ihres Oheims mit dem peinlichen Gefühl, ihm etwas verheimlichen zu müssen. Als der Schein seiner Studirlampe durch die Thürspalte fiel, öffnete sie die Thür leise und trat in das Gemach, in ein kahles Bibliothekzimmer, welches jeglicher, auch der kleinsten Behaglichkeit ermangelte.

Der Professor, den Hut noch auf dem Kopfe, trug einen Stoß Hefte unter dem Arm, während er zugleich eine lange Pfeife in Brand zu setzen bemüht war.

Die Anwesenheit seiner Nichte in diesem weltfeindlichen Heiligthum entlockte dem Professor einen Ausruf des Staunens.

„Ich bin mit Beleuchtung versehen," sagte er abweisend, die kleine Schirmlampe auf den Arbeitstisch niedersetzend. Dabei glitten ihm die Hefte unter dem Arm fort und fielen zu Boden. „He! Das ist doch sehr unangenehm!"

Das junge Mädchen hatte sich rasch gebückt und die Hefte aufgesammelt.

„Lege sie auf den Tisch!"

Als Alwine diesem Befehl nachgekommen war und noch immer keine Anstalt machte, das Zimmer zu verlassen, wurde der Professor unruhig. Er nahm seinen Hut vom Kopfe und ging mit knarrenden Stiefeln von einem Ende des Tisches bis zum andern, wandte sich, blickte unter den buschigen Brauen zerstreut in das gesenkte Mädchenantlitz, rieb seine Handflächen aneinander und sagte endlich mit einem wunderlichen Seufzer: „Mir scheint, Du willst etwas. Dann beeile Dich. Ich habe keine Zeit."

„Ich wollte nur Deine Einwilligung erbitten, eine mir

angebotene Stelle als Gesellschafterin annehmen zu dürfen," stammelte Alwine.

Der Professor blickte zuerst auf, wie Jemand, der nicht recht verstanden hat. Dann kniff er die Augen zusammen und sagte stirnrunzelnd: „Wie meinst Du das?"

„Ich fühle, daß ich hier überflüssig bin und daß ich mich in einem anderen Hause nützlicher machen könnte. Martha sieht es nicht gern, daß ich meinen Theil an den häuslichen Arbeiten trage."

„So, so!" murmelte Ignatius Hansen, das schlecht rasirte Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger drückend, wie er zu thun pflegte, wenn einer seiner Schüler das Verbrechen eines grammatikalischen Fehlers sich hatte zu Schulden kommen lassen. „Das ist ein besonderer Fall. Also, Du möchtest Dich besser unterhalten?"

„O nein, Onkel!" rief Alwine. „Wenn ich auch nicht so abhängig wäre —"

„Schon gut. Hast Du eine Klage?"

Ach, ihr ganzes Dasein in diesem freudelosen Hause war eine einzige bewußte und unbewußte Klage gewesen! Nur seltsam, daß gerade jetzt, wo es einer Aenderung galt, ihre Seele nicht so freudig jauchzen wollte, wie sie es vorher geglaubt hatte.

„Ich frage, ob Du eine Klage hast?" wiederholte der Professor eindringlich wie immer, wenn eine mangelhafte Antwort seiner Schüler Unwissenheit verrieth. „Dann bringe sie vor, überlege aber vorher, was Du sprichst, damit Du nicht später Deine Thorheit einsiehst."

„Ich möchte die Stelle annehmen," sagte Alwine leise.

„Hm! Man hat Unabhängigkeitsgelüste! So gehe und suche, was Du nicht finden wirst." Er griff in seine Brusttasche, zog aber die Hand wieder zurück, räusperte sich abermals und sagte endlich zögernd. „Bleibst Du von mir abhängig oder nicht?"

„Ja!“ flüsterte sie, über und über erröthend. Rüdiger's Verbot bereitete ihr in diesem Augenblick einen empfindlichen Schmerz. „Wenn Du die Güte haben willst, mir monatlich eine geringe Summe zu bewilligen — nur für meine Kleidung, so werde ich Dir sehr dankbar und noch sparsamer sein als bisher.“

„Daran wirst Du gut thun,“ sagte der Professor, die Augen zusammenkneifend.

Das junge Mädchen näherte sich ihm zaghaft. „Ist keine Hoffnung, daß mein Vater jemals genesen wird?“

Ignatius Hansen wandte sich hastig zu der Sprecherin. „Wie kommst Du darauf? Hast Du die Absicht, ihm etwas abzufordern?“

Sie sah erschreckt auf. „O nie, solange — solange er krank ist.“

Des Professors Antlitz hatte sich seltsam verändert. Die dunklen Augen unter den buschigen Brauen leuchteten in einem eigenthümlich finsteren Glanze. Eine tiefe Falte hatte sich quer über der Nasenwurzel gebildet. Seine schmalen Lippen verzerrten sich, so daß auch die Stimme verändert klang, als er sagte: „Dein Vater ist für diese Welt todt. Und wenn Du wissen willst, warum er in Tobsucht verfiel, so magst Du es jetzt erfahren, wo Du selbst in die Welt hinaus strebst. Er war nicht Manns genug, sein Schicksal zu tragen. Und so mußte er in's Irrenhaus wandern, nachdem sein Weib mit einem anderen Manne davon gegangen war.“

„Meine Mutter —“ flüsterte das junge Mädchen, und ein Schauer des Schreckens, der Furcht rieselte durch ihren Körper. „Lebt sie? Wo ist sie? Weißt Du etwas von ihr?“

Ignatius Hansen hatte die knochige Hand mißmuthig über seine Stirn gleiten lassen. Es verdroß ihn, daß er die Erklärung nicht in besserer Form gegeben, daß er sich

von der Ueberraschung einer Frage so hatte hinreißen lassen.

„Unterlaß jede weitere Frage über diesen Gegenstand," sagte er, in seinen gewohnten Ton zurückfallend. „Du hast es hier mit einer Todten zu thun. Und jetzt," fuhr er fort, auf die Hefte deutend, „jetzt gönne mir die Zeit, diesen jungen Burschen auf die Finger zu sehen."

„Ich darf also die Anfrage bejahend beantworten?" fragte sie noch einmal schüchtern, und ein unklares Gefühl des Mitleids kam über sie, als sie den Mann, welcher im Grunde doch so uneigennützig an ihrem unglücklichen Vater und an ihr selbst gehandelt hatte, sich pflichteifrig in seine mühevolle Arbeit vertiefen sah.

„Störe mich nicht länger und thue, was Du willst," erfolgte die abweisende Antwort.

Sie ging hinaus, schweren Herzens.

2.

Um die vierte Nachmittagsstunde verkündete der schrille Pfiff der Dampfpfeife, daß der Zug im Begriff sei, in den Bahnhof einzulaufen. Zugleich betrat das harrende Publikum den Bahnsteig. Unter den Letzten, die aus den endlich geöffneten Wartesälen hinausdrängten, befand sich ein mittelgroßer, schlanker Offizier, der nebeligen Kühle wegen in einen Paletot gehüllt. Er schritt langsam forschend die Wagenreihe entlang bis zur Damenabtheilung, aus welcher ein junges Mädchen soeben zur Erde sprang.

„Fräulein Hansen?" fragte er, höflich die Mütze berührend. „Ich bin der Hauptmann Hammer."

Sie nickte und verbeugte sich.

„Meine Frau war leider nicht im Stande, mich hierher zu begleiten. Darf ich um Ihren Gepäckschein bitten? Inzwischen werde ich Sie zum Wagen führen."

Hauptmann Hammer that nach diesen Worten einen

leisen Pfiff, der Alwinens Verwunderung erregte. Aber noch mehr erregte es ihr Staunen, fast zu gleicher Zeit eine Gestalt in Uniform neben sich auftauchen zu sehen, von deren Vorhandensein sie bis dahin nichts bemerkt hatte.

„Mein Bursche," sagte der Offizier. „Nimm den Gepäckschein hier — und vorwärts!"

Die Bewegungen des also Vorgestellten waren so blitzartig, daß das junge Mädchen abermals etwas zusammenfuhr. „Wo ist er geblieben?" fragte sie unwillkürlich.

„Sie werden nachsichtig sein müssen," sagte Hammer höflich. „Er ist noch nicht abgerichtet."

„Was ist er nicht?" fragte Alwine mit weit geöffneten Augen.

„Ein Tölpel ist er noch," erwiederte der Hauptmann, den Wagenschlag öffnend.

In demselben Moment erschien der Soldat wieder, einen Koffer auf der Schulter, einen Korb in der Hand tragend, stellte beides auf den Kutscherssitz und sprang, als der Wagen schon im Abfahren begriffen war, blitzschnell zwischen Gepäck und Kutscher.

„Was ist das nur für ein Mensch!" dachte Alwine. In ihrem kleinen Städtchen gab's kein Militär.

„Wenn Sie nur Geduld haben können," unterbrach Hammer diese Betrachtung. „Meine Frau ist leider sehr nervös. Sie hoffentlich nicht?"

„O nein, Herr Hauptmann," lächelte sie.

„Gottlob! Ich bin Herrn v. Rüdiger in hohem Maße verpflichtet."

Es war gut, daß der Wagen soeben vor einem stattlichen Hause still hielt, sonst hätte dem Sprecher der leuchtende Ausdruck der bis dahin nur fragend blickenden Augen auffallen müssen.

Der Bursche riß die Wagenthür auf, dem Fräulein

seine rothe Hand mit einer Art vertraulichen Lächelns darbietend.

„Bring' die Sachen nach oben und benachrichtige die gnädige Frau!" sagte der Hauptmann, ihn bei Seite schiebend, um Alwine selbst beim Aussteigen behilflich zu sein. „Und wisch' Dir die Füße ab, ehe Du in den Korridor gehst. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Und weg war er, wie fortgeweht.

Im Korridor droben, welcher sein Licht nur von dem großen Fenster der Eingangsthür erhielt, brannten bereits die Gasflammen. Das junge Mädchen fühlte ein leichtes Herzklopfen, als ihr Schritt auf dem breiten Flurteppich gedämpft widerhallte. Sie kam sich in diesem Moment unsäglich verlassen vor.

Ein hübsches Hausmädchen in weißer Schürze trat aus der nächstliegenden Thür und half der Fremden mit neugierigen Blicken Mantel und Hut ablegen.

Hammer hatte sich gleichfalls seiner Mütze und seines Mantels entledigt, wobei ihm der Bursche behilflich war.

„Bitte nun!" sagte der Hausherr, einen dunklen Vorhang bei Seite schiebend und die hinter demselben befindliche Thür öffnend. „Ich will meine Frau benachrichtigen. Nehmen Sie Platz. Der Kaffee wird sogleich fertig sein."

Alwine sah sich, allein gelassen, erstaunt um. Sie hatte nie eine solche Einrichtung gesehen, nicht einmal im Traume waren ihr solche Dinge erschienen. Sie wußte nicht, ob die rothe, goldgeblümte Seide an den Möbeln ihr gefiel, deren mannigfache Formen sie so schnell gar nicht zu übersehen vermochte, auch nicht, ob die Ständerlampen mit ihren Spitzenschirmen dem Zimmer zum Schmuck gereichten. Die unzähligen Ausschmückungsstücke mit ihren Schleifen, Palmenwedeln und Federbüscheln flößten ihr einen heimlichen Schrecken ein. Wenn das Alles staubfrei und sauber

gehalten werden sollte, da hatte man ja den ganzen Tag nichts Anderes zu thun. Und Alwinens Augen verirrten sich zu einem gerade unter der Decke schwebenden chinesischen Schirm, welcher dort hinaufgeblasen zu sein schien.

In demselben Moment flog drüben ein Thürvorhang zur Seite, und in's Zimmer trat eine Frauengestalt, zu schnell, als daß das sich hastig erhebende junge Mädchen vorläufig etwas anderes als eine flatternde, gelbliche Stoffwolke unterscheiden konnte.

„Willkommen! O willkommen!" rief sie, Alwine ihre Hand entgegenstreckend. „Nun, mein liebes Fräulein, wir werden uns gewiß vertragen. Nicht wahr? — Hatten Sie eine gute Reise? — Ach, Franz, kann denn dieser Johann nicht etwas leiser nebenan auftreten? Er hat mir heute schon einmal die halbe Schleppe abgetreten. Und dabei grinste er mich an — ha, dieses alberne Lachen kann mich ganz nervös machen! Mein Gott, was ist das? Franz, hörst Du?"

Nicht allein der Hauptmann, der hinter seiner Frau eingetreten war, sondern auch Alwine hörten in dem angrenzenden Eßzimmer einen bedenklich scharfen Ton, der auf irgend ein zersprungenes Gefäß hinzudeuten schien.

„Mein altes Delfter Porzellan!" rief Frau Hammer und stürzte in's Nebengemach. Ihr Gatte hinter ihr her.

So erreichten sie Beide fast zu gleicher Zeit die Thür, prallten aber zurück, als plötzlich der Missethäter mit den Scherben einer altmodischen Milchkanne vor ihnen stand. Er war jetzt in Livree.

„Mensch!" rief der Hauptmann, weniger durch den Verlust, als durch den hieraus entstandenen Auftritt angeärgert, „wirst Du denn nie lernen — Ich bitte Dich, Laura! Es läßt sich gewiß kitten!"

„Ich kitte sehr gut," sagte der Bursche diensteifrig, die Trümmer aneinander haltend. „Mein Vater ist Töpfer."

„Gehen Sie mir aus den Augen!“ stöhnte die junge Frau. „So weit als möglich!“

„Also, verdufte!“ sagte der Hausherr. „Und schicke Luise herein mit dem Kaffee. Bitte, Fräulein Alwine!“

Das junge Mädchen hatte sich noch nicht völlig von seinem Erstaunen erholt, den ihr immer räthselhafter dünkenden Menschen aus seiner Uniform plötzlich in eine silbergestickte braune Livree hineingezaubert zu sehen, doch folgte sie gehorsam der Aufforderung.

„Das sind die kleinen Schattenseiten unseres Standes,“ sagte der Hauptmann, während seine Frau die beiden Hälften der Milchkanne immerfort aneinander preßte, als könne sich der Riß dadurch schließen. „Aber, liebe Laura, gib's doch auf jetzt!“

Die junge Frau erhob ihr bleiches, nervöses Gesicht mit einem geradezu verzweifelten Ausdruck. „O Gott, wenn Mama das Alles hätte ertragen sollen!“

Hammer lächelte verlegen. „Du hast ja jetzt in Fräulein Alwine eine Stütze, die Dir vielen Verdruß abnehmen wird. Die Sache ist nämlich,“ wandte er sich kurz entschlossen an das junge Mädchen, „daß meine Frau sich einen Privatdiener halten möchte, mir dies aber als jungem Hauptmann nicht gern zugestanden wird vom Regimentskommandeur. Meine Kameraden sind nicht sonderlich wohlhabend, und es ist daher ganz in der Ordnung, wenn der Eine sich der Mehrheit fügt.“

„Dieser Oberst!“ rief die junge Frau, ihre graublauen Augen gen Himmel richtend. „Und seine Frau! O, was man erlebt! Heirathen Sie nie einen Offizier, Fräulein Alwine, wenn Sie ein freier, selbstständiger Mensch bleiben wollen. O, was sage ich — selbstständig? Nur selbstdenkend!“

„Du übertreibst, liebes Kind,“ versetzte der Hauptmann verlegen. „Sie werden die Verhältnisse ja kennen lernen,

Fräulein Alwine. Es ist wirklich nicht so schlimm, wie meine Frau es sich einbilden möchte. Gewisse Rücksichten lassen sich doch leicht ertragen bei einigermaßen gutem Willen."

„Diese Frau Oberst ist entsetzlich!" fuhr die junge Frau ungenirt fort, und ihr hübsches, bleiches Gesichtchen färbte sich leicht. „In Alles mischt sie sich ungefragt. Glauben Sie, daß ich zu Hause bleiben kann, wenn ich will, oder ausgehen, wann ich will? Heute Abend zum Beispiel müssen wir in eine Gesellschaft gehen, die mir Grauen einflößt der Langeweile halber, welcher man dort ausgesetzt ist. Ach, wenn Du absagen wolltest, Franz!"

„Sie haben Fräulein Alwine sofort miteingeladen," erwiederte der Hauptmann kopfschüttelnd. — „Sehen Sie, die Familie ist erst einige Monate hier im Regiment. Wir luden sie ein —"

„Wenn's nur zum Diner gewesen wäre, wie ich wollte," fiel die junge Frau erregt ein. „Glauben Sie, daß man mich in meinem eigenen Hause ein Diner geben ließe? Wissen Sie, was diese Frau Oberst, als sie davon hörte, mir sagte? ‚Ach, mein liebes Frauchen, bleiben wir doch bei der alten, guten Sitte!' Das heißt: bleiben wir bei unserem Kommißpekko und langweilen wir uns zu Tode!"

„Das Regiment," fiel Hammer, beschwichtigend und erläuternd nach beiden Seiten ein, „ist im Ganzen ein armes Regiment, und wenn der Oberst auf Einfachheit hält —"

„Franz," rief die junge Frau, „schweig' mir davon! Ich halte es nicht aus!"

Alwine sah, wie Hammer sich leicht auf die Lippe biß vor Verdruß, aber er entgegnete nichts, sondern schob seinen Stuhl zurück, grüßte und verschwand.

„Das ist immer das Ende," flüsterte Frau Hammer, ihre kleine Serviette zusammenballend und auf den Tisch

schleudernd. „Und um acht Uhr steht der Wagen vor der Thür. Nicht unsere Privatequipage, sondern eine schmutzige Droschke. Equipage dürfen wir uns auch nicht halten, obwohl Mama uns einen Landauer zu Weihnachten schenken wollte. Mein Mann hat sich ein kleines offenes Ding angeschafft, das ist Alles."

Alwine hatte diese Enthüllungen und Ergüsse widerstandslos und verständnißlos über sich ergehen lassen. Sie dachte nur an Rüdiger und daran, daß wenn sie als sein Weib mit ihm und neben ihm leben durfte, alle Vorgesetzten der Welt nach Belieben reden und handeln mochten. Ihre Gedanken glitten dann in die kleine Heimathstadt zurück, wo das Gras so friedlich zwischen den Pflastersteinen aufsprießte, und die Leute zur Sommerszeit Abends auf grünen Bänken vor den hochgiebeligen Häusern saßen und miteinander schwatzten. Aus diesen Erinnerungen wehte ein Etwas sie an, das sie hier im Glanze der neuen Umgebung vermißte. Und dann dachte sie an den schmerzlichen Abschied von Rüdiger und die kalte, fast gleichgiltige Trennung von dem pedantischen, strengen Oheim.

Laura Hammer war inzwischen aufgestanden und betrachtete sie forschend.

„Wer ist eigentlich dieser Rüdiger, welcher Sie uns empfahl?" fragte sie. Aber sie wartete die zögernde Antwort nicht ab, sondern fuhr hastig fort: „Ich will nie ungerecht gegen Sie sein. Sollte es mir dennoch passiren, so denken Sie daran, daß man mich systematisch hier aufreizt. Wenn Sie mich noch vor einem Jahre gesehen hätten! Mein Mann war abkommandirt nach Berlin. Berlin! Denken Sie! Ich bin Berlinerin. Wir hatten uns nur fünfmal gesprochen, da waren wir schon verlobt. Mama ist sehr reich, sehr reich. Ich bin ihr einziges Kind. Mama wollte, daß Franz sofort den Abschied nehmen solle. Ich fand es aber hübsch, einen Offizier zu

heirathen. Jetzt möchte ich es auch tausendmal lieber, er hätte seinen Abschied genommen. Was haben wir von unserem Vermögen? Ich wollte, daß mein Mann vierzehn Tage Urlaub nähme nach Berlin. Glauben Sie, daß er ihn bekommt? Sechs Wochen nach dem Manöver seien hinreichend gewesen, sagte mir der Oberst, als ich einmal davon sprach. O, ich bin unglücklich! Und mein Mann versteht mich nicht, kann mich nicht verstehen, will mich nicht verstehen."

Und sie drückte das Spitzentuch gegen ihre Augen und weinte.

Alwine, halb in Verlegenheit und halb in Theilnahme, trat zu ihr. „Ich bin so wenig in alledem bewandert —"

„Da danken Sie nur Gott!" rief die junge Frau äußerst lebhaft und rauschte in einer Wolke von Spitzen, Schleifen und Stoff aus der Thür.

Alwine blieb verdutzt stehen. Jetzt war sie allein im Zimmer. Und schüchtern, wie sie war, wagte sie es nicht, auch ihrerseits dasselbe zu verlassen.

Verlegen blickten ihre dunklen Augen in dem behaglich erwärmten Gemach umher, aus dessen hellem Kaminfeuer ein belebendes Licht über die kostbare Sammlung alter Majoliken und Porzellangefäße auf den Wandbrettern glitt. Eine mächtige Silberschüssel, das Prunkstück des Buffets, funkelte so blendend, daß Alwine den Blick abwenden mußte.

Die Uhr über der Thür in ihrem Eichengehäuse tickte monoton fort. Es ging auf Sechs, und die Erinnerung an den bevorstehenden Gesellschaftsabend, zu welchem sie auch nicht die geringsten Vorbereitungen treffen konnte, erfüllte Alwinens Herz mit Schrecken. Wenig fehlte, so wäre sie in Thränen ausgebrochen.

Johann trat ein, ein glänzend polirtes Brett in der Hand tragend.

Zuerst schüchterte sein Anblick das junge Mädchen ein, welches sich in die häusliche Zwitterstellung eines Soldaten und Dieners absolut nicht hineinversetzen konnte, dann faßte sie frischen Muth und sagte leise: „Wie hießen Sie doch gleich?"

„Anton Böllermann!" sagte er, das Brett salutirend senkend.

„Nein, nein! Man hat Sie doch anders genannt!"

„Johann!" erwiederte er mit militärischer Kürze. „Ich heiße Anton und werde Johann gerufen. Die Gnädige kann Anton nicht leiden."

Niemals hatte Alwine von einer solch' gewaltsamen und eigenmächtigen Namensänderung etwas gehört. Sie schüttelte das Haupt. Aber das breite, wohlgenährte Gesicht mit den gutmüthigen blaßblauen Augen flößte ihr allmälig Zutrauen ein. Sie trat näher zu ihm.

„Können Sie mir sagen, Johann, wo mein Zimmer sein wird?"

Ein heller Strahl des Verständnisses glitt über sein Antlitz. „Wo ich das Bett heute auf die andere Seite gerückt habe. Ich weiß Bescheid."

„Dann zeigen Sie es mir."

Er machte kurz Kehrt, riß die Thür auf und ging ihr voran über den Korridor in ein hübsches, angenehm erwärmtes Zimmer.

„Soll ich Ihnen die Stiefel ausziehen?" fragte er, zu Alwinens Entsetzen bereits eine halb knieende Stellung einnehmend.

„Nein! O nein doch!" Sie war in peinlichster Verlegenheit.

„Wirst Du machen, daß Du aus dem Zimmer der Dame kommst!" ertönte scharf, aber erlösend die Stimme des Hauptmanns in Alwinens Nähe. „Was hast Du hier zu suchen, Schlingel?"

„Ich sollte der Dame das Zimmer zeigen."

„Es ist doch wirklich —" murmelte Hammer, sich abermals auf die Lippen beißend. „Hinaus jetzt und schick' Luise!"

„Näht für gnädige Frau!"

„Also die Köchin!"

„Holt für die gnädige Frau Pulver aus der Apotheke."

„Wenn Sie sich einige Minuten allein behelfen könnten, Fräulein Alwine!" sagte Hammer mit unterdrücktem Zorn. „Oeffne den Koffer und den Korb — schnell!"

Das Kaffeebrett in Johann's Hand fiel zur Erde, er selbst auf beide Kniee. Als er das Zimmer verlassen hatte, faßte Hammer Alwinens Rechte. „Sie können ein guter Engel in diesem Hause werden, wenn Sie Ruhe genug behalten."

Und rasch ging er davon in sein eigenes Gemach. —

Ein leichter Cigarettenduft schwebte unter dem Lichtkranz der entzündeten Hängelampe und erfüllte das Herrenzimmer mit wohlriechenden Wölkchen. Man hatte Hammer so oft versichert, daß jeder Gegenstand dieses Raumes ein Kunstwerk sei, zum Mindesten eine Sehenswürdigkeit, daß er dieser Versicherung keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte. Das Bild seiner Frau in Lebensgröße hing über dem Divan und blickte wie verschleiert durch den feinen Dunsthauch.

Er sah nicht zu ihm empor auf der Wanderung, welche er erregten Schrittes durch das Gemach unternahm. Der Smyrnateppich erstickte jeden Schall, nur das leise Knarren der Stiefelsohlen unterbrach in regelmäßigen Pausen die Stille.

Die Zeit kam ihm zurück, da die Einwohner seiner ersten Garnison von dem „schönen Hammer" gesprochen, und er dieser Bezeichnung etwas von der Bedeutung eines persönlichen Verdienstes beigemischt hatte. Damals be-

gannen auch die Prophezeiungen, welche ihm eine „brillante Parthie“ in sichere Aussicht stellten. Denn er selbst war arm. Er besaß nichts außer seinem Gehalt. Er konnte auch nicht sagen, daß er ohne Schulden gewesen wäre. Seine gesellschaftliche Stellung beanspruchte nicht unbedeutende Summen. Was auch immer arrangirt werden mochte an kostspieligen Zerstreuungen, die Hauptrolle fiel ihm, dem „schönen Hammer“, zu, ganz unweigerlich. Und das kostete Geld.

Dann wurde er Premierlieutenant und zur Infanterieschießschule kommandirt. Er wohnte nun in Berlin. Sein Charakter war ernster geworden und seine Anschauungen vertieft, vor allem die lächerliche Kinderkrankheit der Eitelkeit glücklich überstanden. Aber etwas war doch fest sitzen geblieben: das Bedürfniß, eine gute Parthie zu machen, der Wunsch, komfortabel zu leben.

Der Auf- und Niederschreitende, durch das leise Klirren seiner Sporen aus der Rückerinnerung aufgeschreckt, blickte flüchtig zu dem halbverschleierten Frauenbilde empor. Er blieb stehen und schloß einen Moment unwillkürlich die Augenlider.

Wie war es wunderbar, daß plötzlich die ganze lebensprühende, bewegungsreiche Scene eines Opernhausballes greifbar deutlich vor seinen Geistesaugen aufstieg. Er sah sich selbst über den glänzenden Fußboden hinschreiten, staunend über eine Pracht, die er bis dahin nie gekannt. Und dann sah er neben dem Springbrunnen eine Mädchengestalt stehen, und die Stimme seines Begleiters tönte ihm wieder in's Ohr: „Das wäre so ein Goldfisch für Dich!“

Das strahlende Bild schwand. Ein anderes, stilles trat an seine Statt. Nur eine leise im Lufthauch schwebende Ampel ward Zeuge dessen, was zwischen ihm und jenem schlanken jungen Weibe geschah, dessen Herz und Hand er gewinnen wollte und gewann. Damals war Alles für

ihn in den Sonnenschein zukünftigen Glückes getaucht. Er hatte es ehrlich gemeint mit seiner Verheißung: „Ich will Dich lieben und halten als mein höchstes Gut.“ Und sie es gewiß nicht minder in dem gewährenden Lächeln ihrer Lippen.

Und dann waren sie Mann und Weib geworden nach dem ersten gewonnenen Sieg gegen die Willensmeinung der reichen Holzhändlerswittwe, die ihren Schwiegersohn als Mann ihrer Tochter lieber beschäftigungslos in ihrem eigenen Hausstand beköstigen wollte.

Kurze Zeit nur hatte die kleine Villa am Thiergarten das Glück des jungen Paares gesehen; dann war Hammer zugleich mit seiner Beförderung zum Hauptmann in die jetzige mittelgroße Garnison versetzt worden. Und damit nahm das Glück, das geträumte wie das wirklich vorhandene, Abschied.

Er zuckte leicht zusammen. Es hatte ihm einen Stich in's Herz gegeben. Ausgesprochen würde er es nicht haben, aber im Inneren fühlte er die bittere Wahrheit, daß seine Gattin ihm die Stellung, welche er einzunehmen berechtigt war, auf das Empfindlichste erschwerte und schmälerte.

Hier, wo ein einziges Regiment die ganze Besatzung ausmachte, wo Jeder den Anderen kannte und auf ihn angewiesen war, trat ihm sehr bald eine störende Gewißheit nahe, diese nämlich: daß die glänzenden pekuniären Verhältnisse seiner Gattin deren wachsende Unverträglichkeit und Unbeliebtheit nicht verminderten, sondern vermehrten.

Welch' eine aufreibende Arbeit, um so aufreibender, als deren Vorhandensein keinem fremden Auge offenbart werden durfte, lastete nunmehr auf den Schultern des einst so sorglosen jungen Offiziers. Wie schnell reifte in ihm die Erkenntniß, daß unter allen unangenehmen Eigenschaften der Gelddünkel die unangenehmste und verletzendste

ist. Und gerade diesen beherbergte er in seinem eigenen Hause.

Er fühlte, daß man die Achseln über ihn zuckte, und es ergrimmte ihn. Und er fühlte auch, daß man sein nachsichtiges Verhalten daheim, sein Sehnen nach Frieden falsch und zu seinen Ungunsten deutete, daß man glaubte, er füge sich aus Hochachtung vor dem Gelde seiner Frau.

Das war die wunde Stelle, die niemals, seit er nothgedrungen zur Erkenntniß gekommen war, heilen konnte, denn er fühlte sich schuldig. Er hatte in Wahrheit Laura Gabler's Schätze erstrebt, als er Hals über Kopf den Bund für's Leben mit ihr schloß, in dem angenehmen Bewußtsein, von nun an ein reicher Mann zu sein.

Und deshalb hatte er auch kein Recht, seiner Frau heftige Vorwürfe zu machen, hatte er auch kein Recht, seiner Schwiegermutter einen Aufenthalt in seinem Hause zu verwehren. Von ihr kam ja Alles, sie erhielt ihn ja, das wußte er vorher. Und wenn er sich an ihren Geldsack fesselte, obwohl er sie eigentlich gar nicht kannte, so durfte er jetzt Mutter und Tochter für seine veränderten Anschauungen nicht verantwortlich machen.

Er that, was er thun konnte, sich in seinem eigenen Bewußtsein sowohl, als in den Augen seiner Kameraden zu rechtfertigen. Er wappnete sich daheim mit unsäglicher Geduld und trug nach außen hin jedem begründeten Anspruch auf Kameradschaftlichkeit Rechnung.

Der Oberst, ein vermögensloser Mann, dem nur Rühmliches nachzusagen war, ausgenommen eine fatale Schwäche seiner Gemahlin gegenüber, welche sich zuweilen bis zum direkten Gehorsam steigern konnte, hielt es abgesehen von allem Anderen für ein gefährliches Beispiel, eine Familie mit allem modernen Luxus so grell sich hervorthun zu sehen. Aus diesem Grunde schon dämpfte er in schonender Weise

jeden neuen Versuch der allgemein unbeliebten jüngsten „Regimentstochter".

Anders die Frau Oberst, welche trotz der besten sonstigen Eigenschaften, viel zu viel „Oberstin" war, um sich einer so jungen Hauptmannsfrau gegenüber sonderlich Zwang anzuthun. Da gab es denn stetige Konflikte.

Dies war der Grund, daß Hammer den Entschluß faßte, seinem dornenreichen Hausstand ein vermittelndes, sozusagen ablenkendes Element einzureihen, von dessen Einwirkung er sich das Beste versprach. Freilich hätte er wissen können, daß die bedingungslose Zustimmung seiner Gattin zur Aufnahme einer Unbekannten in den allerengsten Familienkreis nur dem Bedürfniß entsprang, sich von nun an für jeden erduldeten moralischen Zwang durch eine ungenirte Aussprache schadlos halten zu können.

Inzwischen verstrich langsam eine Stunde nach der anderen. Es war Zeit, Toilette zu machen. Johann trat in die Thür und deutete dies in seiner lakonischen Sprechweise also an: „Der Wagen ist bestellt!"

Alwine, jeder, auch der bescheidensten Art von Geselligkeit völlig fremd, sah mit wahrhaft fieberhafter Angst diesem ihrem ersten Auftreten entgegen. Ach, wie sehnte sie sich jetzt in die Verborgenheit ihres heimathlichen Eckzimmers zurück! Wenn sie an Rüdiger dachte, flossen ihre Augen über vor Glück und Weh. Ob er bald schreiben würde?

Ja, was nun anziehen? Das Beste! Es war das glatte, graue Sonntagskleid mit dem schmalen schwarzen Sammeteinsatz, den Martha als sehr überflüssig und kostspielig bezeichnet hatte. Dazu setzte sie ihren Filzhut auf, zog den dunklen Paletot an, nahm ihre neuen grauen Handschuhe und ging in das jetzt hell erleuchtete Gemach der Frau Hammer.

Als sie den Vorhang zurückschob, ging förmlich ein Schreck durch ihren Körper. Da stand, strahlend in blauer

Seide, Spitzen und Brillanten die ballmäßig gekleidete Gestalt der jungen Frau.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ rief sie Alwine lachend entgegen. „Wo wollen Sie denn hingehen in Ihrem Aufzug?“

„Ich habe nichts Anderes,“ stammelte Alwine niedergeschmettert.

„So etwas!“ rief die junge Frau ihrem eintretenden Gatten entgegen. „Was ist denn diesem Herrn v. Rüdiger eingefallen? So können wir sie doch nicht mitnehmen!“

„Ich bleibe sehr gern zu Hause,“ versicherte Alwine mit ihren Thränen kämpfend.

„Aber ich bitte Dich, Laura!“ sagte Hammer, auf's Peinlichste berührt und Alwinen die Kränkung nachfühlend. „Wenn man eben erst von der Reise kommt, kann man nicht sofort mit Allem versehen sein. Unsere Wirthe werden es doppelt liebenswürdig finden, wenn Fräulein Hansen trotz dieser Beschränkung ihnen die Freude macht, zu erscheinen. Wie wäre es,“ fügte er leise hinzu, „wenn Du gleichfalls ein dunkles Kleid wähltest, um den Unterschied weniger grell hervortreten zu lassen?“

„Es wird getanzt, glaube ich.“

„Nach Tisch vielleicht etwas im Eßzimmer,“ sagte er seufzend. „Warum so ohne Noth herausfordern? Thue es mir zu Liebe, kleide Dich um. Es ist Zeit genug.“

„Glaubst Du wirklich, daß ich mich für diese Menschen anziehe?“ fragte sie spöttisch lächelnd. „Gerade weil eure Damen außer den alten Fähnchen nichts haben, will ich ihnen zeigen, wie man Toilette macht.“

Er sagte nichts weiter. Aber im voraus fühlte er schon die spöttelnden, wenn auch nicht immer neidfreien Blicke auf sich ruhen, die ihm so empfindlich waren wie Nadelstiche; hörte jenes zischelnde Flüstern, das er sich so gut übersetzen konnte in das eine abscheuliche Wort: Geldprotzenthum!

Alwine, fügsam wie immer, machte keinen Einwand mehr, als der Hauptmann sie ersuchte, in der harrenden Droschke Platz zu nehmen.

„Pfui!“ sagte Laura einsteigend. „Welch' ein gräßlicher Wagen!“

Dann fuhr man davon.

3.

Bei Majors v. Billerbeck war Alles zum Empfang der Gäste bereit, die sich jetzt pünktlich einzufinden begannen. Man wechselte die üblichen Bewillkommnungsphrasen.

„Haben Hammers auch zugesagt?“ fragte Jemand.

„Ja!“ versetzte Frau v. Billerbeck nach der Thür spähend, hinter welcher man ein leichtes Geräusch vernahm. „Das Gesellschaftsfräulein kommt auch mit.“

„Was wird man noch erleben an dieser Frau!“ seufzte die Gemahlin des ältesten Hauptmanns. „Neulich zeigte sie mir die Einrichtung ihres Salons und sagte, ihre Mutter könne ihr den Fußboden mit Thalerstücken belegen.“

„Und mich fragte sie, wo ich meine Spitzen kaufe,“ rief die Gattin eines jungen Lieutenants, „sie trüge keine anderen als echte.“

In diesem Moment ging die Thür auf, und der Oberst mit seiner Frau trat ein.

„Guten Abend! Guten Abend!“

Eine noch leidlich junge und hübsche Frau im einfachen grauen Seidenkleid bewegte sich rasch und händedrückend im Kreise der verbindlich grüßenden Damen. „Das ist ja hübsch, daß wir Alle beisammen sind, liebe Frau v. Billerbeck.“

Der Oberst hatte der beglückten Wirthin die Hand geküßt. „Wir haben uns Beide schon den ganzen Tag auf diesen Abend gefreut. Zum ersten Mal bei Billerbecks!“

Frau v. Billerbeck lächelte ihrem Gatten beglückt zu.

„Meine liebe Frau v. Billerbeck, wie reizend Sie das Alles für uns hergerichtet haben! Und wie nett, daß Sie gerade in meines Mannes Regiment gekommen sind!"

„Der Herr Oberst," fiel hier der Major ein, „sind immer so liebenswürdig gewesen —"

Da ging die Thür zum letzten Mal auf, und Hammer mit seinen beiden Damen trat ein.

Alwine Hansen hatte draußen bereits ein Gefühl empfunden, als ob die heilige Vehme ihrer harre. Drinnen beim Anblick der blitzenden Uniformen und der fremden geschmückten Frauengestalten faßte sie ein Schwindel. So stand sie vor der Wirthin, so vor der Frau Oberst, die ihr, von der Jugend und Bescheidenheit des schüchternen Mädchens angezogen, freundlich die Hand entgegenstreckten. Auch nicht ein einziger Blick schien die schlichte Kleidung zu streifen, deren sie sich jetzt selber schämte.

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein," sagte plötzlich der Hausherr neben Alwine. „Der Herr Oberst Bartenstein!"

Sie fuhr zusammen. Das war also der schreckliche Mann, der die Menschen zur Verzweiflung zu bringen pflegte. Ihre dunklen Augen blickten demüthig zu dem Gefürchteten empor.

„Sehr liebenswürdig, daß Sie sich gleich in den Trubel stürzten," sagte er, ihr die Hand drückend. „Da haben Sie gleich Gelegenheit, sich unter uns umzusehen."

„Ach ja!" flüsterte sie, und eine Last sank ihr vom Herzen.

Er lächelte und sagte etwas später zu Billerbeck: „Wie die nette Kleine in dem Hause fertig werden will, soll mich doch wundern!"

Inzwischen hatte Laura mit ihrer rauschenden Schleppe eine Art Rundgang um den Theetisch vollendet, weniger aus Höflichkeitsbedürfniß, als um die Damen mit ihrer Toilette zu ärgern.

„Wo haben Sie denn jetzt Ihre Tanzkarten, Frau v. Billerbeck?“ rief die Frau Oberst in einem zwischen Scherz und Ironie schwankenden Ton.

„Die Tanzkarten —“ erwiederte der Major. In diesem Moment gab es droben in der Bodenkammer, wohin die Kinder für heute verbannt worden waren, eine Bodenerschütterung und einen Knall, daß die ganze Gesellschaft in Lachen ausbrach. „Die benützen soeben unsere Kleinen,“ schloß Herr v. Billerbeck unter allgemeinem Applaus.

Laura Hammer biß sich auf die Lippen. Sie langweilte sich jetzt schon zum Sterben auf ihrem gepolsterten Stuhle. Sie war froh, daß man endlich zum Essen ging.

„In Berlin ißt kein Mensch um diese Zeit in einer Gesellschaft,“ sagte sie, sich zurücklehnend. Die Damen hatten sie ersichtlich „geschnitten“, und sie fühlte das Bedürfniß, sich zu rächen. „Entweder man hat schon dinirt oder nimmt das Souper nach dem Theater.“

„Ich weiß nicht,“ bemerkte der Oberst, zu Frau v. Billerbeck's Entzücken noch einmal zulangend, „uns schmeckt es jetzt gerade recht gut.“

„Ja, wenn man durchaus um ein Uhr zu Mittag essen muß,“ erwiederte die junge Frau achselzuckend.

„Des Dienstes wegen, liebe Laura!“ warf Hammer vorsichtig ein.

Der Oberst zwinkerte mit den Augen, wie immer, wenn ihm etwas mißfiel. „Wir sind nun einmal nicht Rentiers, gnädige Frau.“

Sie lachte kurz und verdrossen auf. „Man sagt es. Man sagt sogar, daß man mit dem Kommißvermögen leben könne.“

Alwine verstand nichts von dem sich scharf zuspitzenden Wortgefecht. Sie dachte an Rüdiger, und ihre ganze Seele sehnte sich darnach, neben ihm zu weilen, seine Hand

zu drücken, und tausend-, tausendmal in süßem Liebesdrange zu küssen.

Hammer saß wie auf Kohlen. Er kannte diese Miene seiner Gattin und wußte, daß sie in ihrem ungezügelten Temperament vor keiner Taktlosigkeit zurückschreckte.

Das Ehepaar Billerbeck verwünschte im Stillen die Friedensstörerin. Der Oberst war mit seiner guten Laune bereits fertig. Er hatte dem jungen Kameraden, welcher höflich sein Glas füllen wollte, sehr kurz gedankt. Es gab nämlich mehrere Frauen am Tisch, die lediglich auf ihr Kommißvermögen hin geheirathet hatten und von denen die Jüngste purpurroth geworden war.

„Ich denke wohl, daß das sehr gut angeht, liebe Laura," sagte Hammer nach einer allgemeinen peinlichen Pause.

„Und ich denke, daß das ein jammervolles Leben ist," erwiederte sie, ihre weißen Zähne hinter den mißächtlich geschürzten Lippen zeigend. „Ein ewiges Wollen und nicht Können, ein verhülltes Darben."

„Meine liebe Frau Hammer," nahm jetzt die Frau Oberst mit hochgerunzelten Brauen das Wort, „mir scheint, daß Sie noch nicht lange genug Offiziersfrau sind, um ein solches Urtheil zu fällen. Sehen Sie sich nur erst recht aufmerksam in unseren Kreisen um. Mein Mann hat es mit diesem Kommißvermögen bis zum Obersten und Regimentskommandeur gebracht."

Bei den Worten „unsere Kreise" war Hammer zusammengezuckt. Er verstand ihren Sinn, und ein bitteres Ueberwallen des Zornes flößte ihm zum ersten Mal ein Gefühl der Abneigung gegen seine taktlose Gattin ein.

Die Blicke sämmtlicher anwesenden Damen flogen dankbar und befriedigt zu der Frau hinüber, welche ihre gute Sache so schlagend zu Ehren gebracht hatte.

Die also Zurechtgewiesene, welche einzusehen gezwungen war, daß die glücklichen Holzkäufe ihres verstorbenen Vaters

hier jedes Eindrucks ermangelten, gab sich trotzig dem nagenden Gefühl der Verbitterung hin, indem sie es ihrem Gatten zum schweren Vorwurf anrechnete, nicht mit einer scharfen Antwort das ihr zugefügte Unrecht geahndet zu haben.

Während sie das kleine silberne Dessertmesser spielend auf dem Teller bewegte, flogen ihre Gedanken zu dem Abend zurück, wo der Mann, den ihre Freundinnen ausnahmslos angeschwärmt, ihr den Sieg zuerkannte, wo sie die mütterlicherseits gewünschte Verbindung mit einem reichen Strumpfwaarenfabrikanten durch ihre Verlobung mit Hammer unmöglich machte und sich in dem angenehmen Gefühl wiegte, den gesellschaftlichen Flug höher zu nehmen, als die Mehrzahl ihrer Neiderinnen.

Das hatte auch so hübsch begonnen am Hochzeitstag, wo die Freunde und Kameraden ihres Bräutigams mit einem kostbaren Blumenkorbe Namens des Regiments vor sie hingetreten waren. Und jetzt entpuppte sich die ganze Gilde als unausstehlich und langweilig zum Sterben und kleinstädtisch. Und ihr Gatte dazu.

Frau v. Billerbeck, welche im Verein mit der Frau Oberst die Tafel aufgehoben hatte und das Ausräumen des Eßzimmers geschäftig überwachte, näherte sich freundlich Alwine. „Gleich wird es so weit sein. Ein Tänzchen ist immer ein so hübscher Schluß — nicht wahr?"

Professor Hansen's Nichte griff in neu ausbrechender Angst nach der gütig ausgestreckten Hand. „Ach, gnädige Frau — wenn ich nicht zu tanzen brauchte!"

„Ja, weshalb denn nicht?" Frau v. Billerbeck war ganz verdutzt.

„Ich kann es nicht, habe es nie gelernt — bitte, gnädige Frau!" Und sie zog Frau v. Billerbeck's Rechte demüthig an die Lippen.

Jetzt kam auch die Frau Oberst herbei, lebhaft wie

immer und theilnehmend. „Was hat denn das kleine Fräulein?“

Als sie die Angelegenheit erfuhr, lachte sie herzlich auf. „Wir werden Sie gleich eintanzen, geben Sie Acht. Mein Mann voran. Das wäre nicht das erste Mal. Nur keine Furcht.“

Nun begann der Klavierspieler die Tasten zu dreschen. Und Alwine tanzte. Ihr gutes Gehör erleichterte die Sache bedeutend. Die Herren drängten sich mit Todesverachtung einer nach dem anderen ihr zum Lehrmeister auf. Ueberall ermuthigt, mußte Alwine zuletzt selbst über ihre Versuche lachen. Und Jeder fand sie allerliebst.

So weit war Alles gut verlaufen, und Niemand hatte das Ehepaar Hammer vermißt, welches Arm in Arm im Wohnzimmer der Hausfrau verschwand.

Hammer war blaß vor innerer Erregung, und seine Hand bebte leise, als er sich zu Laura niederbeugte. „Nach dieser Taktlosigkeit dürfte Dir eine Steigerung Deines unpassenden Betragens schwer fallen.“

„Ich will augenblicklich nach Hause fahren,“ flüsterte sie heftig dagegen.

„Das kann nicht auch noch geschehen,“ erwiederte er rasch. „Der Wagen ist überdies später bestellt.“

„So gehen wir zu Fuß. Mit diesen Menschen will ich nichts mehr zu thun haben, mit dieser ungezogenen Frau. Ich will fort.“

„Wir bleiben und machen uns nicht noch lächerlicher, als Du uns schon gemacht hast. Und keinen Auftritt jetzt, — ich bitte Dich!“

„Fürchten sich diese Männer!“ lachte sie spöttisch auf. „Schöne Herren der Schöpfung!“

Er biß sich auf die Lippen, that sich aber Zwang an und führte sie in das Tanzzimmer zurück.

Der jüngste Offizier von Hammer's Kompagnie for-

derte die junge Frau augenblicklich auf. Ihre Tanzluſt ſiegte momentan. Sie folgte ihm. Dabei beſchrieb die lange blaue Schleppe in dem nicht geräumigen Zimmer einen bedenklichen Kreis. Die Folge davon war, daß hier ein Paar anhielt, dort ein zweites ſtolperte.

Frau v. Billerbeck ſagte nach einiger Ueberwindung: „Schade um das ſchöne Kleid!“

Die junge Frau mißverſtand den Sinn und erwiederte gleichgiltig: „Mir iſt es nicht ſchade darum.“ Und tanzte weiter.

Der Oberſtlieutenant v. Schlieffen, ein etwas pedantiſcher Junggeſelle, der ſehr viel auf ſeine Perſönlichkeit gab und nichts weniger vertrug, als deren Eindruck geſchmälert zu ſehen, hatte ſich nach vielen ſchmeichelhaften Bitten der älteren Damen endlich zu einem Galop entſchloſſen.

„Mit der liebenswürdigen Wirthin!“

Er wußte, daß er gut tanzte, wenn auch etwas ſteif, und wollte damit überraſchen.

Frau v. Billerbeck erhob ſich mit harmloſer Heiterkeit unter allgemeinem Beifall.

Plötzlich betrat am Arme des Lieutenants Hofmeiſter Laura Hammer den Plan. Die lange Schleppe ſowohl als die Bequemlichkeit der anderen Theilnehmer vergeſſend, rauſchte ſie im raſcheſten Tempo davon.

Aber nicht lange. Mitten in einem eleganten Umſchwung, der ihm allemal dazu diente, ſeine Dame effektvoll abzuſetzen, verlor der eine Sporn des Oberſtlieutenants ſich in die Seidenmaſſe der blauen Schleppe und im nächſten Augenblick lag Schlieffen mitten im Saal.

Der Erſte, welcher zuſprang, war Hauptmann Hammer, eine ſtammelnde Entſchuldigung auf den Lippen. Aber Herr v. Schlieffen ſtand bereits wieder feſt auf ſeinen Füßen. „Lieber Hammer,“ wandte er ſich ziemlich ſcharf

zu diesem, „vielleicht hätte Ihre Frau Gemahlin nach dieser Erfahrung die Güte, ihre lebensgefährliche Schleppe aufzustecken."

„Erlauben Sie, Frau Hammer," sagte die Frau Oberst zu Laura, welche eine flüchtige Entschuldigung vorgebracht hatte, innerlich aber sichtlich belustigt erschien, „daß ich Ihnen das Kleid jetzt aufstecke."

„Ich danke," fiel Laura ein. „Ich tanze nicht mehr. Der Raum ist zu eng." Und sie ging nach ihrem Sessel, die verdutzte Frau Oberst einfach stehen lassend. —

Alwine, welcher diese schwerwiegenden Vorkommnisse unverständlich waren, bemerkte, daß die Hand, welche Hammer ihr beim Einsteigen in den Wagen flüchtig reichte, zitterte. Doch fiel es ihr nicht auf, daß er während der ganzen Fahrt kein Wort sprach und daß nichts die Stille unterbrach als das jeweilige halblaute Gähnen der neben ihm lehnenden jungen Frau.

Zum ersten Mal in ihrem ganzen freudlosen Leben war Professor Hansen's Nichte heiter und fröhlich gewesen, hatte gelacht und sich vortrefflich unterhalten. Und während sie droben am Fenster ihres Zimmers stand, in dessen unverhüllte Scheiben der Mond sein helles Licht in flimmerndem Silberglanz ergoß, hinausschauend in die leuchtenden Geheimnisse der ruhenden Nacht und selbst umflossen von deren geheimnißvollen Schauern, eilten ihre Gedanken zu dem Geliebten in der fernen Stadt, und Träume künftigen Glückes stiegen vor ihr auf.

— — — — — — — — — — — —

Die blaue Schleppe der jungen Frau war inzwischen über die Schwelle des Schlafzimmers gerauscht. Wie bleich auch das feine nervöse Gesicht im Dämmerlicht der Nachtampel leuchten mochte, das Haupt trug sie mit unverkennbarem Trotz und schadenfroher Genugthuung zurückgebeugt im Nacken. Es sah aus, als erwarte sie einen

Kampf und beabsichtige, den Gegner zu empfangen. In der That war der Ausdruck in den Zügen ihres Gatten ein anderer, als sie bis jetzt jemals an ihm wahrgenommen.

„Laura!“ begann Hammer mit unsicherer Stimme, als sie allein waren. „Ich habe ernsthaft mit Dir zu reden.“

„Bitte! Ich schlafe ja noch nicht,“ erwiederte sie gähnend.

Er suchte nach dem einleitenden Wort, welches ihm unter den obwaltenden Verhältnissen nicht leicht fallen konnte. Endlich sagte er mit schwer erkämpfter Ruhe: „So kann es nicht weiter gehen, darüber bin ich mir klar geworden.“

„Wie? Worüber bist Du Dir klar geworden?“ fragte die junge Frau nicht ohne Spott.

„Daß das Leben, welches Du uns auf diese Weise schaffst, ein unerträgliches ist, so unerträglich, daß es einem Schimpf gleichkommt.“

Sie lachte kurz und scharf auf. „Reizend! Wenn Du etwas auszusetzen hast, wende Dich gefälligst an die richtige Quelle, nicht an mich. Ich bin ganz unschuldig!“

„So unschuldig,“ fiel er bitter lächelnd ein, „daß in allen Familien des Regiments in diesem Augenblick von nichts Anderem die Rede ist als von der taktlosen Frau des Hauptmanns Hammer!“

„Die Taktlosigkeit liegt auf einer anderen Seite, nicht sehr fern von Dir selbst. Du scheinst zu glauben, daß ich mir Alles von Dir gefallen lassen muß, weil Du mein Gatte bist.“

Er biß sich auf die Lippen. Was galt ihm jetzt das verschwenderisch ausgestattete Schlafgemach, darin er sich einst wie ein Auserwählter des Glückes vorgekommen war! Hohn blitzte ihm aus den silbernen Garnituren, aus den atlaßschimmernden Decken, aus all' den tausenderlei Kostbarkeiten entgegen, bitterer, demüthigender Hohn.

„Wo es sich darum handelt, das zu erfüllen, was ich Dir zugesichert habe," sagte er, die trotzige Gestalt der jungen Frau mit anwachsendem Zorn betrachtend, „wo es Dein gutes Recht und die Ehre unseres Namens gilt, wirst Du mich stets auf Deiner Seite finden. Aber Dein Geldstolz, Deine völlige Rücksichtslosigkeit gegen meine Stellung, gegen meine Pflichten, gegen meine dringenden Bitten — das findet in mir seinen naturgemäßen und von nun an strengen Richter. Du hast kein Recht, Menschen zu verletzen, die mir zu meinem Fortkommen nöthig sind. Ich verbiete Dir, ihnen Deinen Reichthum vor Augen zu halten, wenn Du denn das Kränkende Deines Wesens selbst nicht fühlen kannst. Ich will meine Zukunft Deinetwegen nicht auf's Spiel setzen."

„Deine Zukunft!" lachte sie auf. „Deine Zukunft! Wenn man Dich sprechen hört, sollte man meinen, Du habest eine Beamtentochter mit einer Aussteuer von viertausend Mark geheirathet. Deine Zukunft! Deine Stellung! Ich sehe nichts Glänzendes darin. Ich sehe nur Menschen, die den Mund nicht aufzuthun wagen, wenn man es ihnen nicht gestattet; die sich gegenseitig den Hof machen und stolz thun, wenn sie sagen können, daß sie arme Schlucker sind. Wenn es nicht so lächerlich wäre, könnte man sich darüber ärgern."

„Laß diesen Ton, ich dulde ihn nicht mehr!" rief Hammer.

„Deine Zukunft ist denn doch etwas glänzender als Mamas Schwiegersohn!" fuhr die junge Frau fort. „Da bedarf es keines Patentes, da bist Du eben der reiche Mann! Und ich bin eine Frau, die sich keine Einschränkungen und Bevormundungen gefallen zu lassen braucht!"

Er fühlte bei diesen Worten einen häßlichen Schauer durch seinen Körper rieseln, den er durch rascheres Athemholen zu bezwingen suchte. Das Bild der ihm zugedachten

Zukunft, das Bild eines müßigen, nutzlosen Lebens im Hause seiner Schwiegermutter flößte ihm einen eisigen Schreck ein. Einen Moment noch versuchte er es, die Schärfe seines Tones zu mildern, aber es gelang ihm nicht mehr.

„Du klagst mich der Abhängigkeit an in meinem Beruf und gibst mir zugleich die Hinweisung auf eine Stellung, welche mich der Achtung aller anständigen Leute berauben würde. Das wäre allerdings ein Tausch! Im Hause Deiner Mutter und an ihrem Tische leben als so eine Art Hampelmann."

Er lachte, aber es that ihm etwas weh dabei im Herzen.

„Bist Du jetzt etwas Besseres als ein Hampelmann?" fragte sie mit schonungslosem Hohn. „Tanzest Du jetzt etwa nicht an der Schnur? Ist diese Unterordnung vielleicht etwas Anderes, als ein Kommandostückchen? Hast Du früher nicht anders gedacht und gesprochen? Ach, wenn Deine jetzigen Vorgesetzten nur noch dieselben von unserem alten Regiment wären, Du würdest gar nicht daran denken, mir diese Vorlesung zu halten!"

Er fühlte die Wahrheit, welche in diesen letzten Worten lag, zu gut, um nicht die Augen flüchtig zu senken. Aber nein, so war's doch nicht gewesen! Er hatte niemals mit Allem, was sein Dasein bisher erfüllt, abschließen wollen. Das hatte er den Wünschen seiner Schwiegermutter gegenüber bewiesen. Wenn er auch ihr Geld so lieb gehabt hatte, daß er sich blindlings in unbekannte Verhältnisse hineingestürzt, er hatte doch auch neue Pflichten mit übernehmen wollen. Hätte er geahnt, daß die Frau, die er wählte, ihm das Leben so demüthigend gestalten könne, nie würde er die Hand nach ihrem Besitz ausgestreckt haben.

Er fühlte sich in diesem Moment so zerfallen mit seinem Lebensglück, daß es ihm eine Art Erlösung dünkte, als

die nervöse Stimme seiner Frau den Bann des Schweigens brach.

„Diese Offiziere, diese Herren von Habenichts, welche sich wie kleine Könige geberden! Das hätte ich wissen sollen! Nie hätte ich einen Fuß in dieses verwünschte, elende Nest gesetzt. Wie komme ich eigentlich dazu, mir das Alles von euch bieten zu lassen?" Ihr zarter Körper begann vor Aerger und Erregung zu beben. „Mich von Dir hier abkanzeln zu lassen wie eine Nähmamsell, nur weil ich Geld genug habe, die ganze Gesellschaft entbehren zu können! Ich verbitte mir das von Dir. Und den Anderen werde ich's zeigen, daß man mit mir so nicht umspringen darf. Mama soll selbst hierher kommen, und zwar gleich, damit sie sieht, wie man mit ihrer Einzigen hier umgeht. Und dann wirst Du ja hören, was sie sagt. Aber die Gesellschaft da soll meine Meinung zuerst erfahren!"

„Wenn Du das wagst" — er fühlte, daß seine Stirn sich dunkelroth vor Zorn färbte, als er ihre Hand heftig in die seine nahm und fest drückte — „wenn Du das wagst, nach dem, was jetzt zwischen uns verhandelt worden ist; wenn Du diese letzte Schonung meines tief beleidigten Stolzes, meines verunglimpften Selbstgefühls aus den Augen setzest und Dich selbst in dem Urtheil Besserer so erniedrigst; wenn Du mit dem heutigen Abend nicht einen Abschluß machst und ein anderes Zusammenleben anbahnst, so —"

„So?" fragte sie scharf, da er mitten im Wort abbrach. „Bitte! Was sollte da noch kommen?"

„Ich weiß es nicht, was kommt," rief er, seine flammenden Augen auf sie richtend, „aber ich weiß, was ich zu thun habe. Du wirst keine Gelegenheit mehr finden, mich bloßzustellen. Wir werden uns zurückziehen. Niemand, das fühlst Du wohl, wird uns vermissen. Es gab eine Zeit," fuhr er mit bitterem Lachen fort, „da empfing

man den armen Lieutenant Hammer überall mit offenen Armen, heute bespöttelt man den reichen —"

„Narren, der sich mit seinen Renten Alles gefallen läßt!" fiel Laura leidenschaftlich ein. „Und daran thut man Recht. Das würde sich kein Anderer bieten lassen, der Mamas Erbe hinter sich hat!"

„Und ich sage Dir," rief er, bleich vor Zorn, „daß ich lieber jeder, auch der schwierigsten Unterordnung in meinem Beruf mich fügen will, als einem Wink Deiner Mutter. Ihr habt geglaubt, euch in mir einen gehorsamen Mann und Schwiegersohn kaufen zu können. Weißt Du, wie Du meinen Begriffen von Ehre damit in's Gesicht schlägst? Nein, denn Du hast kein Zartgefühl, kein Herz — nur Geld! Deiner Mutter Geldschrank ist Dein Gott. Deshalb ist Dein Irrthum auch nicht zu heilen."

„Sei nicht so roh!" rief sie, bemüht, ihre Hand der seinen zu entreißen.

Er hörte nicht darauf. In ihm wallte alles bis dahin gewaltsam Unterdrückte unaufhaltsam auf und über. Das Bewußtsein seiner eigenen Schuld verdoppelte die Kraft des Ausbruchs.

„Du wirst leben nach meinem Wunsch und Willen, so wahr ich vor Dir stehe. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, mich in den Augen meiner Kameraden von dem Schimpf zu reinigen, der Mann meiner Frau zu heißen. Ich bin es gewesen. Ich habe es bereut. In dieser Stunde habe ich es auch gebüßt. Laß Deine Mutter nicht kommen, ich rathe es Dir. Ich nehme keine Rücksicht mehr auf ihren oder Deinen Gelddünkel. Und wehe Dir" — er preßte ihre Finger, daß sie unwillkürlich einen leisen Schrei ausstieß — „wagst Du es weiter, mich bloßzustellen und Dich derart gegen unsere Sitten aufzulehnen, wie Du es heute gethan hast. Man soll nicht länger über den schwachen Ehemann die Achseln zucken. Du bist mein Weib, Du

haſt mir zu gehorchen. Und wenn Du mir widerſtrebſt, ſo zwinge ich Dich. Ich will in meinem Hauſe kein Protzenthum. Ich haſſe es, ich verachte es, wie meine Kameraden. Und wenn Du davon nicht laſſen kannſt, ſo trage die Folgen!"

Er ſtieß ihre Rechte heftig von ſich und ging aus dem Zimmer.

Laura ſtarrte ihm eine Weile wie verſteinert nach, ſo daß ſelbſt ihre Hand in derſelben Stellung verharrte, welche ſeine heftige Bewegung ihr angewieſen. Das feine Geſicht erſchien in ſeiner übermäßigen Erregung durchſichtig bleich. Man hätte glauben können, die feinen Schläfen unter der dünnen, weißen Haut pochen zu ſehen.

Plötzlich ſtieß ſie einen lauten Schrei aus, warf ſich auf den Divan nieder, drückte ihr Antlitz in die blauſeidenen Kiſſen und begann fieberhaft zu ſchluchzen. Und zwiſchen dieſe Thränen miſchten ſich zornige Verwünſchungen, Anklagen und Drohungen, alles das, was ein Frauenmund in exaltirter Stimmung hervorzuſprudeln im Stande iſt.

Als ſie endlich ihr Bett aufſuchte, that ſie es mit dem feſten eigenſinnigen Entſchluß, dieſe Stunden an allen Betheiligten zu rächen, ſoweit ihre Macht hierzu ausreichen würde; vorzüglich aber an ihrem Gatten.

4.

Hauptmann Hammer kam am andern Tage ſehr mißgelaunt aus dem Dienſt. Die Kameraden hatten ihn ſehr kalt behandelt, er fühlte, er hatte unter ihnen keinen Freund.

Düſter vor ſich hinſtarrend ſchritt er die Treppe hinauf und trat in das Eßzimmer, wo heute die Tafel mit noch mehr Silbergeräth als ſonſt beſchwert war.

Am Fenſter ſtand harrend Alwine Hanſen. Als ſie

Hammer erblickte, ging sie ihm bescheiden grüßend entgegen. Er reichte ihr zerstreut die Hand.

„Waren Sie bis jetzt allein?"

Sie nickte.

„Es geht Ihnen aber gut? Ich meine nach Ihren gestrigen Heldenthaten?" Er zwang sich diesen leichten Scherz ab. „Der Oberst erkundigte sich nach Ihnen."

Sie erröthete. „O nein!"

„Was nein?" fragte er, sich mit Gewalt aus seinen Gedankenfesseln reißend aus Mitleid für eine Unschuldige, die sein Wunsch in dieses trübselige Familienleben hineingezwungen. „Glauben Sie nicht, daß Sie allgemein gefallen haben? Als ob ein junges Mädchen das nicht wüßte!"

Sie erröthete und schwieg. In diesem Moment erschien Johann, die neueste, mit goldenen Riesenknöpfen geschmückte Livree stolz tragend, und setzte die silberne Suppenschüssel auf den Anrichtetisch.

„Rufe die gnädige Frau!" befahl Hammer kurz.

„Ich bin da!" sagte die nervös hastige Stimme seiner Gattin. „Nur bitte ich, mein Hauskleid entschuldigen zu wollen. Ich bin angegriffen."

Ein schweres knisterndes Rauschen begleitete diese Worte. Und jetzt trat Laura in den Rahmen der Thür, das Haupt trotzig und herausfordernd in den Nacken geworfen, bläuliche Schatten um die Augen und jenen rothen Glanz auf den Augenlidern, welcher vergossene Thränen verräth.

Johann's Blicke hafteten starr an dieser schleppenden Prinzeßrobe von rubinfarbenem Plüsch, deren mattrosa Seideneinsatz wie die langen weiten rosa gefütterten Aermel in diesem kleinen Kreise theatralisch herausfordernd wirkten.

Laura reichte Alwine flüchtig die Hand.

„Wie kalt Ihre Finger sind!" sagte diese mitleidig.

„Finden Sie, mein Schatz? Nun, das braucht Sie nicht zu grämen." Ihre Stimme klang gezwungen heiter

und die Bewegungen ihrer schlanken Gestalt bekundeten eine übertriebene Lebendigkeit. „Guten Morgen, mein werther Herr Hauptmann!“ sagte sie, sich mit einer leichten Verbeugung zu Hammer wendend. „Da ich heute noch nicht das Vergnügen hatte —“

„Guten Tag!“ unterbrach er sie ruhig. „Ich hoffe, daß Du Dich besser befindest, als Dein Aeußeres zugibt.“

„Ich danke für gütige Nachfrage,“ lächelte sie spöttisch.

Sie hatte Rosenpuder aufgelegt und zwar sehr stark, was sie sonst nicht that. Und mit innerer Befriedigung und kindischem Trotz bemerkte sie, daß ihr Gatte diese Neuerung erschreckt in Augenschein nahm.

„Du wirst Dir den Teint verderben mit dem Zeug da!“ sagte er, als er Alwinens Blicke verständnißlos auf diesem nach Heliotrop duftenden Mehlstaub ruhen sah.

Das junge Mädchen hatte früher einmal, und zwar als Beweis eines unsäglichen Leichtsinns, von einem weiblichen Wesen sagen hören: „Sie schminkt sich sogar!“ Und es schwebte ihr daher auf der Zungenspitze zu fragen: „Darf ich's Ihnen nicht abwischen?“ als Laura ihrem Gatten lächelnd erwiederte:

„So? Meinst Du? Ach nein! In großen Städten findet man das ganz natürlich. Die vornehmen Damen pudern sich sämmtlich. Und wenn die hiesigen Frauen das noch nicht wissen sollten, dann müssen sie's eben lernen.“

Man sah, daß der Groll in ihm sich leidenschaftlich regte. Aber er dachte an Alwine und bezwang sich. Er sprach von Diesem und von Jenem und zog das junge Mädchen nach besten Kräften in's Gespräch. So erfuhr er Bruchtheile ihres früheren Lebens, und die schlichte Natürlichkeit und warme Aufrichtigkeit, mit welcher sie zu sprechen pflegte, dünkten seinen überreizten Nerven ein wahres Labsal.

Endlich schob Laura den Stuhl zurück. „Mahlzeit mein kleiner, empfindsamer Schatz! Um drei Uhr wollen wir ausfahren."

„Sehr gern!"

Hammer, die Opposition, welche seine Gattin jetzt geflissentlich an den Tag legte, nur zu wohl verstehend, konnte es gleichwohl nicht über sich gewinnen, dieselbe durch Nichtbeachtung zu entkräften. Es stand für ihn zu viel auf dem Spiel. Und sie hatte ihn angegriffen und gereizt, wo er am empfindlichsten sein mußte.

So ging er, als der bestellte Wagen vor der Thür stand, mit leidlicher Ruhe in ihr Gemach.

Sie stand vor dem großen Pfeilerspiegel, in ein knappes blaues Tuchkostüm gekleidet, einen Hut nach der neuesten Mode auf dem Kopfe, den durchsichtigen Schleier kokett um das auffallend geschminkte Gesicht gelegt.

Er reichte ihr die Hand entgegen, denn er dachte an die Stunde unter der flimmernden Ampel, wo er ihr zugelobt, sie als das Liebste seines Lebens hoch und werth zu halten.

„Laß uns Frieden schließen," sagte er. „Du wirst überlegen, wie ich es gethan habe. Und dann steht nichts im Wege, daß wir friedlich" — er sagte nicht mehr glücklich — „nebeneinander leben. Wenn ich heftig war, vergib! Aber reize mich nicht; es ist ein thörichtes und unedles Vergnügen. Du weißt nicht, wie ich darunter leide. Wir wollen noch einmal von vorne anfangen und besser, dann wird das Geschehene bald vergessen sein. Nicht nur unter uns, sondern auch nach außen hin."

Sie war bei diesen Worten allgemach in eine weichere Stimmung hineingerathen, welche die trotzige Bitterkeit allmälig gänzlich zerstört haben würde, wenn ihr Gatte nicht diese Schlußworte gebraucht hätte. Launenhaft und kindisch, wie sie nun einmal veranlagt und erzogen war, genügten diese fünf Worte vollauf, ihre Wuth von Neuem

gegen den verhaßten Zwang anzustacheln. Sie drehte sich kurz zu ihm um.

„Ich will es Dir lieber schriftlich geben, als mündlich, weil es mich langweilt, daß mir die Meinung ‚nach außen hin' vollkommen gleichgiltig ist."

„So befehle ich Dir also, da Du es nicht anders willst," rief er mit bebender Stimme, die Hand nach dem Schleier ausstreckend, „die Schminke von Deinem Gesicht abzuwischen und nicht zum Skandal in dieser kleinen Stadt wie eine — eine Abenteurerin herumzulaufen. Du wirst als meine Frau diese Sitte hier nicht einführen, das werde ich niemals dulden."

Der Athem, welcher während dieser abgerissenen Sätze seiner gepreßten Brust unregelmäßig und beängstigend rasch entströmte, erfüllte ihre Seele mit Besorgniß und Schrecken. Gleichwohl hätte ihr Eigensinn jetzt nicht nachgegeben um keinen Preis, weder im Guten noch im Bösen.

„Nein!" sagte sie unter dem Puder noch blasser werdend, als sie es ohnehin schon war. „Ich werde thun, was mir beliebt."

Er biß sich auf die Lippe, machte kurz Kehrt, ging zur Glocke und drückte auf den Knopf.

Johann, zur Ausfahrt in einen langen dunklen Mantel gekleidet, den Bortenhut in der Hand, trat ein.

„Geh' hinunter," befahl Hammer kurz und laut, „und bezahle den Kutscher. Die gnädige Frau fühlt sich nicht wohl und wird nicht ausfahren."

Johann verschwand spurlos.

Die junge Frau, auf dem Gipfel des Trotzes und der Exaltation angelangt, stürzte rücksichtslos zum Fenster, um dasselbe aufzureißen und einen schallenden Gegenbefehl herabzurufen. Aber sie sah sich verhindert. Ihr Gatte hielt sie bei den Händen fest, so lange, bis drunten der Wagen fort war.

„So!“ sagte er ruhig, „jetzt weißt Du, wer die Macht in Händen hat!“

„So gehe ich einfach aus!“ rief sie, mit grellem Lachen sich zur Thür wendend. „Haha, er fürchtet sich vor der Dame Bartenstein. Pfui! Welche Feigheit!“

Sie hatte diese Worte herausgestoßen ohne Besinnen. Jetzt, da sie verklungen waren, fühlte sie Angesichts der Wirkung, eine peinigende Unruhe.

Ihr Gatte war blaß geworden, und seine Stimme klang verändert, als er sich umwendend sagte: „Du wirst dieser Stunde noch gedenken. Wage es nicht, so zu gehen. Ich warne Dich, mich zum Aeußersten zu treiben.“

Damit verließ er das Zimmer.

Sie sah ihm nach, dann kam eine nervöse Hast über sie. Sie rannte mehr, als sie ging, zur Waschtoilette und begann, ihr Gesicht von der Schminke zu reinigen. Sie war zornig auf sich selbst, daß sie es so weit getrieben hatte.

„Aber ausgehen thue ich doch!“ sagte sie trotzig und rief nach Alwine.

Fünf Minuten später befanden sich Beide auf der Straße, von Johann gefolgt, welcher zehn Schritte hinter ihnen gravitätisch einhertrottete.

„Wir wollen Einkäufe machen,“ sagte die junge Frau rasch. „Ich trage nie Packete. Und Sie sollen es auch nicht thun. Die hiesigen Damen laufen allerdings wie die Dienstmädchen herum, wenn sie aus einem Laden treten. Wissen Sie, wie viele Dienstboten Mama sich hält? Fünf! Das ist anständig, wie? Diesen Tölpel da hinter uns mit seinem dummen Gesicht könnte man in Seide wickeln, so bliebe er immer ein Tölpel.“

Sie waren in ein Schnittwaarengeschäft eingetreten, an dessen Verkaufstisch mehrere Damen miteinander in Unterhaltung begriffen waren. Als sie die junge Frau

erblickten, beugten sie wie auf Verabredung die Köpfe tief auf die vorgelegten Stoffe.

Laura hatte diesen Vorgang sehr wohl bemerkt und zwei rothe Zornesflecken begannen auf ihren Wangen zu glühen. Sie haßte die dicke Frau des Landraths und deren Tochter unsäglich, weil dieselben ihren Kastenhochmuth wie ein Bollwerk zwischen sich und die Geldsäcke der Holzhändlerswittwe geschoben und von Parvenüdünkel gesprochen hatten.

Die Frau Landrath, deren Abneigung gegen Laura sich bis zur Unhöflichkeit verstieg, wandte sich lebhaft gegen eine dritte Dame, welche Niemand anderes war als die Schwester des Oberstlieutenants v. Schlieffen.

„Ich denke, ich wähle für Lina dieses Kleid, gerade weil es das einfachste ist. Je einfacher, desto vornehmer. Meine gute Mutter pflegte immer zu sagen, wenn uns ihre Toilette gar zu schlicht vorkam: ‚Kinder, für Geld kann sich jeder reich gewordene Trödeljude Alles kaufen, nur keinen Anstand.'"

Die drei Damen lachten und Alwine mit ihnen, denn die Art, wie die dicke Dame diese mütterliche Aeußerung zum Besten gab, hatte etwas Drolliges.

Laura drückte ihre Hände in dem kostbaren kleinen Muff zusammen. Ihre aufgeregten Nerven rebellirten gegen die ihnen aufgezwungene Ruhe.

In diesem Moment flatterte Fräulein v. Schlieffen's Taschentuch vom Ladentisch herab, der jungen Frau geradewegs vor die Füße. Verächtlich fing sie das weiße Gewebe mit der Fußspitze auf und schleuderte es bei Seite, so daß der in der Nähe befindliche Affenpinscher der Frau Landrath die willkommene Beute ergriff und knurrend mit derselben davonjagte.

Ohne Zwang auflachend sah Laura dem Kampfspiel zu, welches sich zwischen den Damen nebst dem herbei-

stürzenden Ladenpersonal und dem umherspringenden Hunde entwickelte. Sie selbst rührte keine Hand, ärgerte sich vielmehr über Alwine, als diese das Tuch dem Pinscher abjagte und der athemlosen Besitzerin überreichte.

„Ich danke," keuchte Fräulein v. Schlieffen in abgerissenen Sätzen, ihre Augen durchbohrend auf die boshafte Urheberin dieser lächerlichen Scene heftend. „Danke sehr, liebes Fräulein! Habe schon von Ihnen gehört. Dieses Tuch — Andenken von meiner Schwester. Danke nochmals sehr!"

„O bitte!" Alwine wollte sich rasch zurückziehen, als die Dame, immer noch stark kurzathmig, fortfuhr. „Darf ich Sie nicht gleich — der Frau Landrath bekannt machen, Fräulein Hansen?"

„Kleine, kommen Sie doch einmal hierher!" rief in diesem Augenblicke die scharfe Stimme Laura's, und Alwine eilte mit einer raschen Entschuldigung fort.

„Nein, diese Frau!" sagte die Frau Landrath. „Meine liebste Schlieffen, haben Sie Ihren Athem jetzt wieder bekommen? Wenn meine Tochter sich so betragen wollte, ich wüßte, wozu ich eine Hand hätte. Ist das eine Persönlichkeit! Mit der bin ich fertig."

„Ich auch!" stimmte Fräulein v. Schlieffen bei. „Aber wirklich, Sie haben da hübsch gewählt."

In demselben Moment hörte man Laura sagen: „Was Sie mir da vorlegen, ist ja lauter Schund, kaum gut für alte Großmütter."

Die Frau Landrath schluckte ein paarmal heftig. Der Trödeljude und der unkaufbare Anstand wurden jetzt gerächt. „Hörten Sie, liebste Schlieffen?"

„Ich will Sachen sehen, die nicht jede Nähmamsell trägt," fuhr die junge Frau mit lauter Stimme fort.

„Also dieses vielleicht?" wandte die Ladeninhaberin demüthig ein. „Die Farbe wird der gnädigen Frau gut zu Gesicht stehen."

Laura lachte spöttisch auf. Jetzt nahm sie Rache für den Parvenü. „Mir? Ach nein, meine Liebe! Das Kleid ist für meine Jungfer bestimmt, nicht für mich. Ich kaufe nur bei Gerson in Berlin. Adieu!"

Sie raffte ihr Tuchkleid auf, daß der rothe Sammetunterrock deutlich zu sehen war und verließ triumphirend den Laden, das Bewußtsein mit sich nehmend, daß ihre „Hiebe" besser gesessen hatten, als die ihr ertheilten.

Draußen harrte Johann.

„Gehen Sie hinein," befahl Laura ihm, „und nehmen Sie das Packet in Empfang. — Wir wollen jetzt sehen, Kleine, ob man in diesem elenden Nest etwas frischen Kaviar zum Thee bekommen kann."

Alwine wußte nicht, weshalb in diesem Moment ein ihr bis dahin unbekanntes Gefühl der Verlegenheit in ihr aufstieg und weshalb sie dabei an Alexander v. Rüdiger denken mußte, welcher seiner Liebe zu ihr nicht öffentlich Ausdruck geben durfte, um eben des Geldes willen, dessen Macht sie hier fort und fort preisen hörte. Das Herz wurde ihr plötzlich so schwer, als wenn eine unsichtbare Last sich darauf niedergesenkt hätte.

Daheim und in ihrem Zimmer wieder angelangt, fühlte sie langsam Thränen in ihre Augen emporsteigen.

Da klopfte es, und Johann brachte einen Brief.

„Alexander!" rief sie aufjauchzend und preßte den Brief mit überströmendem Entzücken an ihre Lippen, eilte zum Nachttisch, entzündete eine Kerze, kauerte sich tief in die Sophaecke, erbrach den Umschlag mit zitternder Hast und las:

„Meine geliebte Alwine!

Ich habe ein paar Tage länger gewartet mit diesem Briefe, um Dir zugleich ein deutliches Bild meines jetzigen Lebens geben zu können. Ich benutze diese späte Abendstunde dazu, in welcher sich nichts hemmend noch ableitend zwischen unsere Herzen drängt. Ich sehe Dich in irgend

einem lauschigen Winkel versteckt, das liebe Köpfchen in die Hand gestützt, träumen — von mir, von dem, was zwischen uns geschah. Du süße Träumerin! Wäre nur das Leben nicht gar so wenig Traum und nicht gar so herbe Wirklichkeit, Du solltest nicht länger auf die Erfüllung unserer innigsten Wünsche harren! Aber wie die Sache liegt, meine theure Alwine, ist vorderhand nur Geduld zu üben. Es hängt ja nicht von mir ab, Banden zu zerreißen, die einerseits von der Natur und durch jahrelange Verpflichtungen, andererseits durch verwandtschaftliche Liebesbeweise zu eng verknüpft sind.

Daß ich nicht reich und unabhängig bin, ist das Einzige, was mir das Leben jetzt hier verleidet hat, — sonst hat man mich sowohl dienstlich als gesellschaftlich freundlich empfangen. Der hiesige Präsident und seine Gemahlin sind Zierden der Gesellschaft. Ich sah kaum je eine so schöne, vornehme Frau. Man nennt sie kalt. Als ob man immer sein Herz auf der Zunge tragen müßte! Der einzige Sohn, ein schöner, zarter Knabe von zwölf Jahren, ist der Augapfel seiner Eltern. Da Dein Bild mir überall vorschwebt, Geliebte, so sah ich es auch in diesem poetischen Knabenantlitz, als er seine dunklen Augen einmal fragend auf mich richtete.

Die Stadt ist sehr klein, trotz Regierungssitz und Gymnasium; wir sind auf den Landverkehr angewiesen. Man fährt zu allen möglichen Vergnügungen hinaus und wird von den reichen Gutsbesitzern der Umgegend außerordentlich gastfreundlich aufgenommen. Eines der beliebtesten Häuser, dessen Pforten uns armen Stadtbewohnern jeder Zeit gastlich geöffnet sind, ist das meines Oheims, des Herrn v. Ferchow auf Bonsdorf, Derselbe, dessen Wohlwollen unser Schicksal freundlich gestalten soll, meine theure Alwine. Ich fuhr beklommenen Herzens und innerlich tief erregt bald nach meiner Ankunft nach Bonsdorf hinaus, ohne

mich angemeldet zu haben. Kaum war mein Wagen an der Auffahrtsrampe angelangt, als hinter mir ein Reiter rufend und lachend heranjagte, — mein Oheim.

‚Guten Tag, Alex!‘ rief er mir entgegen, dem herbeieilenden Reitknecht die Zügel zuschleudernd. ‚Wenn Du heute nicht gekommen wärst, hättest Du die Tante und Ariana morgen auf dem Halse gehabt. Diese Weiber sind von einer Neugier — na, komm! Die Weiber werden Augen machen!‘

Er öffnete bereits die Thür, als er sich noch einmal umwandte und mit einem heiteren Lächeln auf seinem frischgerötheten Antlitz sagte: ‚Du, Alex! Noch eins im Voraus! Laß Dich nicht von der Ariana unterkriegen! Das ist ein Mädel, sage ich Dir. Da war neulich der Sohn des alten Thun auf Karzig hier — eine ausgezeichnete Parthie. Und sie schickte ihn mit einem Korbe nach Hause. Warum? Weil er ihr zu nachgiebig, zu waschlappig ist. Also Achtung, Alex!‘

Ich mußte an Dich denken, meine süße Alwine, und eine Fluth voll heißester Ungeduld drängte mir bereits ein Geständniß auf die Lippen, als in demselben Moment hinter der Thür ein weicher, zitternder Ton laut ward.“ . . .

Es pochte.

Alwine fuhr erschreckt zusammen. Wo war sie mit ihren Gedanken geblieben? In einem hohen, unbekannten Schloß, wo ihr Geliebter mit Sehnsucht erwartet ward und hinter dessen Mauern ein junges Mädchen herrschte, dem das Leben seine glänzenden Gaben zu Füßen legte. Nun schnell noch lesen, was da zunächst geschah nach den Eröffnungen des Oheims.

„Der Thee ist aufgetragen!“ rief draußen Johann's Stimme. „Gnädige Frau warten schon! Herr Hauptmann sind auch schon da!“

„Ich komme!“ Alwine barg das theure Schreiben in

der Kleidertasche. Fügsam und geduldig wie immer ging sie in's Eßzimmer, dessen fünfarmiger Kronleuchter blendende Helle über das funkelnde Geschirr ausgoß.

Hammer stand am Fenster, die Anwesenheit seiner Gattin übersehend. Als Alwine eintrat, wandte er sich dem Tische zu, auf welchem in krystallener Schale der erstandene Kaviar aufgehäuft lag. Er sah nicht darnach, sondern fragte, sich zu Alwine neigend: „Ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, was dem Oberstlieutenant v. Schlieffen Veranlassung gegeben hat, sich soeben bei mir über meine Frau zu beklagen. Ich sah, daß er sich von einigen Damen trennte, als er mich traf. Meine Frau verweigert mir jede Auskunft."

„Weil die Schlieffen eine alte Klatschbase ist, und er ein alter Geck mit seinen gefärbten Haaren," versetzte Laura. „Die dicke Frau Landrath und die dünne Schlieffen — ein nettes Paar! Kürbis und Hopfenstange! — Haben Sie schon einmal Kaviar gegessen, kleine Unschuld?"

„Nein, noch nicht!"

„Also, bitte, nehmen Sie!"

„Ich danke," sagte Alwine leise und sah dabei mit schüchternem Bedauern in Hammer's forschendes Antlitz. „Es handelte sich um ein Taschentuch." Und sie erzählte stockend den Vorgang im Laden.

Die junge Frau lachte Thränen. „Hahaha! Den Trödeljuden werde ich dieser witzigen Großmutter noch anstreichen. Und diese kleine Eule, ihre Tochter, mit ihrem naseweisen Ohrfeigengesichtchen! Haha, wie sie alle herumhüpften nach dem Taschentuche! Es ist das erste Mal, daß ich in diesem verwünschten Nest mich nach Herzenslust auslachen konnte!"

„Du mußt morgen Fräulein v. Schlieffen einen Entschuldigungsbesuch machen, wenigstens eine Karte dort abgeben, da sie Dich doch nicht annehmen wird," fiel Hammer

mit mühsam unterdrücktem Zorn ein. „Und wenn Du nicht an Deine eigene Würde denkst, so denke daran, daß Du meine Stellung sicher untergräbst."

„Nun, Gott sei ewig Dank!" rief Laura mit theatralischem Pathos. „Da gibt es also doch ein Mittel, Dich aus dieser neidischen, boshaften Gesellschaft fortzubringen!"

„Aus dieser und aus jeder anderen," sagte er, blaß vor innerer Erregung.

„Dann hätte ich ja, was ich haben wollte," erwiederte sie triumphirend. „Noch Thee, Kleine? — Es gehört ja nicht nothwendig zum Leben, das Hauptmanns-Gehalt zweiter Klasse zu bekommen. Solch' ein Trinkgeld bietet euch der Staat an, euch vornehmen Leuten! Gesegnete Mahlzeit!"

Sie stand auf, grüßte und rauschte davon.

Hammer griff nach Alwinens Rechte. „Fräulein Hansen," sagte er gepreßt, „ich bitte Sie herzlich, sorgen Sie dafür, daß meine Frau morgen zu Fräulein v. Schlieffen geht. Ich halte es für unumgänglich nothwendig. Wenn Sie mitgingen —"

„Gern!" versprach sie bereitwillig.

„Ich danke Ihnen. Es ist mir ein beruhigender Gedanke." Er schwieg einige Sekunden. Endlich fuhr er leiser fort. „Es ist Ihnen nicht verborgen geblieben, welchen Eigensinn meine Frau meinen Wünschen in dieser Richtung entgegensetzt. Ich verhehle Ihnen auch nicht, daß meine Stellung sowohl nach außen wie im Hause selbst die schwierigste geworden ist. Auf Ihnen, auf Ihrem Beispiel ruht meine Hoffnung. Es ist möglich, daß ich zu viel verlange von meiner Frau, wenn ich sie dränge, ihre Eigenart meinethalben aufzugeben, aber Rücksicht muß ich fordern. Und ich fordere sie. Es wird für Sie ein Tag kommen, Fräulein Hansen, wo Sie diese Forderung besser begreifen

werden. Für jetzt bitte ich Sie, mich zu unterstützen in dem, was ich für recht und billig halte. Gute Nacht!"

Das junge Mädchen, sehr verlegen ob dieser Erörterungen, schob leise den Stuhl zurück und eilte in ihr Gemach. Der Brief, der heißersehnte Brief, welcher ihre Erwartung auf das Höchste spannte, knisterte so wundersam in ihrer Tasche.

Sie schob die Lampe dicht an ihre Sophaecke heran, küßte den entfalteten Bogen und las mit lächelnden Lippen weiter.

„. . . als in demselben Moment hinter der Thür ein weicher, zitternder Ton laut ward. Gleich darauf stand ich in einem matt erleuchteten Zimmer. Ein warmer Blumenduft schlug mir entgegen wie von frischgebrochenen Rosen. Dazu ein geheimnißvolles Funkeln an den Wänden, Reflexerscheinungen des Kaminfeuers, welches seinen gluthrothen Schein bis in die fernste Ecke des Gemaches warf.

Mein Oheim, das Zeichen des Schweigens gebend, zog mich leise mit sich fort in der Richtung, woher die seltsamen Töne drangen.

In einen kleinen, niedrigen Sessel geschmiegt, die kleinen Füße auf den Kaminrost gestemmt, saß eine weibliche Gestalt: Ariana. Das blonde, lockige Haupt leicht auf die rechte Schulter geneigt, schien sie ihrem eigenen Spiel wie im Traum zu folgen, während die rechte Hand zitternd über die Saiten der Mandoline glitt. Und ich fühlte mich erschüttert von den Tönen, die mir meine Knabenjahre zurückriefen. Ariana spielte das Lieblingslied meiner verstorbenen Mutter.

‚Ari,' sagte der Oheim an meiner Seite. ‚Kennst Du diesen Burschen noch, diesen Monsieur Sausewind?'

‚Vetter Alex!' rief sie aufspringend und reichte mir die Hand. ‚Willkommen in Bonsdorf! Wir sind neugierig genug gewesen Deinethalben. Mama, Alex ist hier!'

Ihre ungewöhnlich klangvolle Stimme rief aus dem angrenzenden Gemach meine Tante herbei, eine sympathische sanfte Frau, die mich herzlich in ihre Arme schloß.

‚Und jetzt behalten wir den Herrn da in unserer Nähe,‘ sagte mein Oheim lächelnd. ‚Was, Ari?‘

‚Weiß nicht, Papa,‘ lachte meine Kousine, mich neckend musternd, ‚ob er's verdienen wird!‘ —

Du siehst, meine theure Alwine, daß ich in diesem ersten, nur den intimsten Familienbeziehungen gewidmeten Beisammensein das Geheimniß unserer Herzen nicht offenbaren konnte, ohne uns zu schaden. Was liegt auch daran! Du bist wohl geborgen, wir lieben uns, und ob unser Verlöbniß etwas früher oder später veröffentlicht wird, hat keinen Einfluß auf unser Glück. Sei versichert, daß ich nichts versäume und nur auf den richtigen Augenblick warte. Ich muß erst festen Fuß in Bonsdorf fassen. So oft es meine Zeit gestattet, werde ich dort sein. Ich denke mit Entzücken an die Zeit, wo ich mit Dir gemeinsam diese trauten Räume betreten werde. Und nun, mein Lieb, lebe wohl! Ich erwarte Deinen ersten Brief mit großer Spannung. In Gedanken umarmt und küßt Dich zärtlich Dein

Alexander.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Korallenfischer.

Erzählung aus Kalabrien. Von **Woldemar Urban.**

Mit Illustrationen von E. Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

1.

In der kleinen kalabresischen Hafenstadt Paola war Markt gewesen. Das passirte im Jahr nur zweimal oder, wenn man den Schweinemarkt im März mitrechnet, dreimal. Der Herbstmarkt, der auf den St. Bartholomäustag fällt, ist aber der bei Weitem bedeutendste. An diesem Tag kommen die Landleute, die in den kleinen verlorenen Gebirgsdörfern wohnen, wo der Handel mit den verschiedensten Bedürfnißartikeln mangels eines ausreichenden Publikums nicht lohnt, nach der Stadt, um ihren Bedarf zu decken, meist gleich für's ganze Jahr. Da geht es dann immer sehr laut und lustig her, und der Tag des heiligen Bartholomäus ist ein großes Fest.

Das hatte auch der junge Andrea Tinotti aus Santa Maria dei Monti gefunden, und als er am Spätnachmittag wieder auf seinem Eselchen, dem er die verschiedensten Einkäufe in einem nach rechts und links herunterhängenden Bastsack aufgebürdet, nach seinem einsamen Fischerdorfe zurücktrottete, war er sehr lustig und aufgeräumt. Er wäre gern noch ein paar Stunden in Paola geblieben. Es gab da so

mancherlei, woran in Santa Maria bei Monti kein Mensch dachte. Da gab es Osterien, wo die Leute zusammenkamen, Wein tranken und „alle Bocce“ oder „alla Mora“ spielten; da gab es muntere frische Dirnen, die nach dem Tamburin und der Flöte auf der Straße Tarantella tanzten; allerhand bunter Flitter und Firlefanz hing zum Kauf herum, und Andrea selbst hatte nicht widerstehen können, ein kleines Tamburin für sieben Soldi zu kaufen. Er hoffte mit seinem Tamburin in Santa Maria bei Monti Effekt zu machen.

Die paar Dutzend elender, aus Felsstücken roh zusammengetragener Häuserchen, die man Santa Maria bei Monti nennt, und die weltverlassen in den kahlen Küstenfelsen wie ein Seeräubernest daliegen, kennen im großen Ganzen nur das Brausen der Wogen, die sich an den steilen, rothbraunen Felsen brechen; das Donnern der Stürme, die auf dem endlosen Meer, das sich vor ihnen ausstreckt, einherbrausen; kennen nur die hehre Monotonie einer großartigen Natur. Die Bewohner von Santa Maria bei Monti legen sich, wenn die Sonne sinkt, auf ihr Lager, da sie sich den Luxus einer künstlichen Beleuchtung ihrer Häuser nicht gestatten können, und stehen mit der Sonne wieder auf, um ihren Hantirungen — Netze flicken, Barken ausbessern, Ruder schnitzen oder Segel herrichten — nachzugehen. Das haben die Väter und Großväter so gemacht, und die Söhne lernten es von den Vätern, Generation auf Generation — immer dasselbe, wie Jahr um Jahr in der Natur, so hier Geschlecht auf Geschlecht.

Andrea konnte also wohl annehmen, mit seinem Tamburin in dieser Einöde eine gewisse Sensation zu erregen.

Momentan lag das kleine, roh gearbeitete, grell bemalte und mit rothen und gelben Bändern geschmückte Ding in dem einen Quersack in friedlicher Gemeinschaft mit einer schwarz geräucherten Speckseite, einer Oelflasche, einem

Ballen rothbraunen Zwirns, wie er zum Netze flicken und stricken gebraucht wird, einer neuen rothwollenen Fischermütze, Wollzeug zu einem Hemd und sonstigen Einkäufen. Andrea selbst saß auf dem Eselchen und sang in den landesüblichen, wunderbar langgezogenen, träumerisch verklingenden Tönen ein Volkslied, das in den Bergen ein Echo erweckte. Es war heiß. Das feinhufige, zartgebaute flinke Thier keuchte schwer, arbeitete sich aber mit seiner Last treu und sicher immer höher und höher den schmalen Pfad hinauf.

Plötzlich brach Andrea seinen träumerischen Gesang jäh ab, griff mit einer hastigen, lustigen Bewegung nach dem Tamburin und schlug mit den Knöcheln der rechten Hand das Fell laut, während er mit der linken Hand gleichzeitig die Schellen in Bewegung setzte.

„Santina! Santina!“ rief er laut und übermüthig.

Auf einem Seitenpfad, der direkt zum Meer hinunterführt, und zwar zu einer kleinen Einbuchtung, die den Fischern von Santa Maria dei Monti als Hafen dient, schritt ein junges Mädchen herauf. Auf dem Kopfe trug sie einen Haufen Netze, die, mit Korkstücken eingefaßt, nicht gerade sehr schwer waren, aber doch ein großes Packet ausmachten. Das Mädchen war in seiner Einfachheit und in der durch die Last auf dem Kopfe bedingten geraden Haltung eine fesselnde Erscheinung. Stolz in der Haltung, von erfrischender Anmuth im Ausdruck. Ihr Gesicht hatte jenes eigenthümliche robuste Sammetbraun, das man in Unteritalien noch jetzt oft als ein Resultat der Rassenkreuzung zwischen arabischem und europäischem Blut trifft. Ihre Augen waren von einem hellen Kastanienbraun und von langen schwarzen Wimpern eingefaßt, das Haar blauschwarz, der Hals außerordentlich zierlich in der Form, der Körperbau eher zart als bäurisch, trotzdem sie im Uebrigen nichts weniger als vornehm aussah. Sie war

barfüßig; ihr Kleid war abgetragen und ärmlich. Arme, Hals und Schultern waren frei. Um den Hals trug sie an einer dünnen Korallenkette ein Amulet aus Messing, ein Muttergottesbild von schlechter Gravirung, aber doch abweichend von ähnlichem Schmuck dadurch, daß es gravirt war, während andere Amulete gewöhnlich einfach gedruckte Bilder tragen. Auf der Rückseite war die Inschrift eingravirt: „Pippo*) a Santina."

Als Santina näher kam und den jungen Burschen mit dem lachenden, weingerötheten Gesicht sah, wie er übermüthig das Tamburin schlug, lachte auch sie unwillkürlich fröhlich auf.

„Was hast Du da, Andrea?" fragte sie.

„Tanze, Santina, tanze! Ich schlage das Tamburin."

„Ei ja, tanzen, mit dem Bündel auf dem Kopf! Laß mich das Tamburin sehen."

Er lachte. Immer hastiger und toller schlug er auf das Bocksfell, immer lauter klapperten die Blechschellen, immer blitzender und unternehmender funkelten Andrea's Augen. Auch in Santina regte sich die angeborene jugendliche Fröhlichkeit, und endlich griff sie neckisch nach dem Tamburin, um ihre Neugierde zu befriedigen. Da reichte er es ihr hinunter, und sie fing sofort an, es zu schlagen und die Füße nach dem Takt zu bewegen.

Es war ein reizendes Bild. Im tänzelnden Schritt, mit der ganzen Anmuth ihrer Jugend und doch auch mit einer gewissen Würde bewegte Santina sich vor Andrea hin und her. Dabei lachte sie, und die weißblitzenden Zähne ihres halboffenen Mundes gaben ihr etwas Fremdartiges, das ihr entzückend stand. Sie schien gar nicht zu ermüden. Immerzu tänzelte sie mit dem Bündel auf dem Kopfe vor ihm her, die Straße entlang. Ihr Athem wurde

*) Pippo ist volksthümliche Abkürzung für Filippo.

rascher und rascher, ihre Brust hob und senkte sich keuchend, ihre Bewegungen wurden hastiger — es war förmlich etwas Diabolisches in ihrem Tanz, etwas Hinreißendes, gewaltsam

Verlockendes, wovon sie selbst wohl keine Ahnung hatte.

„Basta, brava, bravissima! Es ist genug, Santina!“ rief ihr Andrea zu. „Komm, setze Dich auf das Thier und ruhe aus.“

„Andrea, ich will nichts von Dir haben, kein Tamburin und kein Amulet, ich will nur mein Bild, das Du mir gewaltsam gestohlen hast," preßte sie mit einer mühsamen Ruhe heraus.

„Höre doch zu, Santina," entgegnete Andrea. „Was ist's denn nun auch weiter mit dem Pippo Tamburri? Ich habe ja gar nichts dagegen, er ist ein guter Bursche und auch ein reicher Bursche. Aber er hat den ganzen Sommer nichts von sich hören lassen, ist seit mehr als sechs Monaten fort, und es wird schon richtig sein, was die Anderen erzählen. Du weißt es doch, was man von ihm sagt?"

„Mein Bild, Andrea!" keuchte sie und hielt ihn mit der Hand fest, so daß er nicht von der Stelle konnte.

„Sie sind bei Trapani in die Brandung gekommen, die Barke ist umgeschlagen, und Pippo verschwunden. Kein Mensch hat wieder von ihm gehört. Frage doch seine Mutter, ihr wirst Du doch glauben müssen."

„Ich will mein Bild!" wiederholte sie starr und trotzig.

„Nein, Santina. Das Bild behalte ich, just weil Du so unbändig darauf bestehst, es wieder zu haben. Das Bild kostet zwei Soldi, nicht mehr! Dafür hast Du das Tamburin —"

„Da hast Du Dein Tamburin!" fuhr es ihr zischend aus dem Munde und mit einer blitzschnellen Bewegung schlug sie ihm mit dem Tamburin so heftig auf den Kopf, daß das Fell mit einem dumpfen Ton zersprang, und der Holzreif wie ein Hut ohne Deckel auf seinem Kopfe saß.

Andrea unterdrückte seine zornige Aufregung, lachte laut auf und faßte Santina um die Schultern. „Nun ist das Bild erst recht mein, Santina, und nun wirst Du erst recht meine Frau, es mag so lange dauern wie es will," rief er ihr in's Ohr und suchte sie zu küssen. Sie wand sich in seinem Arm wie ein Aal, schlug ihn in's

Gesicht, biß ihn in die Hand aber schließlich gelang es ihm doch, ihr einen Kuß auf den Mund zu drücken. Sie glühte vor Erregung und Scham und hätte ihn in dem Moment vielleicht getödtet, wenn sie gekonnt hätte. Aber sie konnte es nicht, sie konnte nur um sich schlagen wie eine Wilde, und endlich mußte er sie loslassen. Glühend vor Zorn und Aufregung rannte sie davon, ohne sich umzusehen, dem Dorfe zu.

Etwas verblüfft, aber doch mit entzückten Blicken, schaute ihr Andrea nach. Er wäre ihr gern nachgelaufen, aber er konnte doch seinen Esel mit all' den eingekauften Schätzen nicht im Stich lassen, und so rasch wie Santina lief, war dieser nicht vorwärts zu bringen. Endlich stimmte er seinen vorhin abgebrochenen Gesang wieder an:

„Tu sei tost', è vero, ma sei troppo bella,
Chi t'a conosciuta, non ti puo scordar."*)

2.

Das geschah in der Nähe der Kirche von Santa Maria dei Monti. Dieselbe war im Verhältniß zum Dorfe mit seinen dreihundert Einwohnern in kleinen, elenden Hütten ein wahrer Palast, ein basilikenartiger Bau mit Marmorarbeiten, einigen alten Gemälden, Grabdenkmälern und Kapellen. Die mit bunt herausstaffirten Heiligenbildern aus Holz und Wachs nach dem Geschmack der Einwohner von Santa Maria dei Monti geschmückt waren. Die Kirche war uralt und angeblich von dem Herzog Guglielmo Bracciaferro nach Vertreibung der Sarazenen aus diesen Gegenden erbaut worden. Aber von diesen geschichtlichen Vorgängen, wie auch von dem Erbauer der Kirche, hatten die Einwohner von Santa Maria dei Monti einen Begriff, der wohl ihrer

*) „Du bist spröde, es ist wahr — doch du bist gar zu schön,
Wer dich kennen gelernt hat, kann dich nie vergessen."

Sie blieb stehen und sah ihn an. Er schien ihr das Angebot ohne jeden Hintergedanken gemacht zu haben. Aber sie war mißtrauisch.

Er stieg ab und hielt das Thier an, um sie aufsteigen zu lassen. „Komm!“ sagte er.

„Mach, daß Du weiter kommst, Taugenichts! Geh, ich will nicht!“ sagte sie mit neckischer Schelmerei.

Er ging nun neben ihr her und zog das Thier am Zügel nach.

„Weshalb willst Du nicht, Santina? Glaubst Du, die alte Tamburri könnte es sehen, wenn Du auf meinem Esel in Santa Maria einreitest? Hast Du Angst?“

„Papperlapapp!“ machte sie kurz. Dann, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, fuhr sie fort: „Du schenkst mir das Tamburin, Andrea. Nicht wahr?“

„Was gibst Du mir dafür?“

„Nichts.“

„Das ist wenig, Santina. Für nichts ist nichts. Was hast Du da?“ Er sah nach dem Amulet, das an ihrem Halse hing. Sie machte eine hastige Bewegung, erröthete flüchtig und bedeckte das Amulet mit der Hand.

„Das ist nichts. Geh weg, Andrea, das ist nichts für Dich.“

„Laß mich doch sehen,“ sagte er ungeduldig. „Ist das Ding des Ansehens nicht werth? Darf man es nicht einmal anfassen? Dio mio, ich werde Dich nicht bestehlen!“

„Laß los, Andrea. Weg, sage ich — ich schlage.“

Sie war auf einmal in eine fürchterliche Aufregung gerathen, konnte ihm aber doch nicht verwehren, daß er das Amulet in die Hand nahm und besah. Sie wußte offenbar nicht, was sie thun sollte und mochte fürchten, die Kette zu zerreißen, wenn sie gar zu ungestüme Bewegungen machte.

Mit dem Instinkt rasch aufkeimender Liebe und Eifer-

sucht errieth Andrea, um was es sich handelte. Er sah wohl die Inschrift auf dem Amulet, konnte sie aber nicht lesen. Er konnte überhaupt nicht lesen. „Das ist von Pippo!" behauptete er trotzdem geradezu.

„Es mag sein von wem es will! Laß los, Andrea, oder es gibt ein Unglück. Hörst Du? Weg, sage ich! Bei der Madonna dei Monti, Du wirst ein Unheil anrichten, wenn Du nicht sofort mein Bild losläßest."

Sie war aufgebracht und wüthend, wie man es ihr niemals zugetraut hätte. In der einen Hand schwang sie drohend das Tamburin und mit der anderen suchte sie ihr Amulet zu schützen, das er noch immer in den Händen hielt.

Da ging, zufällig oder infolge seiner Bewegungen, die Kette auf, und das Bild blieb in seiner Hand.

„Sieh, sieh da, Santina! Das Schicksal will es. Ich soll das Bild behalten. Es fällt mir von selbst in die Hand."

„Andrea!" rief sie drohend und außer sich vor Zorn. Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Basta! Ich behalte es, Santina! Du bekommst ein anderes und das Tamburin dazu. Aber dies Bild behalte ich."

„Mein Bild, Andrea!" rief sie, bleich werdend, „ich will mein Bild! Verstehst Du mich? Glaube nicht, daß Du mich bestehlen kannst! Das Bild gehört mir, und Niemand hat ein Recht daran außer mir. Es ist mein Heiligthum, und ich darf es nicht verlieren."

„Ein Heiligthum!" spöttelte er. „Vielleicht, weil es Dir Filippo geschenkt hat? Ich werde Dir ein schöneres schenken, und es wird noch viel heiliger sein."

Sie weinte nun wirklich, und ihre Hände zitterten eigenthümlich, als müßte jeden Augenblick eine krampfhafte Bewegung, eine instinktive rasche That kommen.

„Andrea, ich will nichts von Dir haben, kein Tamburin und kein Amulet, ich will nur mein Bild, das Du mir gewaltsam gestohlen hast," preßte sie mit einer mühsamen Ruhe heraus.

„Höre doch zu, Santina," entgegnete Andrea. „Was ist's denn nun auch weiter mit dem Pippo Tamburri? Ich habe ja gar nichts dagegen, er ist ein guter Bursche und auch ein reicher Bursche. Aber er hat den ganzen Sommer nichts von sich hören lassen, ist seit mehr als sechs Monaten fort, und es wird schon richtig sein, was die Anderen erzählen. Du weißt es doch, was man von ihm sagt?"

„Mein Bild, Andrea!" keuchte sie und hielt ihn mit der Hand fest, so daß er nicht von der Stelle konnte.

„Sie sind bei Trapani in die Brandung gekommen, die Barke ist umgeschlagen, und Pippo verschwunden. Kein Mensch hat wieder von ihm gehört. Frage doch seine Mutter, ihr wirst Du doch glauben müssen."

„Ich will mein Bild!" wiederholte sie starr und trotzig.

„Nein, Santina. Das Bild behalte ich, just weil Du so unbändig darauf bestehst, es wieder zu haben. Das Bild kostet zwei Soldi, nicht mehr! Dafür hast Du das Tamburin —"

„Da hast Du Dein Tamburin!" fuhr es ihr zischend aus dem Munde und mit einer blitzschnellen Bewegung schlug sie ihm mit dem Tamburin so heftig auf den Kopf, daß das Fell mit einem dumpfen Ton zersprang, und der Holzreif wie ein Hut ohne Deckel auf seinem Kopfe saß.

Andrea unterdrückte seine zornige Aufregung, lachte laut auf und faßte Santina um die Schultern. „Nun ist das Bild erst recht mein, Santina, und nun wirst Du erst recht meine Frau, es mag so lange dauern wie es will," rief er ihr in's Ohr und suchte sie zu küssen. Sie wand sich in seinem Arm wie ein Aal, schlug ihn in's

Gesicht, biß ihn in die Hand aber schließlich gelang es ihm doch, ihr einen Kuß auf den Mund zu drücken. Sie glühte vor Erregung und Scham und hätte ihn in dem Moment vielleicht getödtet, wenn sie gekonnt hätte. Aber sie konnte es nicht, sie konnte nur um sich schlagen wie eine Wilde, und endlich mußte er sie loslassen. Glühend vor Zorn und Aufregung rannte sie davon, ohne sich umzusehen, dem Dorfe zu.

Etwas verblüfft, aber doch mit entzückten Blicken, schaute ihr Andrea nach. Er wäre ihr gern nachgelaufen, aber er konnte doch seinen Esel mit all' den eingekauften Schätzen nicht im Stich lassen, und so rasch wie Santina lief, war dieser nicht vorwärts zu bringen. Endlich stimmte er seinen vorhin abgebrochenen Gesang wieder an:

„Tu sei tost', è vero, ma sei troppo bella,
Chi t'a conosciuta, non ti puo scordar."*)

2.

Das geschah in der Nähe der Kirche von Santa Maria dei Monti. Dieselbe war im Verhältniß zum Dorfe mit seinen dreihundert Einwohnern in kleinen, elenden Hütten ein wahrer Palast, ein basilikenartiger Bau mit Marmorarbeiten, einigen alten Gemälden, Grabdenkmälern und Kapellen. Die mit bunt herausstaffirten Heiligenbildern aus Holz und Wachs nach dem Geschmack der Einwohner von Santa Maria dei Monti geschmückt waren. Die Kirche war uralt und angeblich von dem Herzog Guglielmo Braccia-ferro nach Vertreibung der Sarazenen aus diesen Gegenden erbaut worden. Aber von diesen geschichtlichen Vorgängen, wie auch von dem Erbauer der Kirche, hatten die Einwohner von Santa Maria dei Monti einen Begriff, der wohl ihrer

*) „Du bist spröde, es ist wahr — doch du bist gar zu schön,
Wer dich kennen gelernt hat, kann dich nie vergessen."

lebhaften Phantasie, ihrer Lust an Märchen und Fabeln, nicht aber der Wirklichkeit entsprach. Nach den Ueberlieferungen der Voreltern war die Kirche erbaut worden, um ein riesenhaftes Fabelwesen, ein Meerungethüm, das sechs Riesenköpfe mit gräßlichen Rachen zugleich aus dem Meer herausstreckte, und alles Lebende, das in seinen Bereich kam, verschlang, zu bannen. Dieses schreckliche Seeungeheuer hatte sich denn auch richtig seit der Erbauung der Kirche nicht mehr aus dem Meere herausgewagt, und somit konnten die Bewohner des Dorfes ruhig und sorglos im Schutze ihres Heiligthums leben. Nur an besonders stürmischen Tagen oder Nächten, wenn das Meer haushohe Sturzwellen an die Felsen von Santa Maria dei Monti warf, dann streckt das Ungeheuer seine sechs Köpfe aus der salzigen Fluth heraus und brüllte, daß das Echo aus allen umliegenden Thälern widerhallte. Dieses unheimliche Brüllen des Ungeheuers hatten alle Einwohner von Santa Maria dei Monti schon gehört, und wenn auch einige alte erfahrene Schiffer behaupteten, daß dieses schreckliche Getöse nichts weiter als ein Widerhall der Brandung sei, die sich in den höhlenartig zerklüfteten Felsen breche, so waren doch alle Uebrigen in Santa Maria dei Monti fest davon überzeugt, daß dies Getöse das Gebrüll des Seeungeheuers sei, das Hunger habe, sich aber wegen der Kirche nicht mehr aus dem Meer heraufwage.

Als Santina im hastigen Lauf an der Kirche ankam, bemerkte sie auf den Steinstufen vor derselben die Mutter Pippo Tamburri's, die dort saß und betete, oder schlief, oder träumte. Rasch ging sie auf die alte Frau zu.

„Mutter Caruli, Mutter Caruli!" rief sie hastig.

Die alte Frau hob den Kopf. Es war ein merkwürdiger Kopf, runzlich, verwittert, als ob er auch wie die Jahrtausend alten Felsen, auf denen sie gelebt und die sie nie im Leben verlassen, von Wind und Wellen, von Hitze und

Frost gelitten hätte. Die Augen waren scharf und stechend, aber krankhaft roth umrändert, die Lippen bläulich vor Alter, der Mund zahnlos. Als Santina vor ihr stand, nickte die alte Frau stumpfsinnig vor sich hin, und ihre Augen nahmen einen mißtrauischen Ausdruck an.

„Ebbene, was ist's?" fragte sie, „was willst Du?"

„Hast Du nichts von Pippo gehört?"

„Was geht's Dich an?" fragte die Alte lauernd zurück.

„Mutter Caruli," antwortete das junge Mädchen etwas verschämt, aber doch herzlich und mit weicher Stimme, „man sagt, er sei todt."

„Und wenn das wäre?"

„Sage doch das nicht, Mutter Caruli, Du weißt nicht, wie Du mir das Herz zerreißt."

„Hm, man weiß das schon! Mit Anderen herumschwenzeln und auf der Straße singen und tanzen, und dann einen reichen Burschen heirathen. Man kennt das schon."

„Mutter Caruli," unterbrach sie Santina erschrocken. Ohne Zweifel hatte die Alte von der hoch gelegenen Kirche aus ihre unschuldigen Späße mit Andrea, die sie jetzt so bitter bereute, gesehen.

„Geh Deiner Wege, Du Affe!" brummte die Alte. „Kümmere Dich um Dich und nicht um Andere. Was geht Dich Pippo an? Mach, daß Du fortkommst, damit es kein Unglück gibt."

Dicke Thränen traten der kleinen Santina in die hübschen Augen. Sie sagte nichts, aber sie faßte rasch nach der alten Hand Caruli's, die runzlich und mit stark hervortretenden Adern überzogen war und drückte sie zärtlich an ihre heißen, frischen Lippen.

„Du thust mir Unrecht, Mutter Caruli, ich frage nicht aus Neugier."

„Ei was! Das kenne ich schon."

„Auch nicht aus Interesse; aber ich würde sterben, Mutter Caruli, wenn Pippo ein Unglück widerfahren wäre."

„Caruli — larula, das kennen wir schon. Es stirbt sich nicht so schnell. Geh Deiner Wege und kümmere Dich nicht um das, was Dich nichts angeht."

Santina seufzte auf. „Ich gehe, Mutter Caruli," sagte sie dann und küßte der Alten nochmals die Hand. „Ich will Dich nicht erzürnen, und wenn Du mir nicht sagen willst, wie es Pippo geht —"

„Willst, willst!" fuhr die Alte polternd auf. „Ich weiß nichts. Von Wollen und nicht Wollen ist keine Rede."

„Nun, so wirst Du mich auch nicht hindern mögen, für Pippo zu beten."

Damit stieg Santina die Stufen hinauf und trat in die Kirche ein.

Caruli sah ihr nach, schüttelte den Kopf und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Dann versenkte sie sich wieder in ihre Beschäftigung, der sie nun schon tage- und wochenlang hier auf dieser Treppe oblag, nämlich sie musterte den Horizont, durchsuchte mit den Blicken das Meer, das in grenzenloser Ausdehnung vor ihr dalag, still, groß, räthselhaft und majestätisch. Zeigte sich am Horizont ein Segel, das ihr Auge noch kaum erreichte, so kam sie in die größte Aufregung und suchte zu erforschen, ob es das ihres Sohnes sei, das sie ganz genau kannte. Stiegen einige Wolken auf oder erhob sich brüllend und donnernd der Sturm — das „mostro", *) wie Mutter Caruli im Hinblick auf jenes Ungethüm das nannte, so humpelte sie in die Kirche, warf sich vor der Muttergottesstatue nieder und weinte und betete bis der Sturm vorbei war. So

*) Mostro = Ungeheuer.

wartete sie auf ihren Sohn, der schon seit Anfang März mit zwei Barken auf die Korallenfischerei ausgezogen war, an die sizilianischen oder nordafrikanischen Küsten. So lange war er noch nie ausgeblieben, und im ganzen Dorf murmelte man schon, daß Pippo Tamburri in den Scirocco-stürmen seinen Untergang gefunden habe. Man sagte der alten Mutter von diesen Befürchtungen nichts, aber diese theilte sie gleichwohl. Daher kam ihre Rauhheit im Umgang, ihre groben Worte, ihre Menschenfeindlichkeit. Die Sorge und die Angst um ihren Sohn, ihren Pippo, machte sie krank und wild.

Endlich trat Santina wieder aus der Kirche. Sie hatte verweinte Augen.

„Addio, Mutter Caruli," sagte sie leise, „ich muß nach Hause."

„Konntest schon lang dort sein," erwiederte diese grob. „Was hast Du hier herum zu lungern und auf der Straße zu tanzen? Geh zum Henker, Du leichtfertiges Ding Du!"

„Mutter Caruli —"

„Geh, sage ich! Was hast Du mit mir zu schaffen? Mach, daß Du fortkommst!"

Santina seufzte und machte sich raschen Schrittes davon. Die Sonne stand schon tief und war eben daran, groß und roth in die blaue Fluth hinabzutauchen. Aus den Schluchten der Küstenfelsen stiegen da und dort schon leichte Nebelschleier. Die Nacht kam rasch. Das Ave Maria-Läuten scholl in zitternden Schwingungen über Meer und Land. Etwa zehn Minuten später war die Sonne fort. Noch einmal flammte und leuchtete das Abendroth über den ganzen westlichen Himmel auf, glühend in der dünnen Sommerluft Kalabriens, strahlend wie eine Feuersbrunst. Dann erlosch auch das. Es wurde finster.

Jetzt erhob sich auch Donna Caruli und humpelte sorgenschwer nach dem Dorf hinunter. Ein Mutterherz

ist sehr geduldig und klammert sich an die unwahrscheinlichste Hoffnung mit eiserner Ausdauer. Aber es leidet auch um so schwerer. Sie sah nichts mehr auf dem Meere. Auch hier wurden die Nebelmassen dichter und dicker. Dann kam die Nacht und deckte Alles zu, Meer und Felsen, Kirche und Dorf. Geheimnißvoll schlummerte die in ihrer Einsamkeit und Abgeschiedenheit gewaltige Natur. Nur von den Scoglien, den Uferfelsen, herauf tönte das murmelnde Plätschern der Meereswellen.

3.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch war unten an dem kleinen Hafen von Santa Maria bei Monti lauter Lärm und jauchzendes Geschrei vieler Stimmen. Das halbe Dorf versammelte sich.

„Sie sind da!" tönte es von Felsen zu Felsen, von Haus zu Haus, „Pippo Tamburri ist in der Nacht zurückgekommen und hat eine reiche Ladung Korallen mitgebracht, wie man sie so schön und zart noch nie gesehen!"

Das war ein Jubel über die Rückkehr des schon verloren Geglaubten, als wäre er aus dem Grab erstanden!

Ein aufgeregtes Leben und Treiben entwickelte sich in der kleinen, gegen Norden durch eine massige Felswand geschützte Bucht. Boote wurden abgetakelt, braune Schiffer und Fischer, die mit Pippo Tamburri ausgezogen waren, küßten ihre Weiber und Kinder, zeigten ihnen die kostbaren Schätze, die sie mit Gefahr ihres Leben dem tückischen Meer entrissen, Alle staunten über den in der That reichen Ertrag der Fahrt und priesen Pippo Tamburri und sein Glück. Denn er war Eigenthümer der Boote und gewann also an der Ernte den Löwenantheil.

Pippo selbst stand momentan auf einem aus dem Wasser ragenden Felsen und überwachte die Abtakelung der Boote und die Bergung der Korallen, der Netze, Ruder

und sonstigen Geräthschaften. Er war ein etwa fünfundzwanzigjähriger, schöner Bursche. Die leichten Fischerhosen bis hoch über die Kniee hinauf aufgekrempt, so daß die braunen, kräftigen Beine zum Vorschein kamen, einen leichten, hellbraunen, mit rother Schnur eingefaßten und mit rothem Wollstoff gefütterten Mantel über das schwarzweiß gestreifte Hemd geworfen, die rothe Fischermütze verwegen auf dem energischen, mit einer Fluth schwarzer Locken umgebenen Kopfe, die braune Schärpe um den schmächtigen, biegsamen Leib — so glich er fast dem Masaniello auf der Bühne. Die Augen dunkel, das Gesicht gesund, rund, der Mund fein, der kleine Schnurrbart weich und leicht gekräuselt, in seinem Wesen munter, rührig, gutmüthig, leicht aufbrausend und feurig, war er schon oft der Gegenstand zärtlichster Aufmerksamkeit der Dorfschönen, aber auch des Neides und der Böswilligkeit der jungen Burschen gewesen.

Sein Vater war, ein Opfer seines Berufs, an der marokkanischen Küste gescheitert, als Pippo noch ein kleiner Junge gewesen. Er hatte ihn kaum gekannt, aber er hatte von ihm zwei Barken und alles Zubehör in gutem Zustand ererbt, und da Pippo selbst ein fleißiger, nüchterner Mensch war, so hatte sich sein Wohlstand, seit er selbst auf den Korallenfang auszog, beträchtlich vermehrt. Man nannte ihn in Santa Maria bei Monti reich; er war es freilich nur im Vergleich mit der großen Armuth der Uebrigen.

„Tonnino!" rief Pippo mit lauter, an das Getöse des Meeres gewöhnten Stimme einem der Fischer zu, „binde die Ruder zusammen. Sie werden mit hinauf genommen. Die Boote werden dort angeseilt. Kommt Sturm, können wir sie noch immer an's Land ziehen. — Rinaldo, dort kommt Deine Frau! — Wo ist denn Santina? Schläft sie noch?"

Rinaldo machte eine für Santina nicht besonders schmeichelhafte Bemerkung. Plötzlich sprang Pippo gelenkig und mit mächtigen Sätzen von dem Felsen, auf dem er stand, herunter, durch das seichte Uferwasser hindurch und auf eine alte Frau zu, die soeben in aller Hast den Fußpfad, der vom Dorfe nach dem Hafen führte, herabkletterte.

„Mutter! Mutter!“ schallte seine mächtige Stimme, in der die Freude über das langersehnte Wiedersehen hindurchzitterte. Dann schloß er die alte Caruli fest in seine Arme und küßte sie auf beide Wangen. Der alten Frau stürzten die Thränen aus den Augen, so daß sie zunächst kein Wort sagen konnte. Sie tastete nur zitternd mit den runzlichen Händen an ihrem Sohne herum, als ob sie sich überzeugen wolle, daß er auch noch heil und ganz sei.

„Ich wußte es, Pippo,“ sagte sie endlich, indem sie ihren Liebling von allen Seiten besah, als ob sie noch immer zweifle, daß er es wirklich sei, „ich habe es wohl gewußt. Seit Pfingsten habe ich Tag für Tag oben an der Kirche gesessen, habe auf's Meer ausgeschaut und gewartet. Ich wußte es wohl, daß Du wiederkommen mußtest. Ich habe der Madonna jede Woche zwei Kerzen geweiht. Ich wußte es, das würde helfen. Ich habe es immer gewußt.“

„Wo ist Santina, Mutter? Warum ist sie nicht da?“ fragte Pippo.

„Laß sie, Pippo!“ antwortete die alte Frau leise und geheimnißvoll.

Erstaunt sah sie Pippo an. „Was sagst Du, Mutter?“ fragte er.

„Laß sie! Sie ist ein leichtfertiges Ding, das mit dem ersten Besten auf der Straße tanzt —“

„Santina?“ fragte Pippo wieder. Er war etwas bleicher geworden. Seine Lippen zuckten leicht, und seine Augen waren durchdringend, fast ängstlich auf seine Mutter gerichtet.

„Ja, Santina! Habe ich es nicht etwa selbst gesehen? Mit meinen Augen? O, ich kann schon noch sehen, wenn ich will, frag' nur den Andrea."

„Den Andrea?" schrie Pippo auf. Die Ader auf seiner Stirn schwoll plötzlich an, und seine Augen nahmen einen wilden, drohenden Ausdruck an. Auch seine Mutter sah die Veränderung, die mit ihm vorging. Sie wurde besorgt und redete halblaut und eindringlich auf ihn ein.

„Höre auf mich, Pippo, höre auf Deine Mutter, die Dich liebt und Dein Glück will. Laß von Santina, oder sie wird Dein Unglück sein. Du verstehst das nicht, wie ich es verstehe. Glaube mir, glaube Deiner Mutter. Du würdest keine ruhige Stunde an ihrer Seite haben, würdest um eines Blickes willen, um eines vielleicht unschuldigen Zeichens willen Händel mit aller Welt anfangen und Unglück stiften. Ihr paßt nicht zusammen. Sie ist nicht für Dich, Pippo. Sie ist ein Flatterding, heute so und morgen so. Ich habe es ja gesehen, mit meinen Augen. Was hat sie auf der Straße vor Andrea herzutanzen? Sie taugt nicht für Dich. Ich werde schon eine Andere für Dich finden, eine Schönere, Pippo, eine Bravere —"

„Eine Schönere?" spöttelte ihr Sohn und sah seine Mutter zornig an. „Weißt Du auch, was Du sprichst, Mutter? Weißt Du —"

„Höre doch auf mich, Pippo. Ich weiß, was ich sage, ich weiß auch, daß es Dir weh thut, und trotzdem mußt Du von ihr lassen, mußt sie fliehen wie das Unglück. Es wird Alles vorbeigehen. Ich kenne das schon, und dann wirst Du glücklich werden mit einer Anderen."

„Sei still, Mutter!" rief Pippo heftig.

„Mein liebes Kind —"

„Sei still, sage ich! Ich mag nichts hören. Komm, wir wollen nach Hause. Es gibt viel Arbeit. Wir haben einen großen Fang gemacht."

Es schien ihm sehr wohl zu thun, seiner Mutter den Fang zu zeigen, ihr einzelne besonders schöne und werthvolle Stücke davon herbeizuholen und sie in die Säcke, in denen die Korallen noch aufbewahrt wurden, sehen zu lassen. Von Santina war keine Rede mehr. Seine Mutter wagte nichts mehr zu sagen, und ihm war offenbar jedes andere Thema eine Erleichterung. Seine Freunde und Genossen drängten sich um ihn, schüttelten ihm die Hände, bewillkommneten ihn in der Heimath, wünschten ihm Glück zu dem reichen Erfolg seiner Fahrt; aber so glücklich und zufrieden zu sein er auch Ursache hatte, so war doch in seinen Augen eine unruhige Hast. Er hörte nur halb, was man zu ihm sagte, und wenn er lachte und sprach, so klang es, als wenn er nicht bei der Sache wäre.

Endlich stieg man truppweise zum Dorfe hinauf, fast Jeder hatte seine Last. Dieser Ruder, Netze, Stangen, Jener Korallen, Trinkgefäße, Segelwerk und dergleichen. An jeder Wegkrümmung sah sich Pippo rasch und verstohlen um. Hinter jedem Stein glaubte er das Gesicht Santina's auftauchen zu sehen, aber immer fand er sich wieder enttäuscht. „Wo ist sie?" fragte er sich im Stillen, während er mit Anderen über gleichgiltige Dinge schwatzte. Warum kam sie ihm nicht entgegen? Freute sie sich nicht, daß er wieder heimgekehrt? Liebte sie ihn nicht mehr? Hatte seine Mutter Recht?

Schon bei dem Gedanken überlief es ihn kalt und heiß, und ein leises Zittern flog über seine Mundwinkel. Plötzlich stand er wie angewurzelt still und sah, da er eben um einen Felsen gebogen war, wie Santina laufend aus dem Dorfe herabkam. Fast zu gleicher Zeit sahen sie sich und standen sich überrascht gegenüber. Kaum drei Schritte vor ihm blieb Santina stehen, preßte die kleine Hand auf das vom raschen Laufen und wohl auch vor Aufregung

unruhig pochende Herz und sah ihn einen kurzen Moment mit ihren glückstrahlenden Augen an.

„Pippo!“ rief sie. Es schien, als wenn sie ihm sofort an den Hals fliegen wollte, plötzlich aber senkten sich ihre Augen vor seinem Blick, eine dunkle Röthe überzog ihr rundes Gesicht, und sie sagte nach einer kleinen, kaum merklichen Pause verschämt und leise, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte: „Willkommen daheim, Pippo.“

Er nahm ihre Hand in die seine, sah ihr aber streng und forschend in die Augen, als ob er hätte in ihrer Seele lesen wollen. Erst nach einer Pause versetzte er leise: „Ich habe Dir etwas mitgebracht, Santina. Willst Du es sehen?“

Ein glückliches Lächeln flog über ihr braunes, zartes Gesicht. Sie schmiegte sich leicht an ihn an und antwortete schlicht: „Wie gut Du bist, Pippo! Du hast an mich gedacht?“

Er legte die Ruder, die er auf der Schulter trug, am Wege nieder und blieb mit ihr stehen. Seine Mutter murmelte etwas vor sich hin, ging aber dann langsam weiter. Er griff in die Innentasche seines Mantels und zog ein prächtiges, großes, eigenthümlich gewundenes Stück Koralle hervor, wie es die Süditaliener zum Schutz gegen die „Jettatura“, den bösen Blick, zu tragen pflegen.

„Ich habe es selbst aus dem Meere heraufgeholt, Santina, mit Gefahr meines Lebens,“ sagte er leise. „Es war in der Nähe von Asinello, es wagte sich Niemand hinunter wegen der Haifische, die dort häufig vorkommen. So tauchte ich hinab und sah an einem Felsen ein Korallenstück, wie ich es schöner nie gesehen. Es ist ein Schatz und ein schwer errungener, denn gerade, wie ich darnach griff, schoß über mir eines jener gewaltigen Ungethüme dahin, die uns so gefährlich sind —“

„Madonna mia!“ schrie Santina erschrocken auf.

„Mit diesem Messer hier" — er zog aus der Schärpe eine etwa handlange scharf geschliffene, spitze Klinge an einem einfachen Horngriff — „mit diesem Messer vertheidigte ich mich und eroberte zugleich dieses Stück, das ich mir in demselben Augenblick gelobte, Dir zu bringen."

Sie sah ihn an, sah wie sein Auge kühn und entschlossen leuchtete, wie sich seine sichere, markige Hand gewaltig um das Messer klammerte, wie die Muskeln am Arm hervortraten — und sie schauderte. Ein Zittern lief über ihren Körper, und doch fühlte sie sich in demselben Moment unsäglich glücklich. Sie wußte, daß er sie mit einer Hand zerdrücken konnte, wenn er wollte, und doch schmiegte sie sich an ihn an, heimlich, glückselig, berauscht zugleich von der Liebe zu ihm und ihrer Schwäche vor ihm. Er legte den Arm leicht um sie, zog sie an sich und küßte sie auf die Wange. Dann gab er ihr die Koralle und wollte eben seine Ruder wieder aufnehmen, um mit ihr weiter zu gehen, als sein Blick auf ihren Hals fiel.

„Wo hast Du Deine Kette?" fragte er plötzlich rauh und barsch.

Sie wurde roth und verlegen, blickte ihn furchtsam an und stotterte endlich: „Pippo, ich bin wahrhaftig nicht schuld daran, — ich — ich wollte —"

„Wo ist das Amulet!"

Sie war zu Tode erschrocken. Sie kannte sein aufbrausendes, jähzorniges Wesen wohl, aber noch mochte sie glauben, den herannahenden Sturm mit den Augen, mit einem süßen Liebesblick beschwören zu können.

„Ich — Du mußt Dich nicht erzürnen, Pippo, komm, ich sage Dir Alles. Aber nicht jetzt, nicht hier. Komm, droben bei der Madonna, Pippo —"

„Wo ist das Amulet!" wiederholte er aufgebracht und blieb wie festgewurzelt stehen.

Sie schluchzte auf. Die Thränen traten ihr in die

Augen, und wie eine arme Sünderin, gehorsam, ergeben, unterwürfig antwortete sie endlich: „Es ist ja nichts weiter dabei, Pippo! Die Kette muß aufgegangen sein — ich weiß es nicht, wie es zugegangen ist — ich habe das Amulet verloren."

Nicht um Alles in der Welt hätte sie ihm in diesem Augenblicke den wahren Hergang der Sache erzählen können. Sie wußte, daß die immer wache, mißtrauische Eifersucht ihn zu den wildesten Ausbrüchen verleitet haben würde, wenn er gehört hätte, daß Andrea im Besitz des Amulets war. Seine Eifersucht hätte ihm Gespenster vorgespiegelt, die nicht vorhanden waren, hätte ihn wohl gar zum Unglück und Verbrechen fortgerissen. Nun stand sie zitternd vor Angst vor ihm und sah ihm schmeichelnd, zutraulich, beschwichtigend in die Augen.

„Verloren?" antwortete er mißtrauisch.

Sie nickte und faßte nach seiner Hand. Er aber trat rasch von ihr weg, nahm seine Ruder und ging weiter.

„So such's!" sagte er kurz und kalt.

Schluchzend folgte sie ihm. Sie wußte, was diese kurze, abweisende Einsilbigkeit bei ihm zu bedeuten hatte. Es kochte in ihm. Noch ein Wort, und die innere Leidenschaftlichkeit schäumte über, unbekümmert darum, was infolge eines solchen Ausbruchs geschah.

„Pippo, sei mir nicht böse!" bat sie leise. „Ich werde es suchen. Du wirst nicht gleich am ersten Tage Deiner Rückkehr böse sein. Ich werde es suchen!"

„Und finden! Das rathe ich Dir. Sonst wehe Dir und mir!"

Santina war untröstlich. Mehrfach versuchte sie noch, ihn milder zu stimmen. Es war ihr sonst wohl schon manches Mal gelungen, seinen Groll hinwegzuschmeicheln, heute gelang ihr das nicht. Mißtraute er ihr wirklich? Hatte vielleicht die alte Caruli mit ihm über das gestrige

Vorkommniß gesprochen? Sie wußte auf diese Fragen keine Antwort. Sie seufzte und fühlte sich zum Sterben unglücklich, verlassen und trostlos. Was sollte sie thun? Sollte sie sich Andrea nähern, um das Amulet zurück zu erhalten? War nicht das höchst gefährlich für sie? Konnte es dadurch nicht noch schlimmer werden? Wenn Pippo davon erfuhr, war Alles verloren.

4.

Die Bewohner von Santa Maria dei Monti nahmen, wie das in so kleinen Orten üblich ist, regen Antheil an den so lange vermißten und nun glücklich heimgekehrten Fischern. Auf dem kleinen Platz gleich unterhalb der Kirche, dem einzigen, über welchen das Dorf verfügte, standen die Leute den ganzen Tag herum, theils um zu erzählen, theils um zu hören. Pippo war der Held des Tages. Seinen Erzählungen lauschte man am begierigsten, und wenn sich auch in die allgemeine Freude hier und da der Neid hineinmischte, so herrschte erstere doch vor, und letzterer mußte vorläufig noch schweigen. Besonders war es Andrea, der sich durch die plötzliche Rückkehr des gefürchteten und glücklichen Nebenbuhlers höchst unangenehm berührt fand. Er hätte gern einen Mißton in die allgemeine Freude gebracht, und als Pippo jetzt, auf der Brunnenmauer sitzend, behaglich seine Abenteuer erzählte, und alle Welt um ihn herum mit gespanntester Aufmerksamkeit an seinen Lippen hing, so stieg ein tiefer Groll in Andrea auf. Bei jeder Erzählung Pippo's, bei jedem Lachen oder Beifallszeichen, das seine Reden begleitete, zuckte er verächtlich oder spöttisch mit den Schultern, seine Augen schimmerten mißgünstig und warfen hin und wieder verstohlene, giftige Blicke auf den harmlos dasitzenden Pippo.

Kaum zehn Schritte von der Stelle, wo Pippo im Kreise seiner Zuhörer saß, spielten einige halbwüchsige

Burschen miteinander, indem sie Soldistücke in die Luft warfen und beim Niederfallen derselben die Entfernungen maßen, in denen die einzelnen Stücke voneinander lagen. Das ergab dann die Gewinnchancen für den Einzelnen.

Das ist eines der uralten, süditalienischen Spiele, die, noch von den Griechen und Römern herstammend, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Andrea trat hinzu und betheiligte sich am Spiel, aber nicht, indem er einen Kupfersoldo in die Höhe warf, sondern

er benützte dazu eine Messingmünze, ein Amulet, dasselbe, welches er Santina geraubt hatte. Er warf es wohl vier- oder fünfmal in die Luft. Es fiel das Niemand auf, da man das Spiel mit Steinen oder Scherben und allen möglichen Dingen spielen kann, weil es ja immer nur auf die Entfernungen ankommt, in denen die einzelnen Gegenstände voneinander liegen.

Andrea spielte schlecht. Er warf immer zu weit ab. So zog sich das Spiel immer mehr in die Nähe der Stelle, wo Pippo auf der Brunnenmauer saß.

Plötzlich stand Pippo auf. Die kleine rothe Thonpfeife, die er in der Hand hielt, zitterte leicht. Es schien, als wenn er auf die Münze Andrea's, die nicht weit von ihm am Boden lag, zustürzen wollte. Aber Andrea hatte ihn auch während des Spieles genau beobachtet, und so kam er ihm zuvor, indem er die Münze rasch aufhob und in die Tasche steckte.

„Ich spiele nicht mehr," sagte er gleichgiltig und wandte sich ab. Langsam, wie ein gereizter Löwe schritt Pippo auf ihn zu, das Auge finster und durchdringend auf ihn geheftet.

„Andrea!" rief er ihm zu. Der Ton klang durchaus unschuldig, fast lustig.

Andrea wandte den Kopf nach ihm um. Ein Lächeln, eine gewisse verächtliche Miene lag in seinem Gesicht.

„Was ist?" fragte er kurz.

„Was ist das für eine Münze, die Du da hast?"

„Das geht Dich nichts an."

„Du hast sie von Santina?"

„Ich sage Dir, das geht Dich nichts an. Basta!"

Die Worte waren einfach, aber spitz und scharf wie Dolche.

„Das Bild gehört mir, Andrea. Her damit!" sagte Pippo kurz und befehlend.

Andrea lachte spöttisch. Dann trällerte er, ruhig fortgehend und den Anderen seinem Aerger und seiner Eifersucht überlassend, ein Lied vor sich hin:

„Tu sei tost', è vero, ma sei troppo bella,
Chi t'a conosciuta, non ti puo scordar — —"

Pippo sah ihn einen Moment an, dann folgte er ihm Schritt für Schritt, langsam und gemessen, aber so bestimmt und entschlossen in seinen Bewegungen, als ob er gewillt sei, ihm auf den Sohlen zu bleiben, bis in alle Ewigkeit.

„Das Bild, Andrea!" wiederholte er leise und bestimmt.

Dieser drehte sich, noch immer verächtlich lachend, nach ihm um und sah ihn einen Moment scharf und durchdringend an. In seinem Blick lag etwas Hämisches und Schadenfrohes. Er wußte, daß sein Nebenbuhler in allen Fasern und Nerven aufgeregt war und freute sich darüber. Er schien es jetzt für an der Zeit zu halten, seinen Haupttrumpf auszuspielen. Er pflanzte sich, die Hände in den Taschen, breit vor ihm auf und sagte: „Seit wann gibt man ein Liebespfand an seinen Nebenbuhler, Pippo?"

„Ein Liebespfand?" murmelte Pippo. Seine Lippen waren plötzlich kreidebleich. „Her damit, Lügner! Es gehört mir!"

„Hole es, wenn Du Muth hast!" zischte Andrea halblaut und herausfordernd zwischen den Zähnen hervor. Dabei spielte er mit ruhiger Gelassenheit an einem Messergriff herum, der mit hübschen Perlmuttereinlagen aus der Schärpe heraussah.

Eine Sekunde lang maßen sich die beiden Burschen gegenseitig. Sie waren fast gleichalterig, Andrea war vielleicht zwei oder drei Zoll kleiner, als sein Gegner, dafür aber gedrungener gebaut.

„Gut!" antwortete Pippo nach einer kleinen Pause kurz und trocken. „Heute Abend um zehn Uhr auf der Terrasse."

„Ich bin da!"

„Richte Dich ein, Andrea. Es geht nur Einer wieder fort."

Damit drehte sich Pippo auf dem Absatz um und ging langsam, seine Pfeife wieder anzündend, auf seinen Platz auf der Brunnenmauer zurück. Kein Mensch, auch der aufmerksamste Beobachter nicht, hätte auf die Idee kommen können, daß zwischen den Beiden soeben ein Kampf auf Leben und Tod abgemacht worden sei. Und doch war es so sicher wie der Grund, auf dem sie standen, daß nur Einer von ihnen den neuen Tag sah.

Kurz nach Ave Maria ging Pippo nach Hause. Das Wetter hatte sich etwas verändert. Die Luft war schwül, der Himmel bedeckt, als ob ein Gewitter im Anzug sei. Ein heißer feuchter Südwind warf die Wellen auf die Felsen, so daß sie hoch aufspritzten und sich in Staub aufgelöst bis hinauf in das Dorf zogen. Etwa noch hundert Schritte von seinem Hause entfernt sah er Santina auf einem Felsen sitzen. Sie schien zu weinen und hatte jedenfalls dort auf ihn gewartet, weil er, um nach Hause zu gehen, hier vorbei mußte. Er sah, wie sie aufgeregt, mit angehaltenem Athem, scheu und ängstlich bittend zu ihm herüberschaute. Die hübschen, hellbraunen Gazellenaugen, wie sie durch Thränen glänzten, hätten einen Heiligen verführen können. Pippo ging stumm und starr vorüber.

„Pippo!" hörte er sie rufen. Er war schon halb vorbei. Der Ruf klang wie ein Angstschrei. Er blieb nachdenklich stehen. Dann hob er den Kopf und schritt auf sie zu.

„Was willst Du?" fragte er eintönig.

Schüchtern näherte sie sich ihm, die Hände gefaltet und die Augen gesenkt, wie eine Heilige. Er sah sie gar nicht an. Er sah nach dem Himmel, wo die Wolken eilig über das Meer hergezogen kamen und sich an die Felsen hoch über dem Dorfe Santa Maria bei Monti stießen.

„Warum bist Du mir böse, Pippo? Ich bin bei Gott unschuldig," flüsterte sie.

„So? Du hast also das Bild verloren?"

„Pippo —"

„In die Tasche Andrea's verloren? Das ist ja ein wunderbarer Zufall."

„Ich will Dir Alles sagen! Bitte, höre mir zu, Pippo."

„Schweig. Ich will keine Lügen hören."

„Bei allen Heiligen, Pippo —"

„Hast Du vor ihm auf der Straße getanzt? Ja oder nein?"

Sie zitterte wie Espenlaub am ganzen Körper.

„Es geschah ohn' alles Arg," murmelte sie.

Blitzschnell nahm er sie bei der Hand, zerrte sie zu sich her und schrie sie wild an: „Du hast das gethan?"

„Ja!" hauchte sie. „Höre mich, Pippo!"

Von plötzlicher Wuth übermannt schleuderte er sie heftig von sich, so daß sie zu Fall kam.

„Sei verflucht, Du und Deine Leichtfertigkeit!" stieß er heraus und stürmte raschen Schrittes weiter. Es war ihm, als ob er nochmals ihre Stimme schwach und zu Tode geängstet hinter sich habe rufen hören, aber er kümmerte sich nicht weiter darum und lief davon.

Gleich darauf trat er in sein Haus ein, das wie alle anderen in Santa Maria bei Monti höchst primitiv war. Im Erdgeschoß war nur ein Raum, der aber in der Mitte durch einen Vorhang in zwei Räume abgetheilt war. Hinter dem Vorhang war sein und seiner Mutter Schlafraum, vor demselben Wohn-, Eß- und Arbeitszimmer, Alles in Einem. Auf einer Kommode stand unter Glasglocken ein wächsernes Muttergottesbild und zwei große, bunte Sträuße aus gemachten Blumen. Ein wackeliger Tisch, eine lange Holzbank, einige geflochtene Strohstühle vervollständigten die Ausstattung.

Als Pippo eintrat, wartete seine Mutter schon mit dem Essen auf ihn, das auf dem Tisch stand. Es war ebenso einfach wie die Umgebung: einiges Grünzeug, eine Art Kuchen, der in Oel gebacken und mit Zwiebeln, Tomaten und Pfeffer schmackhaft gemacht wird und den man im Neapolitanischen „pizzo“ nennt; ein Teller voll gebratener Fische, Seespinnen und ähnlichen „frutti di mare“, ein kleiner Krug Wein und ein großer Krug Wasser — das war Alles. Die alte Caruli schwatzte während des Essens von allem Möglichen und schien sehr guter Laune zu sein. Sie erzählte, daß während seiner Abwesenheit eine ihrer Ziegen abgestürzt und neben der Terrasse, einem platten Felsvorsprung unterhalb der Kirche, in die Schlucht gefallen sei, die sich dort thurmhoch in das Meer senkt und bei stürmischem Wetter immer so gräßlich tobt und donnert. Kein Mensch habe natürlich die Ziege wieder gesehen — das „mostro“ habe sie gefressen.

Kaum war die Geschichte mit der Ziege erledigt, so fing Donna Caruli eine andere an von zwei Weibern, die sich auf der Kirchtreppe geprügelt hatten, weil der Sohn der einen der fünfjährigen Tochter der anderen angeblich einen Soldo gestohlen habe, für den sie Maccaroni zu kaufen ausgeschickt worden war. Nach dieser kam wieder eine andere Geschichte von einem Bauern in Pompeji, der dreißigtausend Lire im Lotto gewonnen haben sollte und darüber verrückt geworden war. Schließlich mußte das Erdbeben in Casamicciola herhalten, das damals in aller Leute Mund war und von dem sich Donna Caruli die wunderlichste Vorstellung machte.

Pippo sagte nichts. Er aß ein Stück Pizzo nach dem anderen, nahm von den Fischen, trank ab und zu einen Schluck Wein, den er stark mit Wasser vermischte, und nickte nur manchmal, um seine Mutter glauben zu machen, er höre ihr zu.

Dann wurde es finster. Pippo schloß die Thüre, die alte Caruli suchte ihr Lager hinter dem Vorhang auf, und Pippo legte sich auf die Holzbank im Vorderraum und that, als ob er ebenfalls schlafen wolle. Er schloß aber kein Auge. Er hörte, wie es an der Kirche Acht, dann Neun, dann Neun und ein halb schlug. Da stand er leise auf und öffnete die Thür.

„Pippo!" rief seine Mutter hinter dem Vorhang hervor. Er schrak zusammen. Er hatte geglaubt, seine Mutter schlafe und höre ihn nicht fortgehen.

„Was ist, Mutter?" fragte er.

„Weshalb öffnest Du die Thür? Willst Du fortgehen?"

„Ich muß nach den Barken sehen. Es kommt Sturm."

Er trat hinaus in die Nacht. Der Sturm war wirklich da. Der dicke, feuchte Südwind kam heulend und brausend über das Meer her, blies in die Schluchten und Buchten des wild zerklüfteten Küstengebirges und warf weißschäumende Wassermassen viele Klafter hoch auf die Felsen. Die Brandung rollte und donnerte, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Es klang wirklich wie das Brüllen eines Ungeheuers. Pippo ging aber nicht nach dem Strand, wo seine Barken lagen, sondern kletterte hinter seinem Hause von Fels zu Fels immer höher, bis er zu einem Felsenvorsprung kam, der jenseits weit in's Meer hinausragt und sehr steil abfällt. Diesen Vorsprung nannten die Dorfbewohner die „terrazza", die Terrasse. Neben ihr befand sich die Schlucht, in welche die Ziege gestürzt war. Ein wildes Getöse, das die Wasser verursachten, klang daraus herauf, denn unten quirlten und brodelten die aufgelösten Schaumwellen wie in einem Hexenkessel.

Als Pippo auf der Terrasse ankam, sah er einen finsteren Schatten am Rande der Schlucht stehen.

„Andrea?" schrie er hinüber.

Der Schatten nickte und trat näher.

Pippo zog sein Messer aus der Schärpe und prüfte vorsichtig und aufmerksam, ob es auch fest im Griff saß. Als er sich von der Solidität seiner Waffe überzeugt hatte, wickelte er seine Schärpe ab und schlang sie in einer Weise um den linken Unterarm, daß sie in zwei hin und her baumelnden Schleifen herabfiel und so, wenn er den Arm hin und her bewegte, eine Art Vorhang entstand, der den Gegner über den dahinter befindlichen Körper täuschen oder auch den Stoß aufhalten konnte. Das Messer nahm er fest in die rechte Hand.

„Fertig?" schrie er wieder.

„Ein Wort, Pippo," antwortete Andrea.

„Was ist's?"

„Es geht nur Einer wieder fort, hast Du gesagt."

„Natürlich."

„Gut. Aber ehe er fortgeht, soll er den Anderen dort in die Schlucht werfen. Es kann dann kommen, was will."

„Wohl! Fertig?"

Andrea trat wieder einige Schritte zurück. Er hatte sich in gleicher Weise auf den Messerkampf vorbereitet, wie Pippo.

„Fertig!" antwortete er.

Den linken Arm mit der herabhängenden Schärpe wie einen Schild vor sich haltend, den Oberkörper etwas gebückt und leicht vorgebeugt, das Auge fest auf seinen Gegner gerichtet, das Messer zum Stoß bereit in der etwas zurückgehaltenen rechten Hand, schlich sich Pippo an Andrea heran. Wie ein Tiger vor dem Sprung auf sein Opfer, jeden Muskel angespannt, den Oberkörper etwas seitwärts zurückgebogen, den linken Arm leicht vor sich hin und her bewegend, erwartete Andrea seinen Feind. Eine wilde Energie, Haß und Grimm sprach aus jeder ihrer Bewegungen, aus jedem Blick. Es lag in dem Vorgang eine ursprüngliche Wildheit, wie denn die Sitten des kalabre-

sischen Volkes überhaupt viel Anklänge an frühere, barbarische Zeiten haben. Das ungezügelte, wild-leidenschaftliche Temperament des Volkes, die rücksichtslose Kühnheit und Verachtung der Gefahr, das Katzenartige in dem Wesen der Kalabreser läßt die alten Bräuche nicht zur Ruhe kommen.

Die beiden Kämpfer standen sich mit nackten Füßen gegenüber, der Boden war durch den feuchten Südwind etwas schlüpfrig und gerade in dem Augenblick, als Andrea aufspringen wollte, um sich mit dem Messer in der Hand auf seinen Angreifer zu werfen, glitt er mit dem einen Fuß aus und fiel in die Kniee. Ein fürchterlicher Fluch kam über seine Lippen, denn nach dem Herkommen, das alle Vortheile bei dem Kampfe giltig findet, brauchte Pippo jetzt nur noch zuzustoßen, um ihm den Garaus zu machen. Kaum sah aber Pippo seinen Gegner fallen, als er sofort stehen blieb.

„Steh auf," rief er ihm zu, „ich mag keinen Wehrlosen morden. Es soll ehrlich zwischen uns zugehen."

Erstaunt erhob sich Andrea. Kaum war er wieder auf den Beinen, so warf er sich mit wildem Ungestüm auf Pippo und stieß mit dem Messer unter dem Arm desselben durch die Schärpe hindurch nach der Brust seines Gegners. Aber Pippo war auf seiner Hut. Ein rascher Seitensprung rettete ihn, und der Stoß Andrea's ging in die Luft.

In dieser Weise suchten sie noch mehrere Male sich gegenseitig unschädlich zu machen, aber außer einem leichten, nur wenig blutenden Ritz an Pippo's linkem Arm, mit dem er das Messer seines Gegners niedergeschlagen hatte, war bisher keine ernstliche Verwundung vorgekommen. Die Kämpfer wurden immer hitziger, leidenschaftlicher und blutdürstiger, je länger der Kampf dauerte. Sie waren Beide gewandt und von einer unerschrockenen Tollkühnheit, so daß der Ausgang des Kampfes äußerst zweifelhaft war.

Da gelang es Pippo, mit dem linken Arm einen Stoß Andrea's aufzufangen und dessen rechten Arm nach oben zurückzuwerfen. Das war das Ende. Im nächsten Augenblick saß das Messer Pippo's in der Brust Andrea's*). Röchelnd stürzte der Getroffene zusammen, während Pippo im ersten Moment rasch zurückfuhr, um einem etwaigen letzten Stoß seines Gegners auszuweichen. Aber als er sah, daß Andrea fiel, hob er laut aufathmend seine Arme hoch in die Höhe, als ob er Gott für seinen Sieg danken wolle. Erst dann kniete er bei seinem überwundenen Feind nieder, um sich von dessen Zustand zu überzeugen. Noch einige Male wälzte sich Andrea fluchend und stöhnend auf dem Felsboden hin und her, aber kaum eine halbe Minute später lag er still. Der Stoß Pippo's war gut, ein echter Herzstoß, ein Meisterstoß gewesen. Als Pippo nach der Wunde tastete, fühlte er an der Hand etwas Heißes, Dickflüssiges — ein ekelhaftes Gefühl überkam ihn, und rasch zog er die Hand wieder zurück. Auch an seinem Messer klebte Blut, eine klebrige, schleimige, schon im Gerinnen begriffene Masse. Er wischte es an den Kleidern des Todten ab, band seine Schärpe wieder um und steckte das Messer hinein. Endlich machte er sich daran, die Kleider Andrea's zu durchsuchen. Er fand nicht viel. Einige Kupfersoldi steckten in der einen Hosentasche, er steckte sie wieder hinein. In der anderen fand er das Amulet, das die Ursache dieses wilden Kampfes geworden. Er steckte es zu sich. Dann hob er den Körper des Todten auf und warf ihn über die Felsen in die brodelnde, quirlende Schlucht hinunter, wie es Andrea selbst angeordnet hatte. — Das „mostro" hatte sein Opfer.

*) Siehe das Titelbild.

5.

Santina hatte die ganze Nacht geweint, und als sie am Morgen aufstand, war sie entschlossen, dem fürchterlichen Zustand, dem unglücklichen Mißverständniß, unter dem sie litt, ein Ende zu machen. Sie liebte Pippo mit der ganzen Kraft ihrer Seele und konnte es nicht ertragen, von ihm verkannt zu werden. Wenn er sie nicht mehr liebte, konnte er sie verlassen, aber er sollte sie nicht verachten. So ging sie denn, sobald es Tag wurde, zu Andrea's Eltern. Sie wollte mit Andrea sprechen, wollte ihm sagen, daß er nie und nimmer auf sie zu rechnen habe, und unter allen Umständen das Amulet von ihm zurückfordern.

Aber sie fand Andrea nicht. Er war nicht da, war die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen.

Santina glaubte, ihn vielleicht unten am Hafen zu finden, der Sturm in der Nacht konnte ihn dort festgehalten haben, und so lief sie hinunter an das Meer. Aber auch da war er nicht.

Als sie wieder nach dem Dorfe zurückgehen wollte, stand plötzlich Pippo vor ihr.

„Santina!" rief er sie an, freundlich, entgegenkommend, aber doch mit einer merkwürdigen Hast und mit eigenthümlich scheuen Augen, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. „Santina, ich habe Dich gesucht, wo warst Du?"

„Ich wollte mit Andrea sprechen, Pippo," versetzte sie, entschlossen, allen Irrthümern ein Ende zu machen. „Du hast Recht, Pippo, ich habe das Amulet nicht verloren, sondern Andrea hat es mir gewaltsam entrissen, und nun habe ich ihn überall gesucht, um zurückzufordern, was ihm nicht gehört, aber ich habe ihn nicht gefunden."

„Laß es gut sein, Santina!"

„Bei der gebenedeiten Madonna, ich bin unschuldig an der ganzen Sache, Pippo, und habe Dich nur nicht

erzürnen wollen, als ich Dir zuerst anders sagte, als es war."

„Laß es gut sein, Santina!" erwiederte er. „Gib mir Deine Hand. Ich habe Dir gestern Abend Unrecht gethan. Ich war im Zorn. Willst Du mir wieder gut sein?"

Sie nahm seine Hand. Dieselbe war heiß und fieberig. Als sie hörte, was er sagte, hatte sie das Gefühl, als müsse sie unaussprechlich glücklich sein, als müsse sie sich an seine Brust werfen und vor Freude über seine Einkehr laut jubeln. Aber sie brachte keinen Ton über die Lippen. Sie sah ihn nur scheu von der Seite an. Was war nur mit ihm? War er krank?

„Laß Andrea Andrea sein," fuhr er in seiner hastigen Weise fort. „Was kümmert er uns? Hast Du mich nicht lieb, habe ich Dich nicht lieb, Santina? Was braucht es mehr? Wozu willst Du hinter einem Amulet herlaufen, das keine fünf Soldi werth war? Komm, wir gehen zu Deinem Vater. Ich habe schon mit ihm gesprochen. Es ist schon Alles richtig. Komm nur!"

Es war ihr, als ob die Angst ihr die Kehle zuschnüren wollte. Sie hätte sich so gern gefreut, wäre gern überschwenglich glücklich gewesen, aber die Thränen standen ihr näher, als das Lachen. Sie sah ihn besorgt an.

„Was ist Dir, Pippo?" fragte sie leise. „Bist Du krank?"

„Krank?" erwiederte er, gezwungen lachend. „Ja, Santina, ich bin krank aus Sehnsucht nach Dir, nach einem Kuß von Dir. Wirst Du mich an dieser Krankheit sterben lassen?"

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie. Sie ließ es geschehen. Sie wunderte sich über sich selbst. Gestern noch hatte sie sich halten müssen, um ihm nicht aus freien Stücken um den Hals zu fallen, und heute mußte sie sich fast zwingen, seine Liebkosungen zu dulden. Sie strich mit

ihrer kleinen fleischigen Hand über seine Stirn, um ihm die Haare zurückzustreichen und sah ihm prüfend in die Augen. Wie das flackerte und glitzerte.

„Bei der Madonna, Pippo," sagte sie ängstlich, „Du bist nicht wie sonst. Du bist krank."

„Du bist ein Närrchen. Ich habe nicht schlafen können in der Nacht wegen des Sturmes. Das ist Alles. Komm nur zu Deinem Vater. Wir machen im nächsten Monat Hochzeit. Es soll an nichts fehlen. Ich habe ja eine reiche Ernte mit heimgebracht. Es ist Alles Dein, Santina, nur mußt Du mich recht, recht lieb haben. Willst Du?"

Dann, als ob ihm das Reden schwer würde, seufzte er müde auf, raffte sich aber gleich darauf wieder zusammen und küßte sie wiederholt.

„Wir wollen gehen, Pippo," sagte sie endlich, „komm!"

Aber es schien, als ob sie das mehr aus Furcht, mit ihm allein zu sein, gesagt hätte, als um seinem Wunsche nachzukommen.

Am nächsten Tag wurden die Dorfbewohner mit der Nachricht überrascht, daß sich Pippo Tamburri und Santina Ramazotti versprochen hätten, und daß nächsten Monat schon die Hochzeit sein solle. Aber die Nachricht verfehlte ihre eigentliche Wirkung, die sie in ruhiger Zeit wohl gehabt hätte gegenüber der von Tag zu Tag wachsenden Aufregung, die sich der Bewohner von Santa Maria dei Monti bemächtigte über das spurlose Verschwinden des jungen Andrea Tinolli. Andrea war seit dem Abend des Tages, an dem Pippo Tamburri mit seinen Gefährten von der Fahrt zurückgekommen, verschwunden, ohne auch nur den Schatten einer Spur, einer Erklärung seines Verschwindens zu hinterlassen. Man suchte die ganze Gegend ab, ohne auch nur das Geringste zu finden, und entschloß sich schließlich sogar, bei dem nächsten Carabinieriposten den Vorfall zur Anzeige zu bringen, der die Nachforschungen

nach dem Vermißten fortsetzte. Nun war in jenen Tagen zufällig eine ganz außergewöhnliche Hitze, die Aufgabe der Beamten, in dem von der Sonne durchglühten, fast vollständig schattenlosen Felsen zu suchen, keine geringe. Gleichwohl wurde nichts unversucht gelassen, die Nachforschungen wurden tage- und wochenlang fortgesetzt, Verhöre angestellt, Protokolle aufgesetzt, aber Alles ohne Erfolg. Andrea war und blieb verschollen.

Unter diesen Umständen erregte die Hochzeit Pippo's mit Santina weniger Beachtung, als es in ruhiger Zeit der Fall gewesen sein würde. So ging auch die Veränderung, die sich in Pippo's Wesen langsam und allmälig vollzog, fast unbeachtet vorüber, und wo sie etwa auffiel, brachte man sie mit seiner Heirath in Verbindung.

Nur Santina sah, was mit Pippo wirklich vorging. Sie hielt ihn von der ersten Stunde, wo sie nach Andrea's Verschwinden mit ihm am Hafen zusammengetroffen war, für krank, und darin hatte sie auch Recht. Pippo war krank. Eine fortwährende, quälende Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Er fuhr Nachts im Schlaf auf, und am Tage hatte sein Wesen etwas Scheues, ungesund Hastiges oder übertrieben Freundliches und Freudiges, was mit seiner früheren Geradheit und Offenheit seltsam kontrastirte. Sogar seine stürmische Liebe zu Santina machte ihr einen befremdenden, beängstigenden Eindruck. Es erschien ihr manchmal, als ob er in ihren Armen Ruhe und Zuflucht suche vor etwas ihn Beängstigenden. Ueber ihrer Existenz hing ein tiefer, drohender Schatten, und das Glück der Vereinigung mit Pippo, das ihr sonst unermeßlich erschienen war, entschleierte sich ihr als eine tägliche, stündliche Gefahr. Sie sprach im Anfang manchmal über den beklagenswerthen Zustand Pippo's mit dessen Mutter. Aber die alte Frau benützte solche Zwiesprachen nur, um ihrer Schwiegertochter die bittersten Vorwürfe zu machen.

„Habe ich es nicht immer behauptet, daß Du das Unglück Pippo's seiest?" versetzte sie. „Mit Dir ist das Elend hier eingezogen. War Pippo nicht ein hübscher, frischer Bursche? War er nicht reicher, glücklicher als alle anderen jungen Burschen in Santa Maria dei Monti? Konnte er nicht an alle Thüren klopfen? Und nun ist das Elend da. Es ist mit Dir gekommen. Ich habe es ja stets gesagt."

Ein solcher Gedankengang war für Santina natürlich kein Trost. . . .

Nach Jahresfrist schenkte sie ihrem Gatten ein Töchterchen. Es war ein reizendes Kind, und die Annahme, daß dieses Kind das Glück wiederherstellen oder doch zur Gesundung ihres Gatten beitragen würde, war gewiß keine unberechtigte. Aber auch sie war falsch. Pippo hatte eine wahre Scheu vor dem armen Kinde, seine Unruhe wuchs immer mehr und peinigte ihn unerträglich.

Er war um diese Zeit wieder einige Monate an der sizilianischen Küste gewesen und als er zurückkehrte, bemerkte Santina zu ihrem Schreck, daß er die Beruhigung, die sie ihm nicht hatte bieten können, jetzt im Weinglas suchte. Pippo war ein Trinker geworden. Sie litt entsetzlich, machte sie ihm aber Vorstellungen, so fuhr er wild auf.

Pippo's Seelenzustand wurde immer zerrissener, verbissener und elender. Eines Tages erklärte er ihr nach einem heftigen Zanke, daß er von Santa Maria dei Monti fortziehen wolle und zwar nach Trapani. Er könne es nicht mehr hier aushalten.

„Aber warum denn nicht?" fragte sie. „Weshalb kannst Du es hier nicht mehr aushalten?"

Er sah sie scharf an. Es war ein durchdringender, mißtrauischer, aber doch auch ein wirrer, halb irrer Blick. Endlich sagte er: „Daß ich ein Narr wär' und Dir's sagte.

He — aushorchen willst Du mich? Nichts davon! Ich will fort, basta. Wir verkaufen das Haus. Die Barken nehmen wir mit und wohnen in Trapani. Ich habe mich dort schon umgesehen. Aber daß Du Niemand etwas davon sagst, Santina!"

„Aber wovon denn?"

„Sei nur still. Frage nichts! O, mein Kopf. Wenn ich nur in diesem Leben noch meine Kopfschmerzen los werden könnte. Ich möchte sterben, nur um keine Kopfschmerzen mehr zu haben." — —

Noch immer hatte Santina keine Ahnung, was Pippo auf der Seele lag. Erst als sie in dem darauffolgenden Sommer wirklich von Santa Maria bei Monti fortzogen und nach Trapani übersiedelten, veranlaßte ein Zufall, daß sie den Sachverhalt erfuhr. Beim Ausräumen ihrer Habseligkeiten, die man in die Barken lud, um sie nach Trapani zu bringen, war der kleinen Marietta — so hieß ihr jetzt etwa zweijähriges Kind — das Amulet in die Hände gefallen, das ihr Andrea einst geraubt. Das Kind hatte das glitzernde Ding irgendwo gefunden und brachte es freudestrahlend der Mutter. Santina erkannte die Münze sofort wieder.

„Wo hast Du das her?" fragte sie bleich und zum Tode erschrocken.

Das Kind wies mit dem runden, dicken Fingerchen nach einer alten, abgelegten Schärpe Pippo's. Da die Fischer oft die Gepflogenheiten haben, Geld, Münzen oder Waffen, überhaupt Alles, was sie nicht sehen lassen wollen, in der Schärpe zu verbergen, so schoß Santina sofort der Gedanke durch den Kopf, Pippo habe die Münze von Andrea zurückerobert und sie in der alten Schärpe in einem Winkel verborgen. Sie war über die Entdeckung so betroffen, daß sie momentan kein Wort hervorbrachte, keinen Gedanken fassen konnte. In diesem Augenblick trat Pippo hinzu.

„Wo hast Du das Amulet her?“ fragte Santina mit bebender Stimme.

„Gefunden!“ erwiederte er kurz.

Es durchschauerte sie. Das war dieselbe Lüge, die sie ihm einst gesagt hatte. Mit einem Male wurde ihr Alles klar — das Verschwinden Andrea's, das veränderte Wesen Pippo's.

„Pippo, um aller Heiligen willen, sage mir, was hast Du mit Andrea gemacht?“ stieß sie, nach Athem ringend, hervor.

„Sei still. Nur fort von hier. Hörst Du nicht das Schießen? Sie kommen schon. Nur fort. Sie dürfen mich nicht erwischen.“

„Pippo!“ schrie sie in der Qual ihres Herzens auf.

Sie sank mit einem schrillen Schrei ohnmächtig zu Boden.

— — — — — — — — — — — —

Tagelang sah ihn die gänzlich niedergeschmetterte Santina nicht wieder. Er trieb sich in den Schänken Trapanis und der Umgebung umher, trank sinnlos und schien nicht an die Heimkehr zu denken. Seine Aufregung steigerte sich immer mehr und am vierten Tage verfiel er in einen Tobsuchtsanfall, dem eine tiefe Ohnmacht folgte. So brachte man den Unglücklichen seinem Weibe heim. Er erwachte nicht wieder, eine Herzlähmung, eine Folge der furchtbaren Aufregungen und des übermäßigen Alkoholgenusses machte seinem Leben ein Ende.

Santina hielt es nach dem Tode ihres Mannes nicht lange mehr in Trapani aus. Sie kehrte wieder nach Santa Maria dei Monti zurück, wo sie sich mit ihrer Schwiegermutter aussöhnte, dank der kleinen Marietta, die Donna Caruli schwärmerisch liebte. Regelmäßig am 19. Dezember, dem Todestage Pippo's, gehen die drei Hinterbliebenen, Großmutter, Mutter und Kind, in die große Kirche von Santa Maria dei Monti, wo sie der Gottesmutter zwei Kerzen weihen und beten für die Seelen des armen „verunglückten“ Andrea und des ebenfalls „verunglückten“ Pippo Tamburri, den sie so sehr geliebt!

Ein Opfer.

Novelle von **Gerd Harmstorf.**

1. (Nachdruck verboten.)

Der Obmann, den sich die Geschworenen gewählt hatten, war mit der kurzen Verkündung ihres Wahrspruches zu Ende. Aus dem Zuschauerraum kam ein Geräusch, wie wenn zahlreiche Menschen gleichzeitig aus befreiter Brust aufathmen, und ein beifälliges Gemurmel ging, rasch anschwellend, durch die dicht besetzten Reihen. Aber ein strenger Blick des Vorsitzenden machte das Brausen verstummen, und es wurde wieder todtenstill.

„Haben Sie einen Antrag zu stellen, Herr Staatsanwalt?" fragte der Präsident. Doch der Vertreter der Anklagebehörde antwortete nur durch eine stumme Verbeugung.

„Und der Herr Vertheidiger?"

Von dem kleinen Tische vor den Schranken der Anklagebank erhob sich ein stattlicher Mann in der langen, schwarzen Robe des Rechtsanwalts.

„Ich beantrage die sofortige Entlassung meines Klienten."

Der Gerichtshof zog sich nicht erst zur Berathung zurück. Ein kurzes Geflüster nur zwischen den Beisitzern; dann bedeckte der Präsident sein Haupt mit dem Barett.

„Nachdem die Geschworenen mit der gesetzlich erforderten

Mehrheit die Schuldfrage verneint haben, wird zu Recht erkannt, daß der Angeklagte von Strafe freizusprechen und aus der Haft zu entlassen ist. Die Kosten des Verfahrens werden der Staatskasse auferlegt. — Die Sitzung ist geschlossen."

Eine große Bewegung ging durch den Raum. Aus der Menge der Zuhörer wurden ein paar vereinzelte Bravorufe vernehmlich, und Alles drängte nach vorn gegen die Schranke, um den Vertheidiger und den Angeklagten noch einmal zu sehen. Aber die Gerichtsdiener forderten nachdrücklich zum Verlassen des Saales auf, und vor den Schranken ereignete sich überdies nichts, das die Neugierigen und Sensationslüsternen hätte auf ihre Rechnung kommen lassen. Der Freigesprochene, ein noch junger, aber körperlich offenbar völlig gebrochener Mann mit bleichem, vergrämtem Gesicht, drückte seinem Vertheidiger mit einigen Worten, die nicht einmal die Nächststehenden verstanden, die Hand und entfernte sich dann in müder Haltung durch die kleine Thür, hinter der ihm die lang entbehrte Freiheit winkte. Der blondbärtige Anwalt aber, der trotz seines Erfolges keineswegs heiter und triumphirend aussah, legte seine Akten zusammen, ohne dem Publikum nur einen einzigen Blick zu gönnen. Und als ihn beim Hinausgehen erneute Beifallsrufe begleiteten, zuckte es sogar wie in offenkundigem Unwillen um seine fest geschlossenen Lippen. Deutlich stand es auf seinem ernsten Gesicht geschrieben, daß er nicht an den Applaus dieser Menge gedacht hatte, als er vorhin seine viel bewunderte, warmherzige Vertheidigungsrede gehalten.

Er legte im Anwaltszimmer seine Robe ab und wartete, bis sich seiner Meinung nach auch die letzten neugierigen Gaffer entfernt haben mußten. In der That waren die hallenden Korridore des Gerichtsgebäudes fast menschenleer, als er endlich dem Ausgange zuschritt. Am Fuße der

großen Freitreppe aber stand ein Mann, der seiner dort geharrt haben mußte, denn er winkte ihm schon von Weitem lächelnd und grüßend zu.

Er konnte ungefähr von gleichem Alter sein wie der Rechtsanwalt; aber er machte jetzt, da sie sich die Hände reichten, neben der Hünengestalt Vollmer's eine recht unbedeutende Figur. Klein und schmächtig, mit unregelmäßigen Gesichtszügen und spärlichem Bart, hätte er ohne Weiteres für häßlich gelten können, wenn nicht sein mageres Antlitz gerade jetzt von einem Ausdruck so gewinnender Liebenswürdigkeit und Güte gewesen wäre, daß man den Mangel an Schönheit darüber sehr wohl vergessen konnte.

„Gratulire von Herzen, Rudolph!" sagte er mit einer nicht sehr starken, doch überaus angenehm klingenden Stimme. „Das war ein Tag, der Dich für tausend Aergernisse und Enttäuschungen schadlos hält. Wie glücklich muß Dich dieser Erfolg gemacht haben! Und wie stolz bin ich wieder einmal auf Dich gewesen!"

Vollmer hatte den warmen Händedruck erwiedert; den leuchtenden Blick des Anderen aber hielt er nicht lange aus, und ein Anflug von Verlegenheit war in seinen Worten, da er statt des Dankes fragte: „Du hast also Deine kostbare Zeit geopfert, um dieser Verhandlung beizuwohnen? Ich wußte bisher nicht, daß solche Dinge auch einen Reiz für Dich hätten."

„Ich las in den Zeitungen, daß Du die Vertheidigung führen würdest, und es war so lange her, daß ich Dich nicht mehr hatte sprechen hören. Alle Welt ist ja jetzt Deines Ruhmes voll, und nur ich, Dein bester Freund, mußte beschämt stillschweigen, wenn Deine Beredtsamkeit in allen Tonarten gepriesen wurde. Jetzt kann ich doch wenigstens aus ehrlicher Ueberzeugung in den Chorus der Lobredner einstimmen."

„Du bist sehr liebenswürdig. Deshalb also hast Du's

sechs Stunden lang in dem Dunst und der Hitze da drinnen ausgehalten?"

„Aufrichtig gesprochen — nicht deshalb allein! Es war auch die Person dieses unglücklichen Angeklagten, die mich interessirte. Ein Mann, der den gewissenlosen Zerstörer seines Eheglückes niederschlägt, ist doch kein gemeiner Verbrecher, von dem man sich mit Verachtung abwenden mußte. Er hatte ja nur gethan, was am Ende wir Alle an seiner Stelle gethan haben würden."

Sie waren während der Unterhaltung langsam weitergegangen, der Rechtsanwalt mit leicht gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen, wie Jemand, dessen Gedanken bei ganz anderen Dingen weilen. Jetzt sagte er, ohne indessen den Blick vom Boden zu erheben: „Es würde doch wohl etwas zu viel Mord und Todtschlag in der Welt geben, wenn Jeder gleich zu diesem äußersten Mittel greifen wollte, um sich zu rächen. Und ich zweifle, daß sich all' zu häufig eine so nachsichtige Jury finden würde, wie die heutige!"

„Du hattest also nicht mit Sicherheit auf die Freisprechung Deines Klienten gerechnet?"

„Durchaus nicht. Und vor einem anderen als einem Geschworenengericht wäre sie einfach unmöglich gewesen. Ein ordentlicher Richter hätte dem Manne mildernde Umstände zugebilligt, eine Verneinung der Schuldfrage aber hätte ihm das geschriebene Recht niemals gestattet."

„Um so besser also, daß die Entscheidung bei den Richtern aus dem Volke lag. Und ein Glück für den Angeklagten, daß er gerade Dich zum Vertheidiger hatte. Sei versichert, daß nach Deiner meisterhaften Rede Keiner mehr im Saale war, der seine rächende That nicht gebilligt hätte."

Mit einem gezwungenen Lächeln wandte sich Vollmer dem Freunde zu. „Das wäre eigentlich mehr, als ich be-

absichtigt hatte. Und auch Dich, den Friedfertigsten aller Menschen, hätte ich zu solcher Auffassung bekehrt?"

„Selbst im Leben des Friedfertigsten kann es Augenblicke geben, die ihn zum Mörder machen. Und ich hoffe, Du hältst mich nicht für kläglich genug, um zu zweifeln, daß ich — aber was für eine Thorheit ist es, von derartigen Unmöglichkeiten zu reden! — Weißt Du auch, Rudolph, daß ich Dich nicht blos erwartet habe, um Dir meine Glückwünsche auszusprechen, sondern auch, um Dir recht ernsthafte Vorwürfe zu machen?"

„Vorwürfe — mir? Und weshalb?"

„Als wenn Du es nicht recht gut wüßtest! Es sind jetzt volle drei Wochen vergangen, seitdem Du Dich bei uns nicht mehr hast blicken lassen. Habe ich Dich denn unabsichtlich beleidigt? Oder ist Dir etwa gar von Martha irgend eine Kränkung widerfahren?"

„Welche Vermuthung! — Aber ich bin so stark beschäftigt. Und dann —"

„Es gibt also doch noch einen anderen Grund?"

Die Klage klang fast bestürzt. Der Rechtsanwalt aber, der jetzt beharrlich nach der anderen Seite der Straße hinübersah, sagte leichthin: „Und dann, mein lieber Georg, hatte es während dieser drei Wochen auch keineswegs den Anschein, als ob ich von Dir oder von Deiner Gattin besonders schmerzlich vermißt worden wäre."

Die schmalen Wangen des Anderen färbten sich in plötzlicher Verlegenheit wie die eines Mädchens.

„Vergib! Du hast Recht: ich hätte mich viel früher nach der Ursache Deines auffälligen Fernbleibens erkundigen müssen. Und ich will gar nicht erst versuchen, eine entschuldigende Ausrede dafür zu ersinnen. Unter Männern, die seit ihrer Knabenzeit Freunde gewesen sind, wäre das schlecht am Platze. Ich habe für die Unterlassung wirklich keine andere Entschuldigung, als mein Glück."

„Sie ist vollkommen ausreichend, wie ich Dir zu Deiner Beruhigung versichern kann. Und sie gilt vermuthlich auch für Deine Frau?"

Wenn etwas von Ironie oder von Bitterkeit in dieser Antwort gewesen war, so hatte es der Freund des Rechtsanwalts doch jedenfalls überhört, denn mit einer Wärme, die unverkennbar aus seinem innersten Herzen strömte, gab er zurück: „Ich hoffe es, Rudolph! Ja, ich bin wirklich vermessen genug, fest daran zu glauben. Du weißt besser, als irgend ein Mensch auf Erden, wie wenig ich darauf gerechnet hatte, daß mir jemals so viel Seligkeit zu Theil werden könnte —"

„Ja, ich weiß, daß Du Dir immer darin gefielst, Dich für einen Ausgestoßenen, für eine Art von Paria zu halten, obwohl Du in Wahrheit herzlich wenig Ursache dazu hattest."

„Nun, ein klein wenig Ursache hatte ich vielleicht doch. Ich war so unbedeutend neben euch Anderen, die ihr mit euren starken Gliedern und euren glänzenden Fähigkeiten getrost den höchsten Zielen zustreben durftet. Mit meiner schwächlichen Gesundheit, meiner Schüchternheit und meinem Durchschnittsverstande kam ich mir in eurem Kreise immer so klein und überflüssig vor. Und ich hatte mich schon beinahe abgefunden mit der Erkenntniß, daß das Glück nur für die Starken und Muthigen sei."

„Das Glück der Liebe — meinst Du? Denn im Uebrigen kannst Du doch recht wohl zufrieden sein mit den Annehmlichkeiten, die unsere Gesellschaft dem Besitzer eines bedeutenden Vermögens auch ohne alle weiteren persönlichen Verdienste so bereitwillig gewährt."

„Vielleicht war es meine Schuld, daß ich von diesen Annehmlichkeiten eigentlich niemals etwas empfunden habe. Meine Vorstellung vom Glück mochte eben eine ganz besondere, überschwengliche und thörichte sein."

„Jetzt aber ist sie trotzdem zur Wirklichkeit geworden, nicht wahr?"

„Ja, Rudolph! Sage mir doch ganz ehrlich: hast Du selber es denn für möglich gehalten, daß Martha jemals mein Weib werden könne?"

Vollmer lachte kurz auf. „Eine Gewissensfrage, lieber Georg! Und eine recht überflüssige, wie mich dünkt. Da sie es geworden ist, was kann Dir jetzt noch daran liegen, zu erfahren, ob Andere dadurch überrascht wurden oder nicht!"

„Ich würde selbstverständlich auch Keinen darnach fragen, außer Dir, von dem ich weiß, daß er meine Freuden wie seine eigenen empfindet. Aber Du hast Recht: es ist trotzdem eine dumme Frage, denn Du selbst bist es ja gewesen, der mich, den Verzagten, damals zu meiner tollkühnen Werbung ermuthigt hat. Hättest Du geglaubt, daß sie mit einer Demüthigung für mich enden könne, würdest Du mir gewiß nicht so warm zugeredet haben. Ich bin eben als Ehemann ein bischen närrisch geworden vor lauter Seligkeit."

„Das ist ein sehr erklärlicher Zustand. Doch vergib! Ich habe es etwas eilig, und muß mir hier einen Wagen nehmen, um noch rechtzeitig in mein Bureau zu gelangen."

„Und Du bist uns nicht mehr böse?"

„Aber gewiß nicht, Du wunderlicher Mensch! Ich bin es niemals gewesen."

„So beweise es, indem Du recht bald zu uns kommst. Heute noch! Willst Du?"

Der Rechtsanwalt schien einen Augenblick nachzudenken. „Heute? Nein, das ist unmöglich! Ich habe eine Verabredung, die nicht rückgängig gemacht werden kann."

„So müssen wir es leider noch um ein paar Tage hinausschieben; denn ich fahre morgen Früh in dringenden Geschäften nach Wien und kann erst Ende der Woche

wieder hier sein. Gleich nach meiner Rückkehr aber wirst Du kommen, nicht wahr?"

„Ohne Zweifel! Vorausgesetzt natürlich, daß auch Deine Frau mit der Einladung einverstanden ist."

„Martha? Ach, das ist natürlich nur ein Scherz. Du weißt sehr gut, wie angenehm ihr Deine Gesellschaft ist."

„Hat sie Dir das gesagt?"

Georg wurde wieder ein wenig verlegen. „Vielleicht nicht mit diesen Worten. Aber ich kann nichtsdestoweniger dafür einstehen. Kenne ich sie doch so gut wie mich selbst. Noch ehe sie die Lippen geöffnet hat, weiß ich, ob ihr etwas Freude macht oder mißfällt. Auf Wiedersehen also, lieber, alter Freund, auf baldiges Wiedersehen!"

„Adieu, Georg! Und glückliche Reise!"

Der Zurückbleibende winkte noch lächelnd und grüßend, als sich der Wagen bereits in Bewegung gesetzt hatte. Rudolph Vollmer aber lehnte sich finsteren Antlitzes in die Polster zurück. Seine zusammengezogenen Brauen und seine fest geschlossenen Lippen deuteten auf ganz andere Empfindungen als auf die der Zufriedenheit und des Triumphes.

Georg Halberg hätte nach dem verschwendeten Vormittag eigentlich zunächst in sein Komptoir gehen müssen; aber er war zu schwach, dem mächtigen Herzensdrange zu widerstehen, der ihn an der ernsten Stätte der Arbeit vorüber in seine Privatwohnung hinauf trieb. Nur auf einen Augenblick wollte er sein junges Weibchen sehen, nur ein paar zärtliche Worte mit ihr tauschen, um dann frischen Muthes und mit verdoppelter Lust das trockene Tagewerk zu beginnen.

Er hatte den Schlüssel in der Tasche und öffnete behutsam die Flurthür, denn es war seine Absicht, Martha, die ihn um diese Zeit nicht erwarten konnte, durch seinen Eintritt zu überraschen. Es schien ihn in der That Nie-

mand gehört zu haben, und auf den Fußspitzen schlich er durch das Wohnzimmer bis an den Vorhang, hinter dem sich ihr trauliches Zimmer befand. Ein paar Sekunden lang lauschte er; aber drinnen war Alles still, und nun schlug er vorsichtig den schweren, seidenen Thürvorhang auseinander. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß das Gemach leer war, und daß ihm irgend ein ärgerlicher Zufall seine schöne Ueberraschung verdorben hatte. Aber es war nicht Martha's Gewohnheit, um diese Stunde auszugehen; auf ihrem Schreibtisch lag ja auch ein angefangener Brief. Bei ihrer peinlichen Ordnungsliebe würde sie ihn nicht dort gelassen haben, wenn sie einen Spaziergang angetreten hätte. Sicherlich also war sie nur durch eine ihrer Hausfrauenpflichten abgerufen worden und würde sogleich wieder eintreten, um mit einem Ausruf der Freude an die Brust des Gatten zu eilen.

Georg lächelte glückselig bei dieser Vorstellung und trat vollends an den Schreibtisch heran, um sich zu überzeugen, ob die Tinte an der Spitze des anscheinend hastig hingeworfenen Federhalters schon eingetrocknet sei. Dabei streifte sein Blick absichtslos das offen daliegende Blatt, auf dem erst wenige Zeilen in der schönen, charakteristischen Handschrift Martha's standen. Es fiel ihm auf, daß der Brief, den sie da begonnen hatte, gar keine Anrede unter dem Datum zeigte.

„Vermuthlich irgend eine Bestellung für den Haushalt," dachte er, „oder eine Mittheilung an die Modistin."

An den Schreibtisch gelehnt, nahm er das Blatt auf und las:

„Da Sie nicht aufhören mich zu bestürmen, will ich denn Ihrem Verlangen willfahren. Mein Gatte reist morgen Früh nach Wien, und wenn Sie um sechs Uhr Nachmittags kommen wollen, werden Sie mich zu Hause finden. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie schwer mir

dieser Entschluß geworden ist; und von Ihrer Ritterlichkeit erwarte ich, daß Sie mich den bedenklichen Schritt —"

Damit war es zu Ende. Georg las die wenigen Zeilen noch einmal, und er las sie zum dritten Male, während es schon in seinen Ohren zu brausen begann und während ein Chaos von rothen und schwarzen Flecken vor seinen Augen durcheinander wirbelte.

„Mein Gatte reist morgen Früh nach Wien, und wenn Sie um sechs Uhr Nachmittags kommen wollen," murmelte er, während eine fahle Bläße sein Gesicht überzog; „um sechs Uhr Nachmittags — um sechs Uhr —"

Ein Schwindel befiel ihn. Er mußte mit beiden Händen nach irgend etwas greifen, um sich aufrecht zu halten. Das Blatt war ihm dabei entglitten; aber als der Anfall vorüber war, bückte er sich darnach, um es wieder und wieder zu lesen.

„Von Ihrer Ritterlichkeit erwarte ich, daß Sie mich den bedenklichen Schritt —"

Er lachte laut auf, und dann blickte er wild umher, wie wenn er den Unverschämten suchen wollte, der es da gewagt hatte zu lachen. Er schloß die Augen und öffnete sie nach einer Weile ganz langsam, als sei er gewiß, daß inzwischen der fürchterliche Spuk verflogen sein müsse. Aber er befand sich noch immer in dem nämlichen Zimmer, in diesem lichten, prächtigen Zimmer, das er in unermüdlicher Sorgfalt mit allem Schönen und Prächtigen ausgeschmückt hatte, um ihr Herz zu erfreuen; und er hielt noch immer das Briefblatt in der Hand, auf dem sie ihn verrieth.

Denn dies war ein Verrath! Aus jedem Worte grinste er hervor — es gab nicht einmal eine Möglichkeit des Zweifelns, nichts, daran sich die Hoffnung auf ein bloßes Mißverständniß hätte anklammern können.

Wer aber war es, für den sie diesen Brief bestimmt

hatte — wer? Das Blatt, das doch sonst von einer so grausamen Deutlichkeit war, zeigte keinen Namen und keine Anrede, die aus irgend welchen Zeichen den Namen vielleicht hätte errathen lassen. Der Briefumschlag aber, den sie sich vorsorglich bereits zurecht gelegt hatte, war noch unbeschrieben. Eine Menge von Männergestalten tauchte vor seinem Geiste auf. Jeder von ihnen konnte es sein, denn sie Alle hatten ihrer Schönheit gehuldigt, und Jeder von ihnen war glänzender und begehrenswerther als er, der häßliche, unbedeutende Mensch, der an Vorzügen nichts aufweisen konnte, als den Besitz eines großen Vermögens.

Aber gleichviel! Wer auch der Elende sein mochte, der es gewagt hatte, seine Ehre anzutasten, er sollte seines Triumphes nicht froh werden. Den Mörder seines Glückes zu tödten war er immer noch stark genug; und daß er nicht schwächlich zurückschrecken werde im Augenblick der Entscheidung, dessen fühlte er sich so sicher wie seines Elends und seines namenlosen Herzeleids.

Wer aber war es — und wo sollte er ihn finden, wenn Martha sich weigerte, ihn zu nennen? Und sie würde sich weigern, er wußte es. Er aber hatte auf Keinen einen bestimmten Verdacht. Sie hatte ja Keinen in augenfälliger Weise bevorzugt, oder er war in seiner arglosen Vertrauensseligkeit wenigstens zu kurzsichtig gewesen, es zu bemerken. Doch der Erbärmliche hatte ihr geschrieben, daran war nach den ersten Worten des unvollendeten Briefes kein Zweifel, wahrscheinlich also bewahrte sie irgendwo die Briefe, aus denen seine Persönlichkeit festzustellen war. Halberg warf sich über den Schreibtisch her und rüttelte an den verschlossenen Schiebladen. Es hätte keiner übergroßen Anstrengung bedurft, um die Riegel zu sprengen oder um das leichte Möbelstück völlig zu zertrümmern. Aber schon in der nächsten Minute stand er

von seinem Beginnen ab, und schlaff fielen ihm die Arme nieder. Nein! Er demüthigte sich vor sich selbst, indem er ihrem Verbrechen nachspürte wie ein Detektiv. Mochten die Fächer dieses Schreibtisches immerhin die unwiderleglichen Beweise ihrer Schuld verbergen — er brauchte sie nicht zu suchen, denn er hatte ja ein besseres und mannhafteres Mittel in der Hand, die Elenden zu überführen.

„Morgen Nachmittag um sechs Uhr!" wiederholte er sich noch einmal halblaut. „Ihr sollt mich nicht vergebens von der Stunde eures Stelldicheins unterrichtet haben."

Er hatte einen bestimmten Entschluß gefaßt, und eine merkwürdige Ruhe schien damit plötzlich über ihn gekommen zu sein. Er legte den angefangenen Brief wieder auf seinen Platz zurück, genau so, wie er ihn dort gefunden hatte, und lautlos, auf den Fußspitzen, wie er es vorhin betreten hatte, schlich er aus dem Zimmer. Als er schwer athmend bis auf den Korridor gelangt war, hörte er von Weitem die Stimme seiner Frau, diese weiche, melodische Stimme, deren Klang ihn jedesmal in einen Rausch des Entzückens versetzt hatte. Martha war offenbar im Begriff, einem der Mädchen eine Weisung zu ertheilen, und sie sprach ganz ruhig, fast heiter; es hatte sie also nicht einmal in besondere Erregung versetzt, diesen schändlichen Brief zu schreiben; sie hatte dabei vielleicht nichts Anderes gefühlt als Sehnsucht und Freude.

Siedend heiß und erstickend stieg es aus Georg's Brust bis zum Halse empor. Aber es war ihm, als ob Martha's Stimme näher käme, und gewaltsam raffte er sich auf. Die Flurthür knarrte nicht, als er sie hastig öffnete, und es gelang ihm, sie vollkommen geräuschlos wieder hinter sich in's Schloß zu drücken. Dann stieg er langsam, Stufe für Stufe, die Treppe hinab, und schwer, mit einem dumpfen, qualvollen Stöhnen, ließ er sich ein paar Minuten

später unten vor dem mächtigen Arbeitstische in seinen Schreibsessel fallen.

Der alte Prokurist, der ihn hatte kommen hören, trat mit einigen Schriftstücken in der Hand herein, aber er blieb erschrocken stehen, als er seinem Chef in's Gesicht sah.

„Herr Halberg — ist Ihnen nicht wohl?"

Georg schüttelte den Kopf. „Mir fehlt durchaus nichts! Ich bin nur etwas abgespannt und habe ein wenig Kopfschmerz. Lassen Sie mir die ganze Morgenpost hereinbringen und sorgen Sie, daß ich nicht ohne zwingenden Grund gestört werde."

„Jawohl, Herr Halberg! Es liegt auch nichts Besonderes vor, womit Sie bemüht werden müßten."

„Und noch Eines! Schicken Sie den Schwertfeger in meine Wohnung hinauf. Er soll meiner Frau eine Empfehlung ausrichten und ihr sagen, daß sie mich nicht zum Mittagessen erwarte. Ich bin aus besonderen Gründen genöthigt, meine Reise nach Wien schon heute Abend anzutreten, und muß deshalb bis zum letzten Augenblick arbeiten. Vielleicht schickt sie mir ein Stück Fleisch und ein Glas Wein herunter."

Der alte Mann entfernte sich, um den Auftrag auszurichten, und nachdem ihm die eingelaufenen Briefe überbracht worden waren, blieb Georg allein. Er versuchte zu arbeiten; aber schon nach wenigen Minuten gab er es als ein aussichtsloses Bemühen wieder auf. Die schmerzende Stirn in die Hand gestützt, blieb er in dumpfem Brüten sitzen, und die zermalmende Last seines Jammers wälzte sich in ihrer ganzen Schwere über ihn her. Mitten in seiner Verzweiflung kam ihm der Gedanke, Rudolph Vollmer aufzusuchen und ihn zum Vertrauten seines Elends zu machen. Sie hatten früher niemals ein Geheimniß voreinander gehabt. Aber er gab die Absicht wieder auf, noch ehe sie bis zum Entschlusse gereift war. Nein, er

könnte nicht von dieser Sache reden, nicht einmal zu seinem besten und treuesten Freunde! Später, wenn Alles geschehen war, was geschehen mußte — später mochte ihn Rudolph vertheidigen, wie er heute den anderen Rächer seiner Ehre vertheidigt hatte, obwohl es wahrhaftig sehr gleichgiltig war, was nach diesem Tage aus ihm wurde. Jetzt erst begriff er die Gleichgiltigkeit des Mannes, den er vorhin auf der Anklagebank gesehen hatte, die Ruhe, mit welcher der Unglückliche Alles hatte über sich ergehen lassen, die Aussagen der Zeugen, die Anklagerede des Staatsanwalts und endlich seine Freisprechung. Was lag daran, ob man freigesprochen oder verurtheilt wurde, wenn man ohnehin dazu verdammt war, ein zerstörtes Dasein mühselig weiter zu schleppen!

Um die Mittagsstunde brachte ihm das Mädchen seine Mahlzeit, wie er es befohlen hatte. Aber sie hatte auch eine Bestellung von Martha.

„Die gnädige Frau läßt fragen, ob es den Herrn stören würde, wenn sie ein wenig herunter käme."

Die Komödiantin! — Wahrhaftig, sie würde die Stirn haben, sich zu ihm zu setzen und unbefangen mit ihm zu plaudern. Sie würde vielleicht ihre weiche Wange zärtlich an die seine schmiegen, wie sie es noch an diesem Morgen gethan, und in der Stille ihres Herzens würde sie sich dabei lustig machen über seine schwachmüthige Dummheit und sein ahnungsloses Vertrauen. Er biß bei den Worten des Mädchens die Zähne zusammen, um sich nicht einen verrätherischen Ausruf des Abscheus entschlüpfen zu lassen, und nach einer Weile sagte er: „Theilen Sie meiner Frau mit, daß ich sie bitten lasse, darauf zu verzichten. Ich habe hier noch ein paar wichtige Konferenzen, bei denen sie nicht wohl zugegen sein kann. Vor meiner Abreise werde ich sie ja jedenfalls noch sehen."

Er fürchtete, daß sich Martha trotz dieser Abweisung

einstellen würde, und jedesmal, wenn sich draußen etwas regte, erhob er den Kopf, um zu horchen, ob es nicht vielleicht ihr leichter, rascher Schritt sei, der da vernehmlich wurde. Aber sie kam nicht, und endlich rückte die Stunde heran, da er selbst sich entschließen mußte, zu ihr zu gehen, um ihr Lebewohl zu sagen.

Für seine angebliche Reise bedurfte es keiner langen Vorbereitungen mehr. Der kleine Koffer, der für seine geringen persönlichen Bedürfnisse vollauf genügte, stand schon seit gestern bereit. Martha hatte sich's nicht nehmen lassen, ihn mit ihren eigenen kleinen Händen zu packen. Jetzt wußte er ja, warum es ihr ein so großes Vergnügen bereitet hatte!

Bis auf die letzte Viertelstunde hatte Georg die peinliche Begegnung hinausgeschoben, die seine Kräfte fast überstieg und die doch unvermeidlich war, wenn er seinem einmal gefaßten Entschlusse treu bleiben wollte. Nun aber durfte er nicht länger zögern, denn bis zum Abgang des Abendzuges nach Wien waren nur noch vierzig Minuten. Niemals hatten seine Glieder so widerwillig ihren Dienst verrichtet als jetzt, da er mühsam die Treppe emporstieg; niemals hatte er sich auch körperlich so elend gefühlt als während dieser qualvollen Augenblicke. Er zog die Glocke, und schneller als es sonst geschah, wurde ihm aufgethan. Es hatte fast den Anschein, als ob Martha an der Thür auf ihn gewartet hätte, und noch gestern würde er namenlos glücklich gewesen sein über den Ton, mit welchem sie ihm zurief: „Gott sei Dank, daß Du endlich da bist! Du hast mir diesen Tag zu dem längsten meines ganzen Lebens gemacht, Du böser Mann! Aber Du bist im Irrthum, wenn Du glaubst, daß ich Dich heute noch reisen lasse. Ein paar Stunden wenigstens sollst Du mir noch gehören, bevor ich Dich auf so lange Zeit entbehre."

Georg fühlte ihren weichen Arm an seinem Halse und

den warmen Hauch ihres Athems an seiner Wange. Es überkam ihn wie eine mächtige Versuchung, sie stürmisch an sich zu pressen und sich mit der ersten besten Lüge zufrieden zu geben, die sie gewiß leicht genug gefunden hätte, um ihm den Inhalt des Briefes zu erklären. Aber es war zum Glück nur die krankhafte Anwandlung eines schwachen Augenblicks; in der nächsten Sekunde schon war sie überwunden. Er machte sich sanft aus Martha's Umarmung los und sagte mit erzwungener Ruhe: „Du weißt, daß ich gerne bliebe, wenn es möglich wäre. Aber es kann nicht sein. Und ich werde vielleicht schneller zurückkehren, als es ursprünglich beabsichtigt war."

Sie traten aus dem halbdunklen Korridor in das hell erleuchtete Wohnzimmer, und mit einem Ausruf des Schreckens warf sich die wunderschöne junge Frau noch einmal an seine Brust.

„Mein Gott, wie Du aussiehst, Georg! Und wie Deine Stirn glüht! Du bist krank — und Du darfst nicht fort! Nein, nein, ich beschwöre Dich — bleibe hier!"

Er wandte sein Gesicht ab, weil er fühlte, daß er diese Rolle nicht lange mehr würde durchführen können. Der Geschicklichkeit, mit der die Heuchlerin die ihrige spielte, war seine plumpe Ehrlichkeit nicht gewachsen.

„Mir ist ganz wohl," versicherte er, „ich würde Dir's gewiß nicht verschweigen, wenn es anders wäre. Aber ich hatte geschäftliche Verdrießlichkeiten. Ein Verlust, der sich wahrscheinlich nicht mehr abwenden läßt, hat mich verstimmt."

„Wie groß muß dieser Verlust sein, daß er Dich so ganz verändern konnte! Sage mir Alles, Georg! Bin ich denn nicht die Gefährtin Deines Lebens — Dein guter Kamerad? Darfst Du eine Sorge mit Dir herumtragen, die ich nicht theile?"

„Nein, das ist nichts für Dich, Martha! — Es handelt

sich da um so verwickelte Verhältnisse, daß ich kaum noch Zeit genug haben würde, sie Dir zu erklären. Und dann habe ich ja auch immer noch eine gewisse Hoffnung, daß es nicht zum Aeußersten kommen werde."

„Zum Aeußersten? Du bist also in Gefahr, Alles zu verlieren? Es ist Deine Existenz, die hier in Frage gestellt ist?"

Noch vor wenig Minuten hatte Georg keineswegs die Absicht gehabt, ihr ein solches Märchen zu erzählen; jetzt aber hielt er daran fest, weil es ihm die schreckliche Nothwendigkeit ersparte, ihr eine heitere Miene zu zeigen und sie zum Abschied mit seinen Liebkosungen zu überhäufen.

„Im schlimmsten Fall könnte ich vielleicht gezwungen werden, meine Zahlungen einzustellen," sagte er. „Aber Du brauchst Dich deshalb nicht übermäßig zu beunruhigen, Martha! Ich habe bei Zeiten Sorge getragen, daß Du selbst nach solchem Unglück nicht in Noth und Bedrängniß gerathen kannst."

„Ich? Ach, was kommt es auf mich an, Georg! Ich brauche weder Reichthum noch Wohlleben, wenn ich nur Dich behalte. Aber daß Du so schwer darunter leidest, daß dies Mißgeschick Dich sogar kalt und verschlossen machen kann gegen mich, das ist es, was mir in die Seele schneidet. Und ich bitte Dich inständig —"

Die Stutzuhr auf dem Kaminsims begann zu schlagen — gerade zur rechten Zeit; denn Georg war mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Nun hatte er doch einen Vorwand, Martha's flehende Zärtlichkeit abzuwehren und seine furchtbare Erregung hinter der fiebernden Hast eines Menschen zu verstecken, der in Angst ist, sich bei einer wichtigen Verrichtung zu verspäten. Er gab ihr halbe, ausweichende Antworten, während er seine letzten Zurüstungen traf, und erst als er sah, daß sie sich bereit

machte, ihn zu begleiten, zwang er sich noch einmal zu einer Lüge.

„Wir müssen uns leider gleich hier verabschieden, Martha! Einer meiner Geschäftsfreunde, der ebenfalls in die betreffende Angelegenheit verwickelt ist, wird mich nach Wien begleiten, und ich habe versprochen, ihn aus seiner Wohnung abzuholen."

Er sah, daß ihre Augen in Thränen schwammen, und er fühlte in diesem Moment einen so heftigen, stechenden Schmerz in der Brust, daß er Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten. Wenn sie jetzt mit Bitten in ihn gedrungen wäre, sie mitzunehmen, so wäre er sicherlich nicht mehr fähig gewesen, ihr die Wahrheit zu verbergen. Aber sie gab sich mit der Zurückweisung stillschweigend zufrieden und machte ihm die letzten Minuten ihres Zusammenseins leichter, als er es zu hoffen gewagt hatte. Nur eine zärtliche Umarmung noch mußte er über sich ergehen lassen, ein paar halberstickte, schluchzende Worte, die er mit einem unverständlichen Gemurmel erwiederte — dann war er endlich, endlich frei!

Er hatte dem Kutscher befohlen, nach dem Bahnhof zu fahren; aber als sie ein paar Straßen weit gekommen wären, drückte er auf den Gummiball, der dem Manne das Zeichen zum Halten gab.

„Fahren Sie nach dem Nationalhotel."

Er schlug eine andere Richtung ein, und Georg fiel kraftlos wie ein Schwerkranker in die Wagenecke zurück.

2.

Fast um dieselbe Stunde war es, als Doktor Rudolph Vollmer unter der Menge der zuletzt eingelaufenen Postsachen ein zierliches, rosenfarbiges Briefchen fand, dessen Umschlag die verschlungenen Buchstaben M. H. aufwies. Seine Hand zitterte leicht, als er den Umschlag aufschnitt,

und ein Ausdruck höchster Spannung erschien auf seinem Gesicht. Gerade in dem Moment, da er das winzige Blatt entfaltete, trat sein Bureauvorsteher mit einer dringenden Meldung herein; aber er fertigte den Mann auf eine so kurze und barsche Weise ab, daß dieser sich ganz erschrocken zurückzog. Erst als er die Thür wieder hinter sich geschlossen hatte, nahm der Rechtsanwalt das Billet, welches er hastig unter ein Aktenheft geschoben, von Neuem zur Hand und während eine dunkle Röthe langsam bis zur Stirn hinauf sein Gesicht überzog, begann er zu lesen:

„Da Sie nicht aufhören, mich zu bestürmen, will ich denn Ihrem Verlangen willfahren. Mein Gatte reist morgen Früh nach Wien, und wenn Sie um sechs Uhr Nachmittags kommen wollen, werden Sie mich zu Hause finden. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie schwer mir dieser Entschluß geworden ist, und von Ihrer Ritterlichkeit erwarte ich, daß Sie mich den bedenklichen Schritt nicht noch tiefer bereuen lassen, als es ohnedies der Fall sein wird. Denn ich bin mir wohl bewußt, daß ich ein Unrecht gegen den edelsten und arglosesten Menschen begehe, indem ich Sie nach dem Vorgefallenen noch einmal empfange. Aber Sie schreiben mir, daß es Ihnen nur um eine Rechtfertigung Ihres damaligen Benehmens zu thun sei, und ich will Ihnen die Möglichkeit dazu nicht abschneiden, weil es auch mir sehr weh thut, schlecht und niedrig denken zu müssen von einem Manne, dem ich bis dahin in aufrichtiger Freundschaft zugethan war. Zwar wäre es mir um Vieles lieber gewesen, wenn Sie für Ihre Vertheidigung den schriftlichen Weg gewählt hätten; da es aber, wie Sie sagen, unmöglich ist, will ich denn vor meinem Gewissen zu verantworten suchen, was ich da thue. Sie kennen mich, wie ich denke, zur Genüge, um meine Beweggründe richtig zu verstehen.

Martha Halberg."

Zwei tiefe Falten lagen zwischen Vollmer's Augenbrauen, als er zu Ende gekommen war, und mit einer unwilligen Bewegung schleuderte er den Brief auf die Platte des Schreibtisches zurück.

„Sie schreibt an mich wie an einen Schulbuben," murmelte er. „Und ich werde mich ergebenst bedanken, Frau Martha, Ihrer so wenig verlockenden Einladung zu folgen."

Er schlug eines der dickleibigen Aktenhefte auf; aber die Buchstaben, auf die er starrte, wollten sich in seinem Geiste nicht zu verständlichen Sätzen zusammenfügen, und nach einer kleinen Weile sprang er von seinem Stuhle empor, um in augenfälliger Erregung das Zimmer zu durchschreiten. Er brauchte Martha's Brief nicht noch einmal zu lesen; denn jedes Wort hatte sich seinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt, und nun wälzte er diese klaren, kühlen Worte in seinen Gedanken hin und her, um vielleicht doch noch den verborgenen Sinn zu finden, der seine Enttäuschung in beglückende Hoffnung wandeln konnte.

Und dies Bemühen mußte in der That nicht ganz ohne Erfolg geblieben sein; denn seine finstere Miene erhellte sich allgemach, und ein paarmal huschte es sogar wie spöttisch triumphirendes Lächeln um seine Lippen. Er stellte sich an's Fenster, und während er in das Gewühl der Straße hinabblickte, ohne doch im Grunde etwas davon wahrzunehmen, wurden ihm seine hoffnungsvollen Vermuthungen allgemach zur siegesgewissen Zuversicht.

„Meine Vertheidigung — ich möchte wohl wissen, was sie sich eigentlich darunter vorstellt. Als ob ich ihr zu meiner Vertheidigung etwas Anderes sagen könnte, als daß ich sie rasend liebe. Und sie weiß das recht gut. Sie müßte nicht die kluge Martha, sie müßte kein Weib sein, wenn sie es nicht wüßte. Wozu also dies Stelldichein,

wenn ihre strenge Tugend sich wirklich so sehr davor entsetzte, es noch einmal zu hören! — Diplomatie, nichts als weibliche Diplomatie! Und ich war ein Narr, aus ihrem Briefe etwas Anderes herauszulesen, als den Ruf nach mir, als den Vorwurf, daß ich an jenem Vormittag für bitteren Ernst nehmen konnte, was doch nur Schein und Komödie war. Nun, es soll mir, wie ich denke, nicht zum zweiten Male passiren. Ich werde Ihnen morgen beweisen, meine schöne Martha, daß ich Sie diesmal richtig verstanden habe."

Er kehrte an den Schreibtisch zurück, zündete eine Kerze an, und verbrannte an ihrer Flamme Martha's Brief bedächtig zu Asche. Dabei überlegte er, ob er ihr antworten solle; aber er entschloß sich, es zu unterlassen.

„Sie kann ja nicht darüber im Zweifel sein, daß ich kommen werde," dachte er, „wozu also etwas Schriftliches, das ohne Noth die Gefahr vergrößert, sie bloßzustellen!"

Noch einmal furchte sich für die Dauer einer flüchtigen Minute seine Stirn. Vielleicht dachte er an den Unglücklichen, dessen Verzweiflungsthat er heute mit so warmer Beredtsamkeit vertheidigt hatte, und an das Gespräch, das er eine halbe Stunde später mit seinem Freunde Georg Halberg geführt. Sein Freund? — War er es denn wirklich jemals gewesen, dieser ernsthafte, schwerblütige Krämer, dessen Gesellschaft er sich halb mitleidig hatte gefallen lassen, weil dessen neidlose Bewunderung ihm schmeichelte und weil es seine Eitelkeit kitzelte, beständig im Bewußtsein einer starken geistigen und körperlichen Ueberlegenheit zu schwelgen. Geliebt hatte er ihn wahrhaftig niemals, und er war vielmehr schon vor dieser Heirath oft genug nahe daran gewesen, ihn zu hassen. Er hatte ihm seinen ererbten Reichthum geneidet, die Sorglosigkeit seines Daseins. Er, der sich aus niederer Herkunft mühselig durch eine harte Jugend hatte emporringen müssen,

war niemals frei gewesen von Groll und Bitterkeit gegen den vom Glücke Bevorzugten, der die Grausamkeit der Armuth niemals an seinem eigenen Leibe erfahren. Während Jener bewundernd zu ihm emporsah, hätte er nicht einen Augenblick Bedenken getragen, mit ihm zu tauschen. Denn Georg Halberg besaß ja, was Vollmer mit allen Fibern seiner Seele erstrebte — einen Reichthum, der ihn frei und unabhängig machte, der ihm alle Genüsse des Daseins verstattete, wenn er sich nur die Mühe nehmen wollte, seine Hand nach ihnen auszustrecken! Daß er allezeit schmachtend an der Quelle der Lebensfreuden saß, ohne aus ihr zu trinken, war eben nur ein Beweis seiner Narrheit und seiner Schwäche, ein Zeugniß jener Geistesarmuth, die ihn für Rudolph Vollmer zu einem Gegenstand halb ironischen Mitleids machte.

Vielleicht würde es zwischen ihnen immer so geblieben sein, wenn nicht dies Unerhörte gekommen wäre, diese Heirath, die ihm Vollmer niemals verzeihen konnte. Nicht daß sie eigentlich Nebenbuhler gewesen wären! Der arme Assessor hatte keinen Augenblick ernstlich daran gedacht, die mittellose Lehrerwaise, die er in einem gastlichen Hause als Gouvernante kennen gelernt hatte, zum Weibe zu begehren. Aber ihre Schönheit hatte ihn berauscht, hatte seine Leidenschaft in Flammen gesetzt.

Daß Georg Halberg die schöne Erzieherin liebte, hatte Rudolph längst erkannt, aber es fiel ihm nicht ein, in dem unscheinbaren Manne einen Nebenbuhler zu sehen. Er hätte geglaubt, sich selber eine Beleidigung zuzufügen, wenn er es für möglich gehalten hätte, daß neben ihm, dem Unwiderstehlichen, irgend ein Anderer auf ein weibliches Herz Eindruck zu machen vermöge. Und vollends dieser häßliche, schüchterne Bursche, der in Martha's Gesellschaft nicht einmal Muth genug hatte, seine gelegentlichen guten Einfälle in Worte zu fassen!

Nur in einer Anwandlung von Spottlust war es geschehen, daß er ihm nach fröhlich durchzechtem Abend auf einem einsamen Spaziergange das Geständniß seiner Liebe abgepreßt und ihn aufgestachelt hatte, furchtlos um die Hand der armen Gouvernante zu werben. Er hatte kaum daran geglaubt, daß Georg seinem Rathe folgen könne, und er war jedenfalls sicher gewesen, daß Martha ihn mit einem Korbe heimschicken würde. Als der Freund dann vierundzwanzig Stunden später bei ihm eintrat, verklärten Antlitzes und im Uebermaß seiner Glückseligkeit stammelnd wie ein Trunkener, war er für einen Augenblick nahe daran gewesen, die Maske fallen zu lassen und ihm seine wahre Gesinnung zu offenbaren. Aber seine Eitelkeit war doch noch stärker gewesen, als sein Ingrimm. Der Andere sollte nicht ahnen, daß er über ihn, den Glänzenden und Vielbewunderten, einen Sieg davongetragen habe, und so hatte er die Freundschaftskomödie weitergespielt wie bisher. Ein paar Wochen später war er an ein anderes Gericht versetzt worden, und als er nach einigen Monaten in die Hauptstadt zurückkehrte, um sich mit Hilfe einer kleinen Erbschaft, die ihm unerwartet zugefallen, als Rechtsanwalt niederzulassen, stand Georg's Hochzeit bereits vor der Thür.

Er war als gefeierter Ehrengast auf dieser Hochzeit gewesen, hatte einen feurigen Trinkspruch auf das Glück des jungen Paares ausgebracht, hatte zweimal mit der liebreizenden Braut getanzt und hatte freundlich lächelnd zugehört, wenn ihm Georg wieder und wieder versicherte, daß er der glücklichste Mensch auf dem ganzen weiten Erdenrunde sei. Mit keinem Wort und mit keinem Stirnrunzeln hatte er sich verrathen. „Auch meine Stunde wird kommen," hatte er sich gesagt, und seine Liebe für Martha war nicht von jener Art gewesen, daß es ihn unglücklich gemacht hätte, sie im Besitz eines Anderen zu wissen. Daß

sie Jenen nur um seines Geldes willen geheirathet habe, stand ja als unumstößliche Gewißheit in ihm fest, und er zweifelte nicht, daß sie eines Tages froh sein werde, in ihm einen Tröster ihres armen, unbefriedigten, liebeskranken Herzens zu finden. Der felsenfeste Glaube Georg's an seine unverbrüchliche Freundschaft konnte ihm dabei schließlich nur zu Statten kommen, und es wäre Narrheit gewesen, ihn durch ein auffälliges oder gar eifersüchtiges Benehmen zu erschüttern.

Die lange Hochzeitsreise der Neuvermählten war vorübergegangen, und der Erste, den sie nach der Rückkehr in ihr trauliches Heim einluden, war Rudolph Vollmer. Täglich beinahe ging er als ein immer willkommener Gast bei den Halbergs ein und aus, von der jungen Frau stets mit derselben unbefangenen Liebenswürdigkeit begrüßt und von dem Freunde mit Aufmerksamkeiten förmlich überschüttet. Sein eigenes Verhalten aber war tadellos; denn er hielt seine Stunde noch nicht für gekommen, und es ermüdete ihn keineswegs, sie geduldig zu erwarten. Dann hatte ihn die Arbeitslast seiner rasch anwachsenden Praxis allgemach genöthigt, die Zahl der Besuche einzuschränken, und da er wahrzunehmen glaubte, daß ihn Martha jetzt bei seinem Kommen nur um so wärmer empfing, ließ er in kluger Berechnung die Zwischenräume immer größer werden.

Ein ganzes Jahr hatte er so verstreichen lassen, dann aber — es waren jetzt gerade drei Wochen seit jenem Tage vergangen — hatte er sich bei einem zufälligen Alleinsein mit Martha von plötzlich aufflackernder Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen, Worte zu sprechen, die einem Liebesgeständniß gleichkamen. Eine scheinbare Verstimmung der jungen Frau, die er sich in seinem Sinne gedeutet hatte, war ihm Veranlassung dazu gewesen; aber er hatte zu seiner grenzenlosen Ueberraschung eine so entschiedene Zurück-

weisung erfahren, wie seine Eitelkeit sie nimmer für möglich gehalten hätte. Und er war zähneknirschend gegangen mit der Ueberzeugung, daß sie ihrem Manne Alles offenbaren werde.

Mehrere Tage lang hatte er in heftiger Erregung den Besuch oder doch einen Brief seines verrathenen Freundes erwartet. Als aber eine volle Woche verstrich, ohne daß irgend etwas geschehen wäre, war er nach und nach zu einer anderen Auffassung der Sachlage gekommen. Er hatte aufgehört, Martha's Entrüstung ernsthaft zu nehmen und hatte sein so tief gedemüthigtes Selbstgefühl wieder aufgerichtet an der Vorstellung, daß die Frau, die ihrem Manne solche Vorkommnisse verschweigen konnte, bei jener schroffen Abweisung doch wohl nur eine Komödie gespielt habe, um den Preis desto begehrenswerther und köstlicher erscheinen zu lassen.

Am neunten Tage hatte er bereits wieder die Kühnheit gehabt, ihr zu schreiben, indem er sie bat, ihm Gelegenheit zu einer Rechtfertigung zu geben, und als dieser Brief ohne Antwort geblieben war, hatte er ihm unbedenklich einen zweiten, noch dringenderen folgen lassen. Dies nun war ihre Antwort gewesen — und er faßte neue Hoffnung — schon die Heimlichkeit, in die sie eingewilligt hatte, machte sie zu seiner Mitschuldigen

---

Fiebernd, mit jagenden Pulsen und pochenden Schläfen, hatte Georg bis um die fünfte Nachmittagsstunde auf dem harten Sopha seines Gasthofszimmers gelegen. Nun trieb ihn der hell klingende Schlag einer nahen Kirchenuhr empor, und vor der ungeheuren Anspannung aller Nerven war die körperliche Mattigkeit völlig von ihm abgefallen, als er nach einer Viertelstunde die Treppe hinabstieg, um den schwersten Gang seines Lebens zu unternehmen.

Er zahlte dem Gasthofsbesitzer, den er unten im Thor-

weg traf, seine kleine Rechnung, und ertheilte ihm den Auftrag, seinen zurückgebliebenen Koffer einige Stunden später an die Adresse abzusenden, die er bereits vorsorglich auf einem Zettel notirt hatte. Dann bestieg er eine vorüberfahrende Droschke und gab dem Kutscher das Ziel des Weges an. Aber es war ihm, als ob der Wagen nicht von der Stelle komme. Seine Phantasie erfüllte sich mit Bildern, die ihn dem Wahnsinn nahe brachten, und zweimal riß er unterwegs den Schlag auf, um den Mann auf dem Bocke zu größerer Eile anzutreiben. Ein paar Häuser vor seiner Wohnung endlich ließ er ihn halten, reichte ihm das erste beste Geldstück, das ihm in die Finger kam, und machte den kurzen Rest seines Weges zu Fuß, damit das Rollen der vorfahrenden Droschke nicht allzu frühe zum Verräther seiner Ankunft werde.

Der Zufall war ihm günstig. Er begegnete Keinem seiner Leute, und die Dienstboten wurden nicht aufmerksam, als er die Flurthür öffnete. Dann trat er leise in das Wohnzimmer, das man passiren mußte, um zu Martha's Zimmer zu gelangen. Die Thür knarrte ein wenig; aber im Nebenraume sprach man zu laut, um das geringfügige Geräusch zu bemerken. Georg hörte die klare, melodische Stimme seiner Frau, die, wie ihn dünkte, in diesem Augenblick einen ungewöhnlich harten Klang hatte; aber in seinen Ohren rauschte es zu gewaltig, als daß er sogleich hätte verstehen können, was sie sagte. Er machte noch ein paar Schritte nach der Thüröffnung hin, die nur durch einen Vorhang verschlossen war; plötzlich aber stand er mit gelähmten Gliedern wie festgebannt, denn nun hatte er auch die Stimme des Anderen gehört, des Mannes, den zu tödten er hierher gekommen war — und beim ersten Worte schon hatte er sie erkannt.

„Rudolph Vollmer!" flüsterten seine farblosen Lippen, während seine unnatürlich weit geöffneten, fieberglänzenden

Augen sich auf die geschlossenen Vorhänge hefteten, als wären sie im Stande, sie zu durchbohren. Und dann, nach Verlauf einer Minute, in der er noch immer nichts begriffen hatte von dem drinnen geführten Gespräch, hob er langsam, mechanisch, wie unter dem Zwange einer unsichtbaren Gewalt, die rechte Hand bis zur Brusttasche seines Ueberrockes. Als er sie wieder sinken ließ, hielten seine Finger mit krampfigem Druck den Kolben eines Revolvers umklammert, und auf das magere Antlitz, das bisher in all' seinem Schmerze noch immer sanft und gütig gewesen war, trat gleichzeitig ein unheimlicher Ausdruck düsterer, unerbittlicher Entschlossenheit.

Mit drei weiteren Schritten stand er an dem Vorhang, und seine Linke griff in die seidenen Falten, um ihn zurückzureißen. Aber er zögerte noch, denn deutlich hörte er jetzt von den Lippen seines Weibes: „Niemals! — Sie haben es gehört, und es ist schimpflich, daß Sie mich zwingen, es zu wiederholen. Ich verbiete Ihnen, Ihren Fuß jemals wieder über die Schwelle dieses Hauses zu setzen."

Eine sekundenlange Stille — dann kam es in gedämpften, aber von mühsam unterdrückter Leidenschaft bebenden Lauten als Antwort zurück: „Gut! Sie verbieten es mir, und ich werde natürlich gehorchen. Aber ehe ich auf immer von hier fortgehe, werden Sie mir doch gestatten müssen, auf die Frage zu antworten, die Sie vorhin an mich gerichtet haben. Weshalb ich Ihnen nicht von meiner Liebe gesprochen habe, so lange Sie frei waren? — Ist es wirklich so schwer, das zu errathen? Haben Sie nie daran gedacht, daß es mich damals ein beinahe übermenschliches Opfer gekostet haben könne, zu schweigen? Und konnte ich ahnen, daß Sie sich schon so bald für diesen Anderen entscheiden würden? War ich denn nicht arm und ohne Namen — ein Mensch mit einer höchst ungewissen Zukunft und geringen Aussichten? Durfte

ich Ihr Dasein an das meinige fesseln, so lange ich Ihnen nichts Besseres bieten konnte, als dies? Wahrhaftig, ich hätte ein sehr gewissenloser Geselle sein müssen, wenn ich es versucht hätte. Und ob es auch das Glück meines Lebens war, das ich damit verscherzt habe, als ein Mann von Ehre durfte ich nicht anders handeln, und Ihr Mitleid, nicht Ihr Zürnen ist es, das ich verdient habe. Ihr Geist und Ihre Schönheit gaben Ihnen nach meiner Meinung Anspruch auf höheres Glück, als ich es in jenen Tagen Ihnen hätte zu Füßen legen können. Weil ich Sie wahrhaft liebte, mit jener Liebe, die fähig ist, sich selbst zu verleugnen, zwang ich meine Wünsche nieder, und brachte meine Lippen zum Schweigen, wenn ich auch freilich mein Herz nicht zum Schweigen bringen konnte. Wohl hoffte ich insgeheim, daß Sie auf mich warten würden; aber Sie mußten es freiwillig thun, ohne meine Bitte, damit mein Gewissen rein blieb von dem Vorwurf, daß ich Ihnen Ihr Leben verdorben hätte. Lassen Sie mich schweigen von dem, was ich gelitten habe, als Sie dem Anderen Ihr Jawort gaben! Ich konnte nicht daran glauben, daß Sie ihn liebten. Aber ich hatte kein Recht, nach Ihren Beweggründen zu forschen, und jener Andere war mein Freund. Mir blieb nur die Pflicht, mich schweigend zu bescheiden und den unheilvollen Gram im tiefsten Inneren meines Herzens zu verschließen. Bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, daß Sie niemals erfahren hätten, wie es um mich bestellt ist, wenn ich die Gewißheit gehabt hätte, daß Sie glücklich seien. Aber Sie sind nicht glücklich, Martha, ich weiß, daß Sie es nicht sind."

„Wie können Sie wagen, das zu behaupten!" fiel ihm die junge Frau in die Rede, und dem Lauschenden schien es, als sei die vorige Strenge nicht mehr im Klang ihrer Worte. „Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber schuldig, und zu lange schon habe ich mit Ihnen von Dingen ge-

sprochen, die zwischen uns niemals hätten erörtert werden dürfen. Aber weil dies das letzte Mal sein muß, daß wir uns Auge in Auge gegenüberstehen, und weil ich Ihnen glaube, daß Sie mir soeben nur die Wahrheit gesagt haben, will ich Ihnen auch meine offene Antwort nicht vorenthalten. Ja, ich hätte vielleicht auf Sie gewartet, wenn Sie mich gleich nach unseren ersten Begegnungen gefragt hätten, ob ich es thun wolle, denn damals —"

Georg Halberg hörte nichts mehr. Seine Linke hatte den Vorhang fahren lassen, und er dachte nicht länger daran, sich als der Rächer seiner beleidigten Ehre zwischen die Beiden zu werfen. Das wilde Brausen und Hämmern in seinem Kopfe hinderte ihn daran, dem Gespräch da drinnen noch weiter zu folgen; er konnte nichts mehr verstehen, aber er wollte es auch nicht; denn es war mehr als genug an dem, was er vernommen hatte. Er wußte jetzt, daß er seinem Weibe Unrecht gethan, als er an ihr gezweifelt, wußte, daß seine Ehre in ihren Händen wohl aufgehoben war und daß der Andere dies Haus mit einer herben Enttäuschung verlassen würde. Aber er hatte in diesen wenigen Minuten auch noch etwas Anderes erfahren, etwas, das kaum minder fürchterlich und zermalmend war als die Gewißheit eines Verrathes. Martha war ihm nur treu, weil ihre Ehre es ihr so gebot, nicht aber, weil ihre Liebe ihm gehörte. Sie liebte den Anderen, der so viel schöner und glänzender war als er! Nur weil sie sich von Jenem verschmäht glaubte, hatte sie ihm ihre Hand gereicht. Und nun, da sie aus Rudolph's eigenem Munde erfahren, daß sie in verhängnißvoller Uebereilung gehandelt hatte, nun mußte sie sich nothwendig tief unglücklich fühlen unter der Last der Ketten, die sie verurtheilt war bis an das Ende ihres Lebens zu tragen. Ohne Murren würde sie auch weiter ihre Pflicht erfüllen, wie sie sie bisher erfüllt hatte; aber sie würde elend sein und

in jedem unbewachten Augenblick würde sie sich voll nagender Verzweiflung der Trauer hingeben um ihr verlorenes Glück!

Ohne zu wissen, was er thun und wohin er gehen wollte, war Georg auf dem weichen Teppich, der seine Tritte unhörbar machte, durch das Wohnzimmer geschritten. Nun befand er sich draußen auf dem Gange, und in demselben Augenblick kam von der Küche her eines der Dienstmädchen, um bei seinem unerwarteten Anblick mit einem Aufschrei des Schreckens zurückzuprallen.

„Ach Gott — der Herr —" stammelte sie; aber Georg machte ihr ein energisches Zeichen zu schweigen.

„Ich bin von meiner Reise zurückgekehrt, wie Sie sehen. Aber meine Frau hat Besuch — ich will nicht, daß sie gestört werde. Ich selbst werde sie von meiner Ankunft benachrichtigen, wenn es Zeit dazu ist."

Er trat in das Schlafzimmer ein und zog die Thür hinter sich zu, während ihm das Mädchen ganz versteinert nachblickte.

„Sah er nicht aus, als ob er aus dem Grabe käme!" dachte sie. „Die arme gnädige Frau! Sie wird wenig Freude an der Ueberraschung haben." —

In der nämlichen Viertelstunde aber, da ihr Gatte, kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt, sein Herz mit der grausamen Gewißheit zerfleischte, daß sie an seiner Seite zu namenlosem Elend und endloser Trauer verdammt sei, stand Martha hoch aufgerichtet und mit leuchtenden Augen dem Rechtsanwalt gegenüber.

„Ja, ich wiederhole es Ihnen: es gab eine Zeit, da ich Sie zu lieben glaubte. Heute aber weiß ich bestimmt, daß es niemals der Fall war. Ich war nur verwirrt und geblendet. Es war der Irrthum eines unerfahrenen Mädchens, das die Welt so wenig kannte, wie sich selbst. Und ein Zufall reichte hin, den Wahn zu zerstören. Denn ein Zufall nur war es, der mir von einer großen und

muthigen Handlung Ihres Freundes Halberg, von einer That, die in aller Stille verübt worden war, Kenntniß verschaffte. Ich fing an, Sie mit ihm zu vergleichen, und da Sie ihn seit Jahren kennen, müssen Sie auch wissen, daß dieser Vergleich nicht zu Ihren Gunsten ausfallen konnte."

Rudolph Vollmer's Lippen verzogen sich zu einem giftig sarkastischen Lächeln. „Meine angeborene Bescheidenheit hindert mich, Ihnen zu widersprechen, gnädige Frau! Nach jener großen That, von der ich übrigens nie etwas gehört habe, liebten Sie also plötzlich nicht mehr mich, sondern ihn?"

„Nein, ich erkannte nur, daß er mehr werth ist, als Sie, und ich empfand für ihn eine Hochachtung, wie ich sie früher noch keinem Manne hatte entgegenbringen können. Ich war glücklich über jedes freundliche Wort, das er zu mir sprach, und stolz auf die kleinen Aufmerksamkeiten, die er mir erwies."

„Und Ihre Heirath? Eine Heirath aus lauter — Hochachtung, wenn ich Sie recht verstehe."

„Sie irren wieder, Herr Doktor! Niemals würde ich einem Manne zum Altar gefolgt sein, den ich nicht liebte."

„Und Sie erwarten wirklich, daß ich Ihnen dies glaube?"

Mit einer hoheitsvollen Geberde wandte Martha den Kopf. „Es kümmert mich nicht, wie viel oder wie wenig Sie mir glauben. Ich möchte Sie nur davon überzeugen, daß ich nicht einmal mit einem unbewachten Gedanken zur Mitschuldigen werden konnte an der Schurkerei, die Sie gegen Ihren ahnungslosen Freund begehen wollten."

Der Rechtsanwalt wurde bleich vor Zorn. „Gnädige Frau —"

„So nennen Sie mir den Namen, den ich Ihrer Handlungsweise sonst geben dürfte. Hoffen Sie etwa, daß Georg ihr eine mildere Bezeichnung beilegen werde?"

„Ihr Mann? — Sie haben also die Absicht —"

„Ihm über die wahre Natur Ihrer Freundschaft die Augen zu öffnen — ja, diese Absicht habe ich allerdings."

„Aus übergroßer Liebe natürlich, wie ich nach Ihren wiederholten Versicherungen nun wohl annehmen muß."

„Ja, mein Herr Doktor; seien Sie gewiß, daß jeder meiner Schritte mir bestimmt werden wird von meiner Liebe für Georg."

Vollmer griff nach seinem Hute und machte ihr, seine ohnmächtige Wuth mühsam verbergend, eine ironische Verbeugung.

„Nach dieser Aufklärung würde ich es um so mehr bedauern, wenn ich etwa das Unglück haben sollte, Ihren Herrn Gemahl todtzuschießen. Denn auf den Besuch seiner Kartellträger werde ich mich unter den obwaltenden Umständen doch wohl gefaßt machen müssen."

Noch bevor Martha ihm antworten konnte, erzitterten alle Gegenstände im Zimmer vor einer dumpfen Detonation, die wie der Knall eines in unmittelbarer Nähe abgefeuerten Schusses klang. Erschrocken eilte die junge Frau zur Thür, und auch der Rechtsanwalt blickte sichtlich betroffen umher.

„Was war das?" rief Martha. „Eine Explosion, hier in der Wohnung? Ja, ist denn keiner von den Dienstboten da?"

Sie drückte auf den Knopf des Telegraphen, und da noch immer Niemand kam, eilte sie hinaus. Ein entsetzensvoller Aufschrei aus weiblichem Munde beflügelte ihre Schritte. Mit fahlem Gesicht und verzweifelt erhobenen Händen stürzte ihr auf dem Korridor das Hausmädchen entgegen.

„Gnädige Frau — ach, ich kann's ja gar nicht sagen — der Herr, unser armer, lieber Herr! Er liegt im Schlafzimmer auf dem Teppich und hat sich todtgeschossen."

Ohne einen Laut von sich zu geben, lief Martha an

ihr vorüber in das Gemach, wo das Fürchterliche geschehen war. Doktor Vollmer aber, der, den Hut in der Hand, unmittelbar hinter ihr auf die Schwelle des Wohnzimmers getreten war, fragte das halbohnmächtige Mädchen in hastigem Flüsterton: „Sind Sie Ihrer Sache ganz sicher? Herr Halberg ist doch in Wien."

„Ach, nein. Vor einer Viertelstunde ist er wiedergekommen; aber ich sollte die gnädige Frau nicht stören, wie er sagte. Du lieber Himmel, wenn ich doch das hätte ahnen können!"

„Und todt? Er ist wirklich todt?"

„Ja, ja! Aber so gehen Sie doch nur hinein! Unsere arme gnädige Frau kann es ja nicht überleben. Sie haben sich doch so unmenschlich lieb gehabt."

Doch der Rechtsanwalt dachte nicht daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Mit zwei raschen Schritten hatte er bereits die Ausgangsthür gewonnen.

„Ich werde mich bemühen, schnell einen Arzt zu finden," sagte er. „Bleiben Sie unterdessen bei Ihrer Herrin!"

Damit war er auch schon hinaus. Um den Arzt wollte er sich ja in der That bemühen; das war eine unter diesen Umständen unabweisbare Menschenpflicht. Im Uebrigen aber galt es jetzt nur noch, seine Person wenigstens in den Augen der Welt außer jede Verbindung mit dieser fatalen Geschichte zu bringen. Der Held einer traurigen Skandalaffaire zu werden, hatte ja ganz und gar nicht in seiner Absicht gelegen.

3.

Die Mitternachtsstunde war bereits vorüber, als sich die beiden Aerzte vor der Thür des Krankenzimmers von Martha verabschiedeten. Professor Bergschmidt, der berühmte Chirurg, blieb länger als sein junger Kollege bei ihr zurück.

„Ich wiederhole Ihnen, verehrte Frau, daß es viel günstiger steht, als wir im Anfang vermuthen konnten. Da es gelungen ist, die Kugel zu entfernen, darf eine der bedrohlichsten Gefahren als beseitigt angesehen werden. Alles Weitere wird zu einem nicht geringen Theile von dem Kranken selbst abhängen."

„Wie?" fragte Martha mit halbem Verständniß. „Von meinem Manne selbst?"

„Ja, denn ich darf Ihnen leider nicht verschweigen, daß es bis jetzt keineswegs den Anschein hat, als ob Ihr Gatte zu genesen wünsche. Das ist ein Umstand, der für seine Wiederherstellung nicht förderlich sein kann. Erst muß ihm der Wille zu leben zurückgekehrt sein, ehe wir mit einiger Sicherheit darauf rechnen dürfen, ihn am Leben zu erhalten."

Die junge Frau hatte bis dahin eine bewunderungswürdige Tapferkeit an den Tag gelegt. Auch jetzt erging sie sich nicht in verzweifelten Klagen; aber die heißen Thränen rannen doch unaufhaltsam über ihre Wangen, und mit halberstickter Stimme fragte sie: „Aber, Herr Professor, was kann ich thun, um diesen Willen in ihm zu wecken? Haben Sie mir nicht vorhin verboten, überhaupt mit ihm zu sprechen?"

„Ich nehme dies Verbot zurück. Es war nothwendig, so lange wir nicht genau über den Sitz des Geschosses unterrichtet waren; jetzt wäre es eine zwecklose Grausamkeit. Es wird dem Kranken keinen Schaden bringen, wenn er sich mit Ihnen unterhält, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß diese Unterhaltung darnach angethan ist, ihn zu ermuthigen und aufzuheitern. Einer so muthigen und liebevollen Gattin darf ich es ja getrost überlassen, in dieser Hinsicht das Rechte zu finden."

Er versprach in der Frühe des nächsten Tages wiederzukommen, und Martha kehrte in das Krankenzimmer zurück,

nachdem sie die Thränenspuren von ihrem Gesicht getilgt hatte. Kaum vernehmlich athmend, ruhte Georg mit geschlossenen Augen auf seinem Lager. Sein wachsbleiches Antlitz erschien noch schmaler als sonst; aber es war von einer so friedvollen Ruhe verklärt, daß man es in diesem Augenblick mit vollem Rechte hätte schön nennen können.

Eine schwarz gekleidete Krankenwärterin huschte mit lautlosen Schritten durch das Zimmer.

„Mein Mann schläft?" fragte Martha flüsternd, und als die Wärterin kopfschüttelnd verneinte, fügte sie hinzu: „Lassen Sie mich jetzt allein bei ihm bleiben! Sobald ich mir aus irgend einem Grunde nicht zu helfen weiß, werde ich Sie durch ein Klingelzeichen bitten, mir beizustehen."

Schweigend fügte sich die Wärterin ihrem Willen, und behutsam, so daß ihn auch nicht das leiseste Rauschen ihres Kleides stören konnte, ließ sich Martha neben dem Lager nieder. Aber der Verwundete fühlte trotzdem ihre Nähe, und seine sanften, seelenvollen Augen wandten sich ihr wie in stummer Bitte zu: „Hast Du einen Wunsch, Georg?" fragte die junge Frau, indem sie sich über ihn neigte. „Sprich ihn nur aus, denn der Professor meinte, daß jetzt Alles gut sei, und er verurtheilt Dich nicht länger zum Schweigen."

„Ja, Martha, nun ist Alles gut," antwortete er leise, und ein Zucken, das fast wie ein schwaches Lächeln aussah, ging über sein Gesicht. „Eines aber fehlt mir doch noch zu meiner Beruhigung. Kannst Du mir den Schrecken und die Mühseligkeiten, die ich Dir jetzt verursacht habe, vergeben?"

„Von ganzem Herzen, Georg, wenn ich Dich nur behalten darf! Aber nicht davon darfst Du jetzt reden; später einmal, wenn Du wieder ganz gesund bist, wirst Du mir das Alles erklären."

Der Kranke machte eine kleine Kopfbewegung wie zum

Zeichen, daß er sich diesem Wunsche nicht unterwerfen könne.

„Ich will nicht, liebe Martha, daß Du glauben sollst, ich hätte es vielleicht Deinetwegen gethan. Wie es auch kommen möge, versprich mir, Dich niemals mit einem solchen Gedanken zu quälen!"

„Gewiß nicht," sagte sie ein wenig betroffen. „Wie sollte ich auch darauf verfallen? Denn ich habe ja nichts gethan, das Dich zu diesem — zu diesem Schritt hätte bestimmen können. Es sind doch nur Deine geschäftlichen Verluste gewesen, die Dich für einen Augenblick Dein armes Weib vergessen ließen — nicht wahr?"

„Ja," erwiederte er schnell. „Es war die Furcht vor diesen schrecklichen Verlusten, die mich um alle Besinnung brachte. Ich konnte den Gedanken, daß ich vielleicht ruinirt sein könne, nicht ertragen."

„Und doch war es eine so thörichte Furcht," sagte sie, ihren Arm sanft unter sein Haupt schiebend, und ihre schönen, feucht glänzenden Augen tief in die seinigen senkend. „Nur weil Du sie nicht kennst, ist Dir die Armuth als etwas so Schreckliches erschienen. Mir, die ich sie zur Genüge kennen gelernt habe, darfst Du es schon glauben, daß sie nicht die Macht haben wird, uns unseres Glückes zu berauben."

Und da er nicht antwortete, begann sie ihm mit beredten, beinahe heiteren Worten das Leben auszumalen, das sie hinfort in einem traulich engen Heim, ohne all' den überflüssigen Luxus ihrer bisherigen Umgebung führen würden. So sonnige Bilder wußte sie ihm auszumalen, mit einem so holden Schimmer unzerstörbarer Glückseligkeit wußte sie die Vorstellung dieser künftigen Armuth zu umgeben, daß Georg ihrer süßen Stimme schweigend lauschte wie einer himmlischen Musik.

Plötzlich aber durchzuckte ihn die Erinnerung an das,

was er vor wenig Stunden gehört, und er wurde sich wieder bewußt, daß sie nur dem Gebote der Pflicht, vielleicht auch dem Antrieb eines frauenhaften Mitleids gehorchte, wenn sie so zu ihm sprach. Alles, was sie ihm da sagte, war nichts als eine fromme Lüge. Sie liebte ja nicht ihn, sondern den Anderen, der so viel schöner und glänzender war als er!

Mit einer unruhigen Bewegung erhob er den Kopf. „Meine liebe Martha — ich danke Dir von Herzen —"

„Du dankst mir, Georg? Und wofür?"

„Für Deine Großmuth und Deine Treue. Aber nun bin ich müde, ich will schlafen. Nur eine Bitte noch möchte ich Dir aussprechen, ehe auch Du Dich zur Ruhe niederlegst. Morgen in aller Frühe wirst Du einen Boten zu Rudolph Vollmer senden, damit er so bald als irgend möglich hierher kommt. Ich habe etwas Wichtiges und Unaufschiebbares mit ihm zu besprechen."

Für einen Augenblick war Martha unschlüssig, was sie ihm antworten sollte, aber ihr Zaudern währte nicht lange. Was sollte dem Kranken eine Lüge frommen, die sie doch nicht einmal für vierundzwanzig Stunden hätte aufrecht erhalten können!

„Nein, mein geliebter Mann," sagte sie sanft und fest. „Rudolph Vollmer darf nicht hierher kommen — morgen so wenig als an irgend einem späteren Tage. Er ist Deine Freundschaft nicht werth, und nie wieder darfst Du ihm Dein Vertrauen schenken."

Die Bestimmtheit dieser Erklärung überraschte ihn. Mit großem, forschendem Blick sah er ihr in das schöne, blasse Gesicht, dessen reine Züge ihn unmöglich belügen konnten.

„Ich sollte mich in ihm getäuscht haben? — Er sollte eines rechtschaffenen Mannes Freundschaft nicht verdienen? Bist Du dessen ganz gewiß?"

„So gewiß, wie der Verachtung, die mir allein noch geblieben ist von Allem, was ich einst für ihn zu empfinden glaubte."

Dem Verwundeten war es, als wolle sein pochendes Herz den Dienst versagen. „Von Allem, was Du für ihn empfunden?" stammelte er. „Aber Du — Du hast ihn doch früher geliebt?"

Wohl machte seine Frage sie ein wenig betroffen; aber es war nicht die Bestürzung eines schlechten Gewissens, die sich auf ihrem Antlitz malte.

„Du hattest es also errathen?" fragte sie leise. „Noch heute bitte ich Dich dafür um Vergebung, obwohl ich Dich ja damals kaum flüchtig kennen gelernt hatte und wahrlich nicht ahnte, daß Du mich jemals begehren könntest. Als ich an einem glücklichen Tage Deine Zuneigung errathen durfte, war ich lange, lange von dem thörichten Wahn geheilt."

Der Kranke richtete sich auf, soweit sein Verband es ihm gestattete. In seinen müden Augen leuchtete es seltsam auf und seine Lippen bebten.

„Martha, sage mir die Wahrheit! Du liebst ihn nicht mehr?"

Seine Frage hätte sie mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt, wenn er gesund gewesen wäre. Aber sie vergaß nicht, daß es ein Schwerkranker war, der sie gestellt hatte, und so sagte sie ohne Zorn: „Er war mir vollkommen gleichgiltig bis vor wenig Wochen, jetzt aber ist er mir der verächtlichste aller Menschen."

„Und wenn ich nun — wenn ich nun jetzt sterbe, Martha —"

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern sie glitt von ihrem Stuhl herab neben dem Bett auf die Kniee nieder, und in einem Ton, der ihn nicht länger mehr an eine mitleidige Lüge glauben lassen konnte, antwortete sie:

„Dann sterbe ich mit Dir, Georg! Wir gehören zu einander im Leben wie im Tode. Was sollte ich noch auf der Welt ohne Dich! Ich habe Dich ja so lieb, so unaussprechlich lieb!“

Da sank das Haupt des Verwundeten in die Kissen zurück und ein seliges Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Küsse mich, Martha!“ sagte er flüsternd. „Und gräme Dich nicht mehr. Ich werde nicht sterben; denn jetzt will ich wieder leben.“

— — — — — — — — — — — —

Als Professor Bergschmidt am nächsten Morgen wiederkam, war er mit dem Befinden des Verwundeten außerordentlich zufrieden, und beim Hinausgehen sagte er lächelnd: „Ich wußte es ja, meine liebe, gnädige Frau, daß ich es getrost Ihnen überlassen durfte, seinen Lebensmuth von Neuem zu erwecken. Sie haben die beste Arznei für ihn gefunden — und mit einem solchen Assistenten wird mir's sicher gelingen, ihn wieder herzustellen.“ . . .

Später hatte Georg eine längere, vertrauliche Unterredung mit seinem alten Prokuristen, eine Unterredung, bei der Niemand, nicht einmal seine Gattin, zugegen sein durfte. Und zwei Tage später ereignete es sich, daß der alte Mann voll erheuchelter Fröhlichkeit wieder in das Krankenzimmer trat und seinem Chef eine offene Depesche reichte, auf der in deutlichen Worten zu lesen stand:

„Alle Schwierigkeiten behoben — Verlust glücklich abgewendet — keine Veranlassung zu Besorgnissen mehr vorhanden.“

Ein Absender war auf dem Telegramm zwar nicht genannt, Martha aber nahm die Täuschung gläubig hin, als Georg ihr lächelnd das anscheinend so inhaltsschwere Blatt überreichte, und sie setzte es nicht zum kleinsten Theil auf die Rechnung dieser fingirten Freudenbotschaft,

daß die weitere Genesung des Verwundeten so überraschend schnelle Fortschritte machte. —

Schon durfte Halberg für einige Stunden des Tages wieder das Bett verlassen, als sich unter den eingelaufenen Postsachen eines Mittags auch ein Brief befand, dessen Handschrift er auf den ersten Blick als diejenige Rudolph Vollmer's erkannte. Da sich Martha glücklicherweise nicht in seinem Zimmer befand, löste Georg eilig den Umschlag und las:

„Fürchte nicht, daß ich Dir mit vielen Redensarten lästig fallen werde. Wozu soll ich mich zu rechtfertigen versuchen? Du weißt Alles, und wenn es Deine Absicht ist, auf sogenannte ritterliche Art Genugthuung von mir zu verlangen, so bin ich selbstverständlich zu Deiner Verfügung. Und Deine Gattin mag ganz ruhig sein. Du würdest von diesem Duell zu ihr zurückkehren, wie Du sie verlassen hast, von mir würde Dir gewiß kein Härchen gekrümmt werden. Aber wenn Dir nicht gerade sehr viel an meinem Blute gelegen ist, ziehst Du es vielleicht doch vor, auf die lächerliche Posse eines Zweikampfes zu verzichten. Von uns Beiden bist Du der Sieger ja auch ohne das. Dein Besitzthum ist so gut verwahrt, daß Niemand Dich darum bestehlen wird, und wäre er auch tausendmal gefährlicher als ich. Wäre ich an Deiner Stelle, ich würde mir's wahrlich an diesem angenehmen Bewußtsein genügen lassen, um so mehr, als Deine Rache viel weniger mich, als eine junge Dame treffen würde, mit der ich mich heute zu verloben gedenke. Ich denke, es ist am Ersprießlichsten für alle Theile, wenn Du keinen Lärm schlägst, sondern mich im Stillen verachtest oder bemitleidest, ganz wie es Dir gefällt."

Langsam riß Georg Halberg den Brief seines ehemaligen Freundes in Fetzen, und als wenige Minuten später seine junge Gattin in's Zimmer trat, streckte er ihr

lächelnd beide Hände entgegen. Für ihn bedurfte es wahrlich keiner Genugthuung und keiner Rache mehr, um sein Glück vollständig zu machen, dies Glück, das hinfort kein thörichter Argwohn mehr zerstören konnte. Wie theuer er auch immer die Gewißheit von Martha's Liebe erkauft haben mochte, die Seligkeit, die ihn jetzt erfüllte, war dennoch nicht zu hoch damit bezahlt.

Auf Madagaskar.

Bilder von der „Insel der wilden Schweine". Von **G. Merker.**

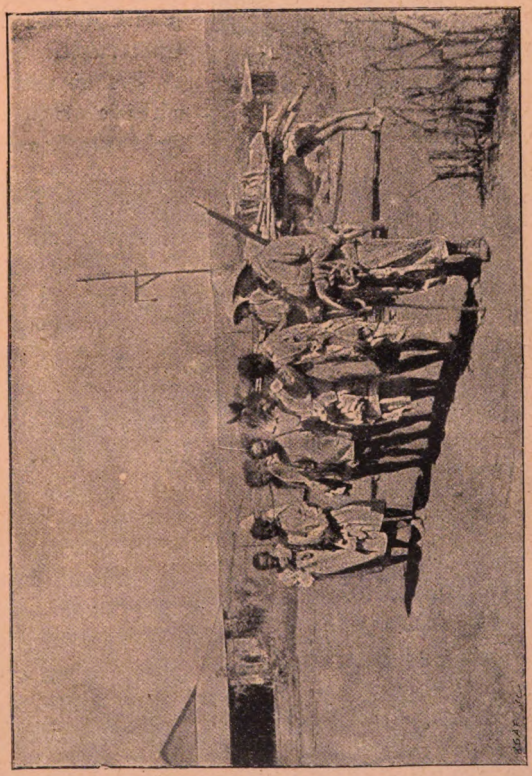
Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Telegraph hat endlich die mit Spannung erwartete Kunde gebracht, daß die „fliegende Kolonne" des französischen Expeditionskorps unter General Duchesne die Hauptstadt Madagaskars, Antananarivo, am 30. September erobert hat; und zwar war der Erfolg ein vollständiger, denn noch am selben Tage wurde der Friedensvertrag mit der Königin selbst geschlossen, da der erste Minister, der eigentliche Regent des Landes, geflohen war.

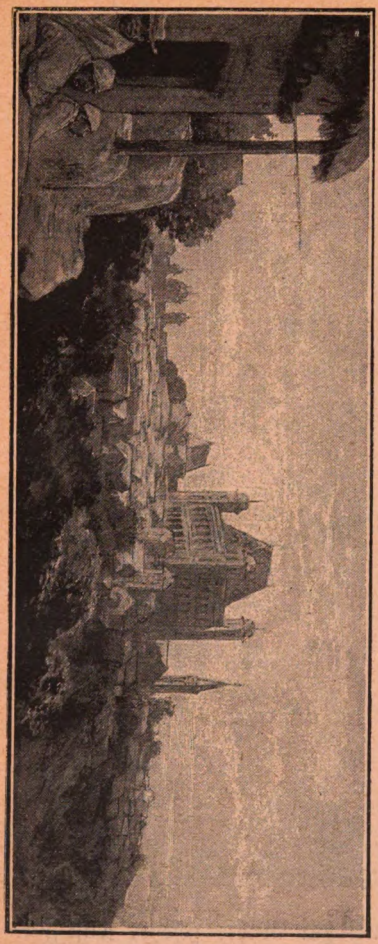
Mit diesem Erfolge hat die französische Oberherrschaft über Madagaskar, die dem Namen nach bereits seit Jahrhunderten besteht, jetzt in Wirklichkeit begonnen. Noch freilich wird es viel französisches Geld und manches Menschenleben kosten, ehe sämmtliche vier Millionen Einwohner Madagaskars Frankreichs Oberhoheit anerkennen, und die Kulturarbeit Früchte trägt. „Ich habe zwei Generäle, die ich den Europäern entgegensetze," sagte bereits König Radama I. von Madagaskar (1820—1828): „Tazo (das Fieber) und Hazo (den Wald)." Das Fieber hat auch auf dem jetzigen Kriegszuge bedenklich die Reihen der Expedition gelichtet, und die Waldungen haben bei dem Mangel

aller gangbaren Wege den Vormarsch sehr verlangsamt und äußerst schwierig gemacht. Die Hovas dagegen haben sich nur einmal, nämlich unmittelbar vor den Thoren



Kriegsgefangene Hovas.

ihrer Hauptstadt, ernstlich zur Wehre gesetzt, sonst sind sie stets bei dem Heranrücken der Franzosen geflohen, eine Anzahl Todte und Gefangene in den Händen der Sieger lassend. Ein Glück für die Franzosen aber ist es, daß sie das Ziel ihres Zuges, die Hauptstadt Antananarivo,



Ansicht von Antananarivo mit dem königlichen Palast.

noch vor Beginn der Regenzeit, dem Oktober, erreichten, da diese allen militärischen Operationen ein Ende macht.

Freilich wird der wirkliche Besitz der Insel für Frankreich von großem Werthe sein, und die gebrachten Opfer aufwiegen, denn Madagaskar birgt natürliche Reichthümer wie kaum ein zweites Land. Die Insel enthält fast alle werthvollen Mineralien, darunter das Gold als Hauptprodukt; sie hat kostbare Hölzer in Menge, und die Viehzucht steht in hoher Blüthe. Ausfuhrartikel sind Zuchtthiere, Felle, Speck, Hörner, ferner Wachs, Gummi, Kautschuk, Vanille, Reis, Kopal, Kartoffeln und Sämereien. Kaffeepflanzungen gedeihen auf das Beste; bei den Eingeborenen sind Seidenspinnerei und Weberei, diese namentlich mit den Fasern der Rafiapalme, stark in Schwung.

Hinreichend erforscht sind eigentlich erst die Mitte der Ostküste und das Hochland um die Hauptstadt Antananarivo. Der ganze Westen ist noch sehr wenig bereist worden, der Süden nahezu unbekannt; im Norden erstreckt sich die Kenntniß des Landes kaum über die Grenzen der französischen Niederlassungen hinaus. Einige eingehendere Mit-

Madegassische Infanterie und Artillerie.

theilungen über die Insel und ihre Bewohner, insbesondere das Hauptvolk der Hovas, dürften im gegenwärtigen Augen-

blicke von allgemeinem Interesse sein. Madagaskar ist, wenn wir von dem noch nicht vollständig erforschten Grönland absehen, nach Neuguinea und Borneo mit 591,563 Quadratkilometern oder über 10,000 Quadratmeilen Flächeninhalt die drittgrößte Insel der Erde. Sie heißt bei den Eingeborenen No sin dambo, d. h. Insel der wilden Schweine, wohl von den massenhaft vorkommenden Wild- und Larvenschweinen; auch Izao rehetra izao, d. h. dies Alles; Izao tontolo izao, d. h. dies Ganze, oder auch wohl Ni a ni won ni riaka, d. h. Land inmitten der bewegten Gewässer. Durch die mächtige Meeresstraße von Mozambique vom afrikanischen Festland weit getrennt, erhebt sich das Eiland, das etwa die Gestalt eines 1500 Kilometer langen Trapezoides aufweist, hinsichtlich der Kulturfähigkeit und Bildungsstufe seiner Bewohner weit über den benachbarten „schwarzen Erdtheil". Madagaskar macht gewissermaßen einen Erdtheil für sich aus, die herrschende Bevölkerung gehört auch nicht der afrikanischen, sondern der malayisch-polynesischen Rasse an. Die ganze Insel ist vorwiegend Hochland; Hochebenen und Gebirge nehmen den größten Theil des Inneren ein. Ein tropischer Waldgürtel von unbeschreiblicher Ueppigkeit ist um den heißen Küstensaum gelagert und erschwert das Vordringen in die inneren Gebiete. Auf den Küstensaum und die Waldzone folgt im Inneren ein flach und stufenartig ansteigendes Hügelland, das fast ausschließlich mit Savannen bedeckt ist.

Die Hauptflüsse, unter denen der Betsiboka hervorzuheben ist, nehmen ihren Lauf von Osten nach Westen; dabei ist jedoch die Ostküste keineswegs wasserarm. Wie die meisten ihrer Nachbarn auf dem afrikanischen Festlande, weisen die madegassischen Flüsse zahlreiche Fälle und Stromschnellen auf. Die besten Häfen liegen im Nordwesten. Dort besaß Frankreich seit lange schon Diego Suarez auf

der äußersten Nordspitze, die Marinestation und der Sitz des Gouverneurs; ferner Majunga an der Betsibokamündung, der Ausgangspunkt der jetzigen Expedition, und die Insel Nossi-Bé. An der Ostküste sind in ihrem Besitz die Insel Ste. Marie und vier Ankerplätze, darunter das wichtige Tamatave.

Ein Hovagouverneur und seine Frau.

Von Tamatave bis Antananarivo sind nur 300 Kilometer, von Majunga aber 450 zurückzulegen. Der Aufstieg von der Ostseite nach dem Inneren ist dafür aber erheblich schwieriger wegen der fast undurchdringlichen Waldwildnisse und der tief eingerissenen Schluchten, welche die jäh zum Meere niederstürzenden Gewässer ausgewaschen haben. Deswegen haben die Franzosen es vorgezogen, den weiteren Weg vom Nordwesten längs des Betsiboka nach der Hochfläche von Imerina, dem Machtcentrum der Hovas, einzuschlagen.

Dort erhebt sich die Hauptstadt und Residenz der Königin Ranavalo III.: Antananarivo oder Tananarivo, d. h. Tausendstätte, auf hügeligem Gelände. Sie steigt terrassenförmig auf und bietet einen ganz stattlichen Anblick. Auffallend erscheinen die vielen Blitzableiter auf den Häusern, die dringend nöthig sind, da es während der Regenzeit fast täglich Gewitter gibt. Auf der höchsten Erhebung der Stadt ragt der königliche oder Ranavalopalast empor, der sich von außen mit seiner von dem Engländer Cameron aufgeführten Steinfassade ganz monumental ausnimmt, im Innern jedoch nicht viel besser ist als die Holzhäuser der Madegassen.

Die Königin Ranavalo Manjaka III., geboren 1862, war zuerst unter dem Namen Rasafindrahety mit dem 1882 verstorbenen Fürsten Ratrimo vermählt. Sie folgte der Base ihrer Mutter am 13. Juli 1883 auf den Thron, wurde am 22. November gekrönt und vermählte sich zum zweiten Male mit ihrem Premierminister Rainilairivony (geboren 1826). Dieser war auch schon der Gatte ihrer beiden Vorgängerinnen, ist im Amte seit 1864 und der eigentliche Regent. Die Königin wird niemals um Rath gefragt; sie ist kinderlos und lebt ganz abgeschlossen in ihrem Palast. Der französische Reisende Martineau entwirft von ihr folgende Schilderung: „Die Königin der Madegassen ist die Erste ihres Volkes, aber sie unterscheidet sich von demselben weder durch Erziehung, noch durch Begabung, noch durch ihre Lebensgewohnheiten. Sie verbringt ihre Tage im behaglichsten Müßiggang. Von den Fenstern ihres Palastes aus vergnügt sie sich am Nationalspiel der Madegassen, dem Steigen der Papierdrachen, und ist stolz und glücklich, wenn der ihrige hoch in die Lüfte geht. Sie ist eitel, aber von der Eitelkeit eines Kindes." Der erste Minister hat sich, wie schon eingangs erwähnt, beim Herannahen der Franzosen aus Antananarivo geflüchtet.

Als ganz elend, feige und unbrauchbar hat sich das Heer der Hovas erwiesen, dem angeblich englische und amerikanische Instruktoren moderne Einrichtungen zu geben versucht hatten. Es sollten im Ganzen 40,000 bis 45,000 Hovas mit europäischen Feuerwaffen versehen sein; die Artillerie über etwa 80 Geschütze verfügen. Außerdem sollten noch gegen 15,000 Truppen fremder Stämme vorhanden sein. Die Franzosen haben auf ihrem Vormarsche von diesen Helden fast nichts zu sehen bekommen.

Die Hovas, an die man in erster Linie denkt, wenn von Madagaskar und seinen Bewohnern die Rede ist, sind das herrschende Volk, haben ein eigenes Königreich aufgerichtet und sind bemüht, alle übrigen Stämme sich zu unterwerfen. Sie sind an-

Königin Ranavalo Manjaka III. von Madagaskar.

scheinend malayischen Ursprungs, sind nicht von hohem Wuchse, aber gut gebildet, behend und lebhaft, mehr zäh als stark; ihre Hautfarbe ist olivengelb, die Augen sind kastanienbraun, die Haare schwarz, straff oder gelockt. Ihr Charakter ist leidenschaftlich, lauernd und verschlagen.

Ein madegassischer Stutzer.

Sie haben eine große Neigung fürberauschende Getränke und zeigen gleich allen Malayen Habgier, Grausamkeit, namentlich den von ihnen unterworfenen Volksstämmen gegenüber. Die Stellung der Weiber ist nicht zu tief unter der des Mannes; sie altern schnell und sind dann vielfach von einer geradezu abstoßenden Häßlichkeit. Unter den Häuptlingen des Hovavolkes gab es von jeher arge Ränke, Gift- und Meuchelmord, und diese haben auch bis auf die jüngste Zeit in dem Königspalaste zu Antananarivo oft genug eine Rolle gespielt. Ueberhaupt stellt der ganze Hovastaat eine höchst eigenthümliche Vermengung europäischer Kultur, die sich aber meist nur in Aeußerlichkeiten kundthut, mit roher

Barbarei dar. — Dieser Zwiespalt tritt schon in der Kleidung mitunter in sehr komischer Weise zu Tage. Die Tracht war bei den Hovas und den nachher zu besprechenden Sakalavas ursprünglich die gleiche und bestand nur aus einem Lenden- und einem Umschlagetuch, das bei den Männern bis zu den Knieen, bei den Weibern bis zu den Füßen reichte. Diese Tracht wird aber mehr und mehr von der europäischen verdrängt, zumal bei den vornehmen Hovas.

Der Gemahl der Königin Ranavalo Manjaka III. von Madagaskar.

Dieses Volk zerfällt gesellschaftlich in drei streng geschiedene Klassen oder Kasten: die Andriana oder Adeligen, welche nur unter sich heirathen; die Hova oder Bürgerlichen, welche zwar frei, aber doch zu Frohndiensten für die Königin und die Regierung verpflichtet sind, und endlich die Sklaven, Andewo. Letztere stammen meist von Kriegsgefangenen aus der Zeit Radama's I. und seiner Wittwe Ranavalona I.; ferner von eingeführten afrikanischen Negern oder von solchen Hovas, die wegen Schulden oder Vergehungen der Sklaverei verfallen sind. Offiziell ist diese freilich längst abgeschafft, steht aber thatsächlich nach wie vor in Blüthe.

Die königlichen Würdenträger, wie die Statthalter und ihre Gattinnen gehören natürlich ausnahmslos den Andriana

an und erscheinen mit Vorliebe in europäischen Kostümen, die freilich meist seltsam genug zusammengestoppelt sind. Der Reisende Jedina berichtet: „Der Aufzug der verschiedenen Würdenträger war wahrhaft imposant. Der Gouverneur hatte einen schwarzen Sammetfrack, einen Hut mit französischer Kokarde und englische Epauletten. Mein Freund Ambulahery gefiel sich in einem einfachen braunen Rocke, Offiziersdienermütze und Fäustlingen, dafür that sich wieder der Unterkommandant der Truppen durch seine madegassische Uniform aus blauem und weißem Sammet, mit dem Namenszug der Königin auf den unförmlichen Epauletten, hervor. Der Rest trug die verschiedensten Uniformen und Livreen mit Kopfbedeckungen jeder Art, den italienischen Garibaldihut nicht ausgenommen." Aehnlich geschmackvoll ist das Kostüm der „Damen"; der Gipfel der Komik aber wird erreicht, wenn ein Hova den Stutzer zu spielen versucht, wobei ein importirter Cylinder niemals fehlen darf.

Seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben englische Missionare das Christenthum eingeführt, zu dem sich der Hof, die Mehrzahl der Adelsgeschlechter und ein Theil des Volkes bekennt. Allein auch dies ist mehr äußerlich; sobald man genauer beobachtet, findet man überall noch Reste des alten Götzendienstes, der der Hauptsache nach Fetischismus war. Selbst die königliche Familie bewahrt für besonders wichtige Fälle immer noch ihre eigenen Götzenbilder, und dem Volke gilt die Königin auch heute noch als die Hohepriesterin und Oberzauberin des früher von den Priestern regierten Staates. Wie vor Idolen und ihren Trägern muß das Volk ehrfurchtsvoll vor Allem auf die Seite treten, was mit der Herrscherin und ihrem Hause in Berührung war. Bei Königstrauer scheert jeder Hova sein Haupt; ferner wird beim Ableben eines Herrschers oder einer Herrscherin stets eines der königlichen Gebäude

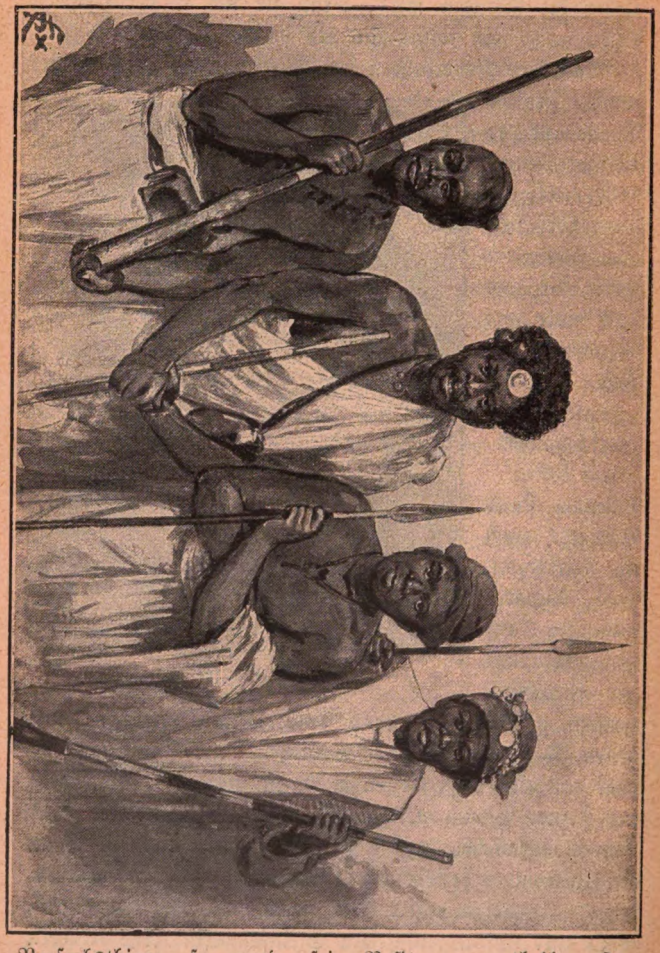
von oben bis unten mit scharlachrothem Stoff bekleidet, denn Scharlachroth ist auf Madagaskar die königliche Farbe. Ueber die Königin wird, wenn sie sich in der Oeffentlichkeit zeigt, ein rother Sonnenschirm gehalten.

Das Gerichtsverfahren der Madegassen beruhte früher zum großen Theile auf der Anwendung höchst merkwürdiger Ordalien oder Gottesurtheile, die aber auch heute noch — obwohl offiziell verboten — nicht ganz verschwunden sein sollen. Obenan stand darunter, nach R. Hartmann, „die Verordnung des Tangena oder Tangen, eines Gift-

Eine alte Frau (Wittwe).

trankes, mittelst dessen man Zauberer und Bezauberte entdecken, Diebe und Mörder entlarven, auch Entscheidungen über das Besitzrecht treffen zu können glaubte. Tangena ist ein kleiner Baum aus der Familie der Apocyneen oder Hundstodgewächse, mit sechs Zoll langen, fleischigen, an den Zweigenden befindlichen, steif emporgerichteten Blättern, sowie mit zwei bis drei Zoll langen, rundlich-eiförmigen, grün- und purpurgetüpfelten Steinfrüchten. Aus letzteren wurde der betreffende Gifttrank bereitet, welchen man

bei geringeren Besitzstreitigkeiten herzugebrachten Hunden, Hühnern oder anderen Thieren eingab. Starb eines der



Krieger der Sakalawa.

Versuchsthiere, so wurde sein Besitzer verurtheilt. In schwereren Fällen mußte aber der Verklagte selber den

Trank zu sich nehmen. Blieb die Person am Leben, so war sie unschuldig; starb sie, so galt ihre Schuld als erwiesen.

In Antananarivo wurde während der Heidenzeit das Tangenagift nur dann als Beweismittel angesehen, wenn es als starkes Brechmittel wirkte. Der Angeklagte mußte hierbei eine große Portion Reis, alsdann drei etwa thalergroße Stücke von der Haut einer bestimmten Vogelart und endlich eine Probe von der gestoßenen, mit Bananensaft gemischten Tangenafrucht zu sich nehmen. Eine Art Fetischpriester und Hexenbeschwörer, der Panazu Doha, legte die Hand auf den Kopf des Angeklagten und rief ihm die Verwünschungsformeln zu, welche ihn im Falle der Schuld persönlich treffen sollten. Bald darauf bekam der Angeklagte viel Reiswasser zu trinken. Darauf erfolgte starkes Erbrechen. Fand man nun in dem Erbrochenen die drei Stücke Vogelhaut wieder, so lag die Unschuld zu Tage; fand man sie nicht, so war die Schuld klar erwiesen.

Ein Betsileo.

Häufig wirkte aber das Gift so schnell und so stark, daß der Genießende noch während der Prüfung starb. Am 29. März 1830 gab man zu Antananarivo einer großen Anzahl Personen, darunter hohen Würdenträgern, den Tangenatrunk. Die hierbei befindlichen Adeligen wußten die üblen Folgen von sich abzuwenden, wogegen die Geringeren sämmtlich starben. Die siebzehn Ueberlebenden hielten dann im Palankin unter dem Jubel der Menge ihren Einzug in die Stadt. Wie bei den meisten Hexenprozessen in Afrika und selbst in der europäischen Vergangenheit spielt die Habsucht des Richters eine hervorragende Rolle. Wird der Ski oder Beamte, welcher den Trank zu bereiten hat, vorher gehörig bestochen, so mischt er das Gift in so günstigen Verhältnissen, daß der Angeklagte durchkommt. Man hat es also in seiner Gewalt, zu retten oder zu opfern, wen man will. Stirbt der dem Ordal Unterworfene, so erhält der Ski den vierundzwanzigsten Theil des fast immer mit Beschlag belegten Vermögens des Geopferten. Kommt der Angeklagte durch, so hat er dem Ski Geschenke an Geld und Naturalien einzuhändigen. Arme Leute verlieren in den meisten Fällen das Spiel."

Ueberhaupt ist das Verwaltungssystem der Hovaregierung ein höchst fragwürdiges. Nicht nur die Unterbeamten und Offiziere, sondern auch der Minister und seine Verwandten sind der Bestechung zugänglich.

Den Hovas von malayischer Abstammung stellen die Franzosen nun als zweites Hauptvolk die Sakalavas gegenüber, welche unverkennbar den afrikanischen Typus zeigen. Es sind zwar noch verschiedene andere Stämme auf der Insel, aber im Großen und Ganzen entspricht jene Zweitheilung der Bewohner von Madagaskar doch den gegenwärtigen politischen und kriegerischen Verhältnissen, da die kleineren Völkerschaften für den Gang der Ereignisse in keiner Weise in Frage kommen.

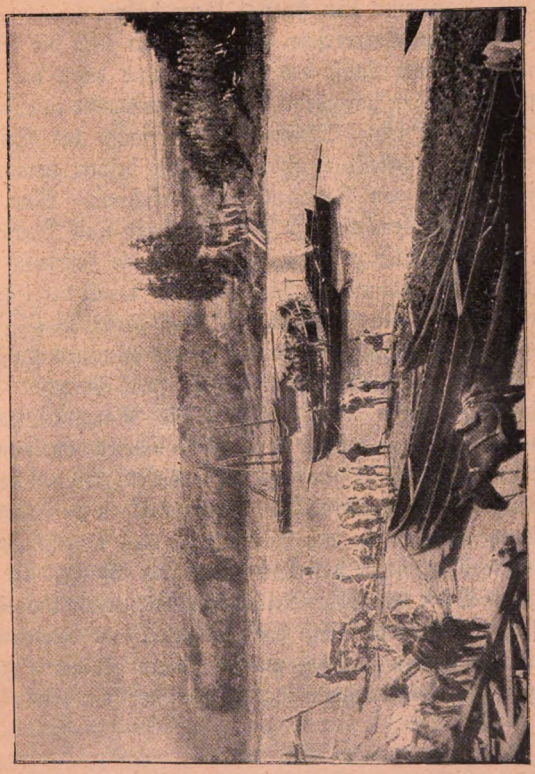
Typen der Betsimarakas.

Die Sakalavas waren ehedem das mächtigste Volk der Insel, dem im Anfange unseres Jahrhunderts die Hovas noch unterworfen waren, während jetzt das Verhältniß umgekehrt ist, woher die Feindschaft zwischen beiden

Mannschaften des französischen Expeditionskorps, im Betsiboka ihre Wäsche reinigend.

Völkern stammt. Seit zwanzig Jahren erst hat sich durch französischen Einfluß ein kleiner Theil der Sakalavahäuptlinge wieder selbstständig gemacht, um dann in eine lose, von den Hovas aber nie anerkannte Selbstständigkeit von Frankreich zu treten. Dieses Volk nimmt fast die ganze

Westküste ein, greift aber auch nach der Süd- und Nordspitze über; es gleicht durch tiefdunkle Hautfarbe, herkulischen Körperbau und nomadisirende Lebensweise in auffallender Weise den südafrikanischen Zulus.



Fähre über den Ikopa.

Den Kern des Hovareiches im Innern bilden neben den Hovas selbst die Betsileos, die mit jenen ziemlich gleichartig sind, während man die Stämme der Ostküste unter dem Namen des einst mächtigsten von ihnen, der Betsimarakas, zusammenfaßt. Diese ähneln den Hovas,

wie auch die landeinwärts wohnenden Betanimenas und die in der östlichen Waldzone wohnenden Tanalas, Tankays und Sihanakas, während die nördlicheren und südlicheren Taimoros, Taifasys, Taisekas, Tanosys und Tandroys dunklere Haut und kein straffes Haar haben.

Auf ihrem Vormarsche von Majunga sind die Franzosen zuerst dem Laufe des Betsiboka und dann dem des Ikopa gefolgt, der sich nördlich von Suberbieville in ersteren Fluß ergießt. Eine Straße von Majunga bis Suberbieville ist hergestellt worden, und die beiden genannten Flüsse werden von Kanonenbooten befahren. Man hat auf diesen Wasserläufen so viel Proviant und Munition nach Suberbieville geschafft, daß man die ferneren Bedürfnisse der Truppen bis Antananarivo damit befriedigen konnte. Ueber den Betsiboka ist eine große Brücke geschlagen; auf dem Ikopa vermitteln an verschiedenen Punkten Fähren von einem Ufer zum anderen den Verkehr. Die Flußflottille sichert den Transport bis Marololo; landeinwärts sind dann immer je zwölf Kilometer voneinander entfernte Etappenstationen hergestellt worden, zwischen denen die mitgeführten Lefèbre'schen Proviantwagen verkehren.

Trotz mancher in der Ausrüstung und Durchführung der Expedition hervorgetretenen schweren Mängel ist der Hauptzweck, die Einnahme Antananarivos, erreicht worden. Es steht zu erwarten, daß die Franzosen das Gewonnene zu erhalten wissen werden, und nun bald die ganze Insel europäischem Unternehmungsgeiste geöffnet sein wird.

Wie das Licht reist.

Optische Streifzüge von **Dr. E. Prior.**

Mit 10 Illustrationen.

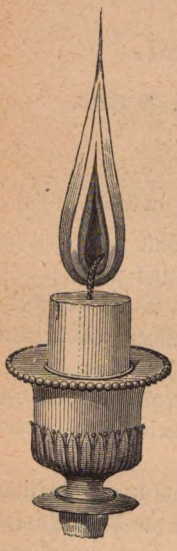
(Nachdruck verboten.)

Die Wesensgleichheit von Wärme, Schall und Licht ist durch die neuere Naturforschung längst zu einer unbestreitbaren Thatsache erhoben worden. Durch die Forschungen des leider zu früh der Wissenschaft entrissenen Professors Heinrich Hertz in Bonn ist zu jenen dreien auch noch die Elektrizität getreten, und die Erkenntniß von der Einheit aller Naturkräfte um einen Schritt weiter vorgerückt.

Schall, Wärme und Licht bestehen gleich der Elektrizität aus Schwingungen, unterscheiden sich aber durch die Anzahl der letzteren. Der tiefste Ton, den wir zu hören vermögen, hat etwa 8 Doppelschwingungen in der Sekunde, der höchste 24,000 (oder 48,000 einfache Schwingungen in der Sekunde) aufzuweisen. Die Wärme entsteht bereits durch eine so ungeheure Zahl von Schwingungen, nämlich 50 bis 500 Billionen, daß unser Vorstellungsvermögen gänzlich versagt, und beim Lichte steigern sich diese Zahlen noch mehr. Das rothe und zugleich langsamste Licht wird nämlich durch Schwingungen erzeugt, deren 450 Billionen in einer Sekunde erfolgen, das violette aber sogar durch 800 Billionen

Schwingungen in der Sekunde. Wie von der Schwingungszahl die Farben des Lichtes, so hängt von der Weite dieser Schwingungen seine Stärke ab.

Wenn also die kleinsten Theilchen eines Körpers sich in der Sekunde 400 bis 800 Billionen mal hin und her bewegen, so spendet er Licht. Seine Bewegung überträgt sich auf den das ganze Weltall erfüllenden Aether und pflanzt sich durch Transversalschwingungen der Aetheratome (d. h. solche Schwingungen, die auf der Richtung der Bewegung senkrecht erfolgen) mit einer Geschwindigkeit von 300,000 Kilometer in jeder Sekunde fort. Somit geschieht die Fortpflanzung des Lichtes durch Aetherwellen, die, wenn sie die Nerven unseres Auges treffen, darin den Eindruck des Lichtes erzeugen: in kürzerer Fassung dürfen wir also das Licht als eine Wellenbewegung des Aethers bezeichnen.



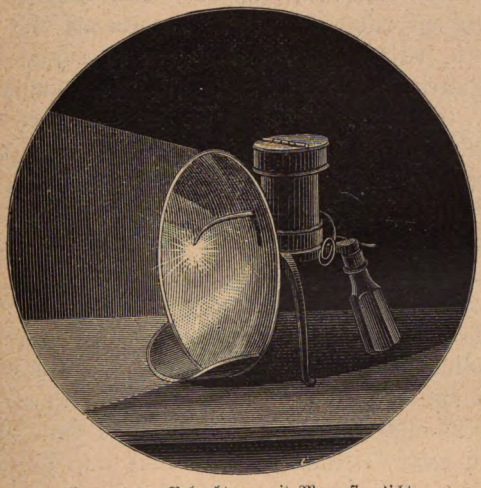
Die Flamme einer Kerze.

Die Quellen oder nächsten Ursachen des Lichtes lassen sich in zwei Hauptklassen scheiden; die einen, welche wir als kosmische bezeichnen, haben ihren Ursprung im Weltall oder auch auf dem von uns bewohnten Erdball, jedoch ohne Zuthun des Menschen. Die zweiten dagegen sind künstliche Quellen und aus dem Bedürfniß des Menschen, wenn er der ersteren beraubt ist, hervorgegangen.

Die weitaus wichtigste Lichtquelle für uns ist die Sonne, deren Licht nach Zöllner 600,000 mal stärker als das Mondlicht und 5000 Millionen mal stärker als das des Jupiter ist. Auch die Fixsterne sind leuchtende Sonnen, aber wegen ihrer ungeheuren Entfernung kommt ihr Licht

für uns kaum in Betracht. Der Mond, die Planeten und ihre Satelliten sind dagegen wie die Erde dunkle Körper, die ihr Licht von der Sonne entlehnen.

Andere Lichterscheinungen, die wir in unserer Atmosphäre oder auf der Oberfläche unserer Erde wahrnehmen, sind die feurigen Meteore, die Sternschnuppen und die Feuererscheinungen bei vulkanischen Ausbrüchen. Eine fer-



Apparat zur Beleuchtung mit Magnesiumlicht.

nere Lichtquelle ist die Elektrizität, sowohl in den elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre (Blitz, St. Elmsfeuer, Nordlicht) wie in dem künstlich erzeugten elektrischen Licht. Weiter erscheinen alle Gegenstände, die einem gewissen Wärmegrade ausgesetzt werden, glühend leuchtend, gleichviel, ob die Wärme eine Folge mechanischer oder chemischer Einwirkung ist. Endlich gibt es manche Thiere, namentlich gewisse Insekten und Meerbewohner, welche die Eigenschaft der Phosphoreszenz besitzen, d. h. bei mittlerer Temperatur schwaches Licht entwickeln. Die Erscheinung tritt bei

manchen in Zersetzung befindlichen Stoffen gleichfalls ein, wird aber auch bei lebenden Pflanzen beobachtet; desgleichen leuchtet Phosphor im Dunkeln, wenn er sich in atmosphärischer Luft befindet.

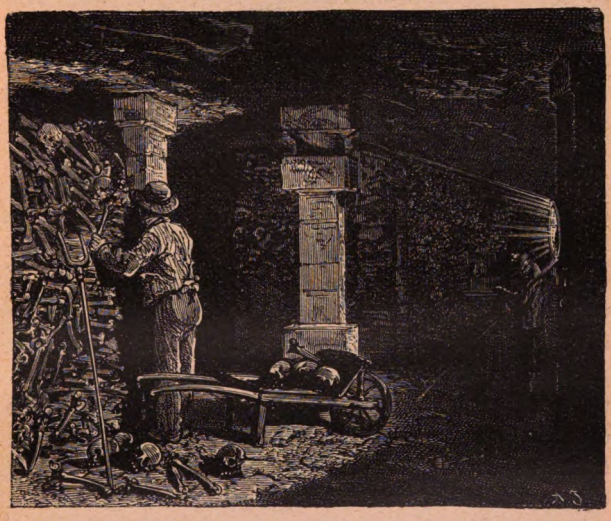
Nächst dem Sonnenlichte ist das durch den chemischen Vorgang der Verbrennung erzeugte für uns von hervorragender Bedeutung. Bei allen Verbrennungsprozessen wird Wärme entwickelt, meist auch Licht. Das Licht tritt daher so oft mit der Wärme zusammen auf und stimmt zudem in vielen seiner Eigenschaften so auffallend mit dieser überein, daß man beide wohl für unzertrennlich halten könnte. Es würde das jedoch ein Irrthum sein: Wärme entwickelt sich allerdings bei jeder Verbrennung, die Erzeugung von Licht dagegen ist ganz unabhängig davon und bedarf besonderer Einwirkungen, wenn sie stattfinden soll.

Zuerst muß die Temperatur einen gewissen Grad erreichen. Eine immer mehr erhitzte Eisenstange z. B. beginnt mit 600 Grad Celsius erst dunkelroth zu werden; allmälig steigert sich dann der Glanz, um zwischen 900 bis 1000 Grad zum leuchtenden Kirschroth zu werden. Mit 1500 Grad wird bei allen leuchtenden Körpern die Farbe rein weiß und zuletzt bei 3000 bis 4000 Grad bläulich.

Von hoher Bedeutung für die Leuchtkraft ist auch der Einfluß der Luft, den man an jeder brennenden Kerze beobachten kann. Wenn man genauer hinsieht, so läßt sich deutlich wahrnehmen, daß dieses Licht oder diese Flamme aus mehreren konzentrischen Lagen besteht. Am weitesten nach außen befindet sich zunächst eine ganz blasse, kaum sichtbare Schicht, in der eine sehr hohe Temperatur herrscht. Hier ist auch die Verbrennung eine vollständige, weil die äußere Luft ganz ungehemmt die brennbaren Gase umspielen kann. Unmittelbar darunter kommt eine leuchtende Zone, die in erster Linie für die Lichterzeugung maßgebend ist. Hier erfolgt die Verbrennung nur unvollständig, feine

Kohlentheilchen schweben in dieser Region, und ihr Glühen bewirkt die Erscheinung des Leuchtens. Um den Docht herum gewahrt man einen dunkeln Raum; hier ist die Erhitzung zu schwach, um die Gase zum Leuchten zu bringen.

Die Lösung der Aufgabe, eine möglichst helle Erleuchtung herzustellen, ist nur dadurch zu erzielen, daß man



Magnesiumlicht in den Katakomben.

die brennenden Gase auf eine möglichst hohe Temperatur bringt. So hat man früher die verschiedensten Mittel in Anwendung gebracht, um die Intensität der Gasflammen zu erhöhen. Man versuchte es zuerst mit einem rechtwinkelig gebogenen Platindrahte, der durch die Hitze in's Glühen kam und dann ein sehr lebhaftes Licht ausstrahlte. Sehr viel Aufsehen machte seiner Zeit das Drummond'sche Hydrooxygenlicht, bei dem ein Kreiskegel in der Knallgasflamme (Gemisch von Sauerstoff und Wasser-

stoff) erhitzt wird, bis er in's Glühen geräth und dann ein wahrhaft sonnenhaft leuchtendes Licht ausströmt. Auf Leuchtthürmen ist es jetzt meist durch das elektrische Licht verdrängt, doch gebraucht man es noch in Nebelbilderapparaten, zu mikroskopischen Darstellungen u. dergl. mit der Laterna magica.

Auch der Magnesiumdraht gibt, wenn man ihn in einem passenden Apparate an einer Kerze verbrennt, ein blendendes, bläulichweißes Licht, das stärker ist als 70 auf einen einzigen Punkt konzentrirte Paraffinkerzen. In der Photographie spielt das Magnesiumlicht für gewisse Zwecke eine bedeutende Rolle; man benutzt es namentlich zu Momentaufnahmen während der Dunkelheit und zu Aufnahmen unterirdischer Räume. Die Photographien von dem Innern der altegyptischen Denkmäler, der Katakomben, wie berühmter Grotten und Höhlen werden auf diese Weise hergestellt.

Alle anderen künstlichen Lichtquellen aber übertrifft bei Weitem das elektrische Licht. Beim elektrischen Bogenlichte wird die sogenannte Retortenkohle (die sich in Gasanstalten aus den Kohlendämpfen an den innern Wänden der Retorten ansetzt) in Form von zugespitzten Stäbchen benutzt. Wenn man die beiden Spitzen bei genügend starkem Strom erst verbindet und dann wieder etwas voneinander entfernt, so geht der Strom von einem Ende zum anderen; die Kohlenspitzen kommen in helle weiße Gluth, und zwischen ihnen entsteht ein aus leuchtenden Kohlentheilchen gebildeter Lichtbogen, der auch nach seinem Entdecker Davy benannt wird.

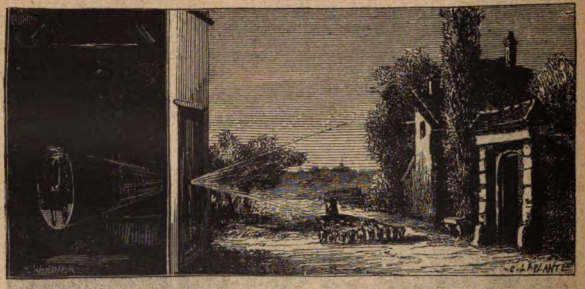
Wir bringen auf S. 193 eine vergrößerte Abbildung der beiden Kohlenspitzen, die beim Glühen und Leuchten allmälig verbrennen, wobei zugleich ein Zerstäuben der Kohle eintritt. Wir können deutlich sehen, daß das Verbrennen eigenthümlicherweise am positiven (oberen) Pole etwa doppelt so stark eintritt, als am negativen; auch bildet

Die Kohlenspitzen (vergrößert) während der Hervorbringung des elektrischen Bogenlichtes.

sich an ersterem eine Art Krater, während die negative Kohle mehr ihre spitze Form behält. Zugleich entwickelt dieser Krater des positiven Poles die meiste Leuchtkraft,

weshalb man in den Bogenlampen den positiven Pol immer oben anbringt, damit das Licht aus dem Krater nach unten strahlen kann. Die Kügelchen aus geschmolzener Masse, die man unterhalb der Spitzen gewahrt, sind Unreinigkeiten, die in den Kohlen enthalten waren und durch Einwirkung der hohen Temperatur in flüssigen Zustand übergeführt wurden.

Wie bereits erwähnt, pflanzt sich das Licht in transversalen Aetherwellen fort. Es verbreitet sich durch Strahlen, die von jedem leuchtenden Körper in allen Richtungen



Die Entstehung der Bilder in der optischen Dunkelkammer.

ausgehen und gerade Linien bleiben, solange das Fortpflanzungsmedium sich nicht ändert.

Auf dieser geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes beruhen manche Naturerscheinungen und wissenschaftliche Operationen; ebenso der unter dem Namen der optischen Dunkelkammer bekannte hübsche physikalische Apparat. Zu seiner Herstellung verdunkelt man ein Zimmer und bringt gegenüber dem Fensterladen, in den man eine runde Oeffnung von etwa 2½ Centimeter Durchmesser geschnitten hat, eine weiße Fläche — etwa ein ausgespanntes weißes Tuch oder einen mit Papier bespannten Rahmen — an. Sobald man nun durch die kleine Oeffnung im Laden Licht einströmen läßt, erscheint auf der weißen Fläche die ganze

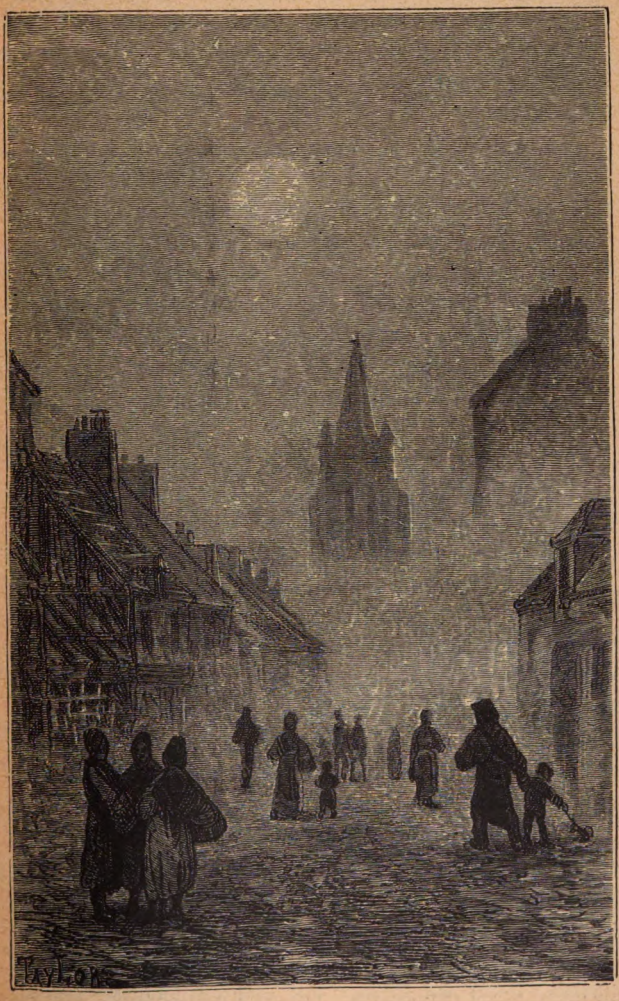
Zurückwerfung (Reflexion) des Lichtes von einer ruhigen Wasserfläche.

äußere Gegend, Häuser und Bäume, Wolken und Menschen in den natürlichen Farben und letztere in der natürlichen Bewegung, aber Alles verkehrt, auf dem Kopfe stehend.

Die Erklärung ist ebenso einfach wie der Apparat selbst. Von den draußen befindlichen Gegenständen gehen Strahlen oder vielmehr Strahlenbündel nach allen Richtungen aus und fallen also auch durch die Oeffnung im Fensterladen; von einem hell beleuchteten Punkte ein an Strahlen reiches Bündel, von einem halb hellen ein im Verhältniß strahlenarmes u. s. w. Nach ihrer Kreuzung in der Oeffnung des Ladens haben die Strahlen, welche ja sämmtlich geradlinig sind, dieselbe Lage gegeneinander wie vorher, weshalb sie auf der weißen Fläche den gleichen Wechsel von Hell und Dunkel erzeugen, wie ihn der betreffende Gegenstand selbst bietet, von dem auf diese Weise dort ein Abbild entsteht. Nur sind jetzt beiderseits des Kreuzungspunktes in der Fensterladenöffnung die Strahlenbündel in Bezug auf Oben und Unten, Links und Rechts verwechselt, und infolge dessen sehen wir das Bild umgekehrt. Durch die Zugabe von Spiegel und Linsen kann das Bild wieder in die richtige Stellung gebracht und außerdem in seinen Umrissen schärfer hervortretend gemacht werden; wir haben dann eine sogenannte Camera obscura, wie sie namentlich der Photograph gebraucht.

Wo nun immer die Lichtstrahlen bei ihren Reisen auf Gegenstände treffen, da zeigen sie ein ähnliches Verhalten, wie die Schall- und Wärmestrahlen, und zwar sind dabei wesentlich drei Fälle zu unterscheiden: die Lichtstrahlen werden von dem Körper, auf den sie treffen, mehr oder weniger vollständig aufgenommen (absorbirt); die Lichtstrahlen gehen durch die Körper hindurch, und endlich: sie werden zurückgeworfen oder reflektirt.

Weitaus die meisten Körper werfen das Licht theilweise zurück und nehmen einen anderen Theil in sich auf; auf



Gegenstände, durch den Nebel gesehen.

der Rückstrahlung beruht die Sichtbarkeit aller nicht leuchtenden Körper, und durch sie geschehen alle Spiegelerscheinungen, von dem einfachen Hausspiegel bis zu dem Widerschein einer Landschaft in der ruhigen Fläche eines klaren Gewässers.

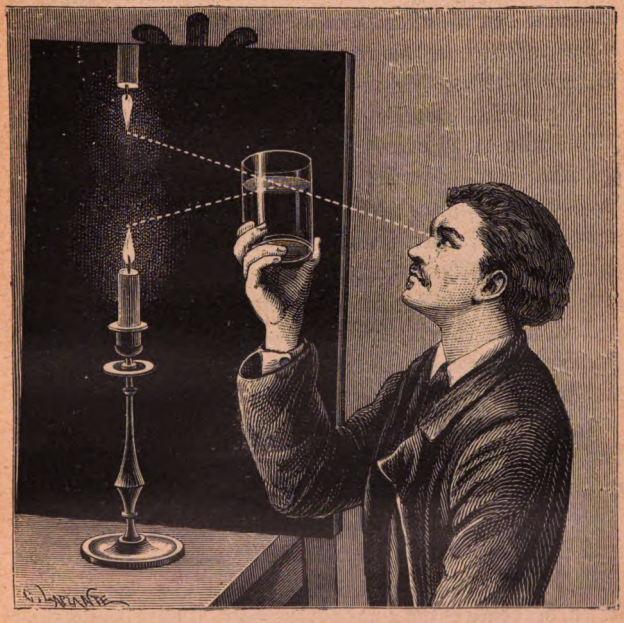
An glatten Flächen findet regelmäßige, an rauhen unregelmäßige Rückstrahlung statt. Die dichten Körper, besonders die blank polirten Metalle und die gut geschliffenen Spiegel, werfen das Licht am vollkommensten zurück, während diese Eigenschaft in dem Maße abnimmt, als die Körper weniger dicht sind, lockerer und unebener werden. Namentlich Unebenheiten der Oberfläche bewirken, daß viel Licht absorbirt, oder wie von weißem Papier geschieht, nach allen Richtungen zurückgeworfen wird, was man die Zerstreuung (Diffusion) des Lichtes nennt.

Bei der unregelmäßigen Reflexion werden die Lichtstrahlen nach allen nur denkbaren Richtungen zurückgeworfen und zerstreut, und eben deshalb sind — wie schon erwähnt — gewöhnliche Gegenstände von allen Seiten sichtbar; ein vollkommen glatter Körper würde unsichtbar sein. Auch die Morgen- und Abenddämmerung wird durch die unregelmäßige Rückstrahlung hervorgerufen, indem die etwas unter dem Horizont stehende Sonne schon (beziehungsweise noch) mit ihren Strahlen die in den oberen Regionen schwebenden Staubtheilchen oder Dunstbläschen beleuchtet, und diese dann die Sonnenstrahlen nach den unteren Luftschichten und der Erdoberfläche zurückstrahlen.

Andere Lufterscheinungen, wie z. B. die sogenannte astronomische Strahlenbrechung, die uns die Sonne noch sehen läßt, wenn sie schon wirklich untergegangen, das Funkeln und Schwanken der Sterne und die Fata Morgana beruhen auf der Brechung des Lichtes, die immer eintritt, wenn ein Strahl auf eine durchsichtige Materie von größerer und geringerer Dichte trifft. Er setzt dann

seine Bewegung nicht in der bisherigen Richtung weiter fort, sondern in einer anderen, die mit der ersten einen größeren oder kleineren Winkel, den Brechungswinkel, bildet.

Wohl Jeder kennt jene Erscheinung der Brechung oder



Die totale Reflexion.

Refraktion des Lichtes, daß ein schief in's Wasser getauchter Stock an der Eintauchstelle wie geknickt erscheint, weil die Lichtstrahlen, die er nach dem Auge sendet, bei ihrem Austritt aus dem Wasser eine Ablenkung erleiden.

Geht das Licht aus einem dichteren Medium in ein dünneres, so zeigt sich wiederum eine Erscheinung, die wir als totale Reflexion bezeichnen. Sie bewirkt es z. B., daß

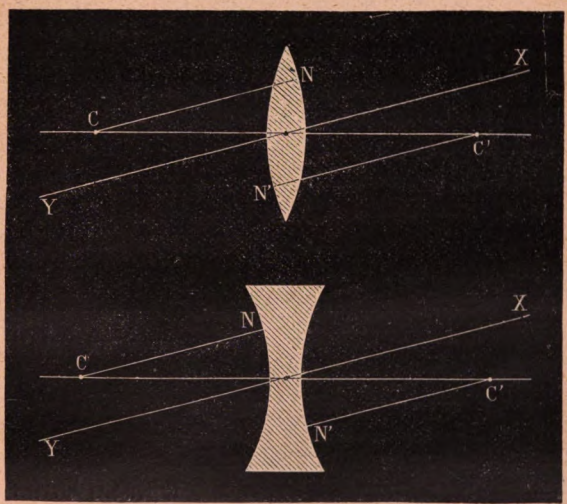
die Luftbläschen im Wasser wie glänzende Perlen aussehen; ebenso beruht auf ihr der Glanz der Edelsteine, indem ein Theil der in sie eintretenden Strahlen durch die Steine hindurchgeht und dann so schief auf die Austrittsflächen fällt, daß er dort total reflektirt wird, wodurch sie fast metallisch glänzen. Von allen Edelsteinen besitzt der Diamant den kleinsten Grenzwinkel der totalen Reflexion; daher reflektirt er die meisten Strahlen vollständig und hat den stärksten Glanz.

Ein leicht auszuführendes Experiment ist folgendes: Wenn man die Flamme einer Kerze durch ein mit Wasser gefülltes Glas betrachtet, so daß das Auge etwas unterhalb der Oberfläche des Wassers bleibt, dann findet man nach einigem Probiren leicht eine Stellung, worin man — wie auf S. 199 dargestellt — auf einem schwarzen Hintergrunde ganz deutlich ein umgekehrtes Bild der Kerze erscheinen sieht. Es entsteht durch Zurückwerfung der schrägen Strahlen, welche die Oberfläche des Wassers treffen, ohne hindurchdringen zu können.

Ihre wichtigste Anwendung findet die Brechung des Lichtes in den Glaslinsen, das sind Glasstücke, welche von zwei Kugelflächen begrenzt sind, und die bei fast allen optischen Apparaten den wesentlichsten Bestandtheil bilden. Man unterscheidet Sammel- oder Konvexlinsen, die in der Mitte dicker sind als am Rande, und Zerstreuungs- oder Konkavlinsen, bei denen es sich umgekehrt verhält. Unsere Illustration auf S. 201 zeigt von solchen oben eine bikonvexe Sammellinse und unten eine bikonkave Zerstreuungslinse. Die Wirkung einer solchen Linse hängt außer von der brechenden Kraft ihres Materials ab von ihrem Durchmesser und ihrer Krümmung. Die senkrecht auf die Linse durch den Mittelpunkt gehende Axe C C′ heißt die Hauptaxe; X Y sind Nebenachsen und C N, C′ N′ bezeichnen Krümmungsstrahlen.

Die Sammellinsen haben ihren Namen von der Eigen-

schaft, daß, während jeder durch sie hindurchgehende Hauptstrahl unverändert bleibt, alle mit der Hauptaxe parallel laufenden Strahlen nach dem sogenannten Brennpunkte oder Fokus der Linse hin gebrochen werden und sich in diesem vereinigen. (Natürlich gibt es auf jeder Seite der Linse einen Brennpunkt; der auf der beleuchteten Seite heißt der Haupt-



Eine bikonvexe Sammellinse und eine bikonkave Zerstreuungslinse.

brennpunkt.) An dieser Stelle vereinigen sich gleichzeitig die mit dem Lichte auffallenden Wärmestrahlen, so daß dort eine zur Entzündung von Körpern hinreichende Temperatur entsteht. Deshalb sind die Sammellinsen auch Brenngläser. Die Sammellinse (Weitsichtigen-Brille) gibt also Strahlen, die sich nach der Brechung schneiden; sie kann daher von einem Gegenstande ein auf einem Schirme auffangbares Bild liefern. Sieht man durch die Linse nach einem nicht zu nahen Gegenstande, so erscheint er ver-

größert, und diese Eigenschaft ermöglicht es, sie als Vergrößerungsglas zu benutzen.

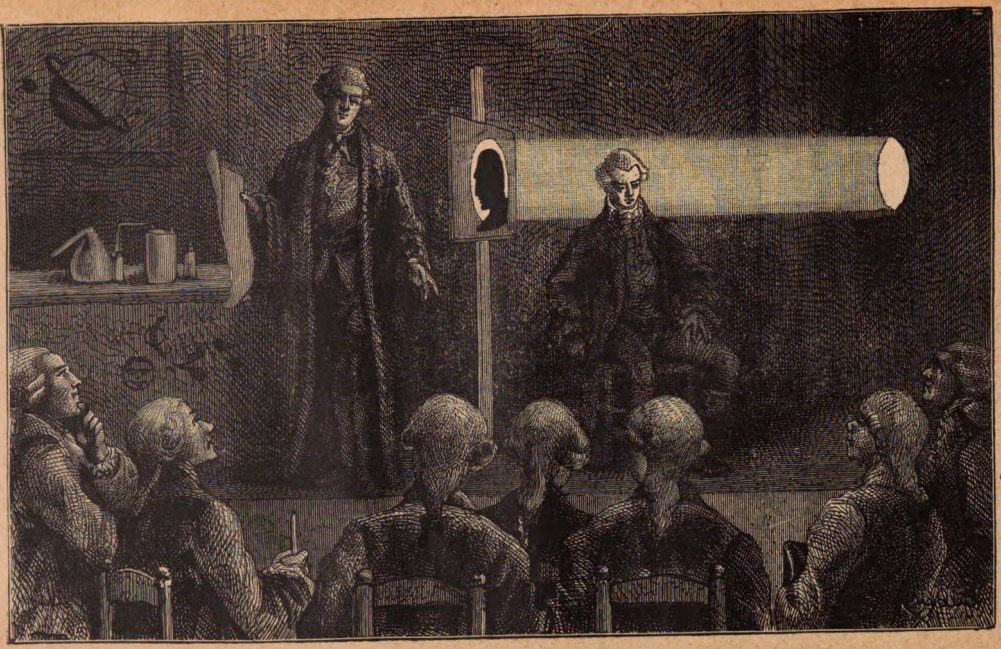
Bei der Zerstreuungslinse (Kurzsichtigen-Brille) werden alle parallel mit ihrer Achse laufenden Lichtstrahlen so gebrochen, daß sie beim Austritte divergiren. Sie liefert, vor das Auge gehalten, ein verkleinertes Bild aller Gegenstände.

Durch die geeignete Vereinigung mehrerer Linsen erhält man die verschiedenen optischen Instrumente, vom Taschenmikroskop bis zu den neuesten Riesenfernrohren. Ihre Einrichtung beruht im Allgemeinen darauf, daß man durch eine Linse (Objektivglas) die von dem zu betrachtenden Objekte ausgehenden Lichtstrahlen zu einem Bilde vereinigt, das eine zweite (Okular) uns dann vergrößert erblicken läßt.

Oben wurde bereits erwähnt, daß in der für die Photographie unentbehrlichen Dunkelkammer eine Linse angebracht wird; es ist das natürlich eine Sammellinse, die das Bild eines Gegenstandes liefert, das dann auf einer geeigneten Fläche photographisch fixirt wird.

Diese wunderbare Kunst der Lichtbildnerei, die den Lichtstrahl zwingt, für uns mit der denkbar größten Naturtreue zu zeichnen und alle Gegenstände abzukonterfeien, datirt mit ihren ersten Anfängen und tastenden Versuchen weit zurück. Gegen das Ende des 18. und im Anfange unseres Jahrhunderts erzielten Professor Charles in Frankreich, Wedgewood und Davy in England auf lichtempfindlich gemachtem Papier Schattenrisse (sogenannte Silhouetten), die sie jedoch gegen das Tageslicht nicht unempfindlich zu machen verstanden, so daß die Bilder nur bei Lampenlicht besehen werden konnten.

Niepce und Daguerre führten dann die Versuche ihrer sämmtlichen Vorgänger weiter und zum glücklichen Ziele. Seitdem hat die Photographie bekanntlich die allergrößten Fortschritte gemacht, auf die näher einzugehen hier jedoch



Die ersten photographischen Versuche von Professor Charles.

nicht am Platze ist. Hervorgehoben sei zum Schlusse nur noch, daß die astronomische Photographie, bei der das Fernrohr als Kamera dient, der Wissenschaft nicht nur die trefflichsten Aufnahmen des Mondes und der Sonne, von der das Licht zu seiner Reise bis zur Erde 8 Minuten 13 Sekunden braucht, liefert, sondern selbst Sterne auf die Platte hinzeichnet oder Sternnebel entdeckt, die man mit anderen Mitteln gar nicht aufzufinden vermocht hätte.

Man halte die Angabe, daß das Sonnenlicht trotz der für unsere Sinne ganz unfaßbaren Schnelligkeit der Lichtstrahlen etwas über acht Minuten braucht, um bis zu uns zu gelangen, nicht für übertrieben. Ganz genau beträgt die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes im leeren Raume 299,920 Kilometer oder 40,419 geographische Meilen in der Sekunde, und trotzdem dauert es mehr als 22 Jahre, bevor das Licht des Sirius durch den Weltraum zu uns gelangt; beim Polarstern kann man diese Frist auf ungefähr 50 Jahre berechnen, und das von der „Ziege" (Capra oder Capella, ein Doppelstern erster Größe) ausgestrahlte Licht trifft sogar erst nach 72 Jahren die Augen eines irdischen Beobachters.

Schlechte Witze.

Beiträge zur Geschichte des Uebermuths.

Von

Hugo Sternberg.

(Nachdruck verboten.)

Eine Rede oder Handlung, welche Anderen zur anständigen Belustigung dient, wird gewöhnlich ein guter Scherz oder Spaß, im Gegentheile aber zumeist ein „schlechter Witz“ genannt.

Leider sind die schlechten Witze in der Ueberzahl und vernichten nicht selten Gesundheit und Leben der dadurch Betroffenen. Besonders die unzeitige Handhabung vermeintlich ungeladener oder gegen das Losgehen durch gewisse Vorrichtungen versicherter Schußwaffen fordert alljährlich Menschenleben zum Opfer. Aller Welt ist dies bekannt, dennoch aber kommt der schlechte Witz, daß Einer ein Gewehr oder eine Pistole auf den Anderen mit der scherzhaften Drohung, ihn zu erschießen, anschlägt, immer wieder vor.

Nicht lange ist es her, als in Budapest sogar ein Offizier, der doch mit Schußwaffen umzugehen wissen sollte, den schlechten Witz machte, einem jungen Mädchen einen mit dem Sicherheitsverschluß versehenen Revolver und den Worten: „Jetzt erschieße ich Sie!“ auf die Brust

zu setzen und lachend loszudrücken. Da der Sicherheitsverschluß schlecht funktionirte, so wurde ein blühendes Menschenleben vernichtet, worauf der unglückliche Witzbold hinging und sich selbst erschoß. Man könnte leicht eine schwere Menge ähnlicher schlechter Witze mit blutigem Ausgang berichten.

In Niederzwönitz bei Stollberg z. B. legte ein Bräutigam ein „ungeladenes" Gewehr auf seine Braut an, drückte los und erschoß sie, ebenso wie in Piacenza ein Vater sein einziges Kind, das er natürlich scherzweise mit einer Muskete bedroht hatte, die von einem seiner Vorfahren aus der Schlacht an der Trebbia (1799) mitgebracht und seither in der Rumpelkammer aufbewahrt worden war. Niemand hielt diesen Schießprügel für geladen, dennoch aber war er es und richtete, losgehend, das obenerwähnte Unheil an.

Doch genug von der verdammenswerthen Unsitte, andere Leute „aus Scherz" mit Schußwaffen zu bedrohen. Namenloses Unglück entsteht daraus Jahr für Jahr, wie denn überhaupt schlechte Witze oft Folgen haben, von denen sich deren Urheber nichts träumen lassen. So zog der leider noch häufig genug vorkommende schlechte Witz, irgend Jemand, der gerade Platz nehmen will, den Stuhl wegzuziehen, so daß er mit voller Wucht auf die Erde zu sitzen kommt, schon wiederholt eine schwere Erschütterung des Rückenmarkes des Betroffenen sowie andere tödtliche Verletzungen nach sich. Auch falsche Trauerbotschaften haben mehr als ein Menschenleben vernichtet.

Niemand sollte daher derlei schlechte Witze machen, denn abgesehen davon, daß sie strafbar sind und nicht nur gerichtlich, sondern auch durch Gewissensbisse empfindlich geahndet werden, lassen sie, selbst wenn glücklich ablaufend, ihre Veranstalter überaus albern oder roh erscheinen.

Zu den sträflichen schlechten Witzen gehören übrigens auch jene, welche in der Verbreitung falscher, die Oeffentlich-

keit beunruhigender Nachrichten bestehen. Deshalb wäre jener Spaßvogel, welcher vor einiger Zeit den Präfekten von Madrid nächtlicherweile durch die telephonische Meldung, daß im Arbeiterviertel der spanischen Hauptstadt der Aufstand ausgebrochen, und die Kommune proklamirt worden sei, zur Alarmirung der Polizei- und Militärmacht veranlaßte, schwer bestraft worden, wenn es gelungen sein würde, ihn zu entdecken.

Bei dem notorischen Uebermuthe vieler Menschen, bei einem Uebermuthe, der sich leider sogar schon zu dem schlechtesten aller schlechten Witze verstieg, irgend eine Person mit Spiritus oder Petroleum zu begießen und dann „zum Spaß" anzuzünden, kann und darf ja die Behörde keinen Spaß verstehen, und deshalb wurden auch jene wüsten Gesellen, die einmal einen Genossen „scherzweise" hinrichteten und zu dem Zwecke an die Zugklingel des bürgermeisterlichen Hauses aufhingen, damit durch die Bewegungen des „Delinquenten" das Ortsoberhaupt aus dem Schlafe geweckt werde und eine kolossale Ueberraschung erlebe, mit Recht wegen fahrlässiger Tödtung verurtheilt. Selbst jener Bauchredner, der an der Grenze, hinter einem Heuwagen einherschreitend, dessen Eigenthümer dadurch, daß er das Grunzen eines Schweines nachmachte, in den Verdacht brachte, das Borstenvieh im Heu verborgen durchschmuggeln zu wollen, mußte seinen Uebermuth mit dreiwöchentlichem Gefängnisse büßen.

Auf diesen, den Uebermuth nämlich, sind übrigens alle schlechten Witze zurückzuführen. Er stachelte kürzlich einen ausgewachsenen Buben Gents zu dem schier unglaublichen Spaß, die zur Heizung eines dortigen Cirkus dienenden Oefen zu verstopfen, so daß eine bedeutende Rauchentwickelung, die Annahme einer Feuersgefahr und eine Panik entstand, wobei zahlreiche Quetschungen, sowie zwei schwere Verletzungen vorkamen; und auch jener unbekannt gebliebene Spaßvogel, der

im Pariser Gaité-Theater den für Feuersgefahr bestimmten großen Wasserhahn öffnete, so daß sich vom Schnürboden herab ein wahrer Gewitterregen auf die Bühne ergoß und nicht nur die Schauspieler total durchnäßte, sondern auch viele theure Dekorationen verdarb, hat ebenso aus purem Uebermuth gehandelt, wie die beiden Kommis in Frankfurt am Main, welche, von dem Verlangen beseelt, ihren Prinzipal beim Betreten des Geschäftslokales an einen Kasseneinbruch glauben zu machen, den Geldschrank mit vereinten Kräften umwarfen — ein schlechter Witz, durch den, da sich in jenem Schranke zufällig Salpetersäure befand, Banknoten und Werthpapiere in bedeutender Höhe vernichtet wurden.

Natürlich wanderten die beiden Spaßmacher wegen im Uebermuth erfolgter Sachbeschädigung in's Gefängniß, und dahin ist unter Anderen einmal auch der englische Schauspieler Sothern des Scherzes wegen gelangt, bei einer Londoner Anstalt ein prunkvolles Leichenbegängniß zu bestellen und, als der Kondukt angerückt kam, aber keine todte Person vorfand, auch die Lieferung einer solchen zu verlangen, weil die Anstalt laut Geschäftsanzeige Alles zu einem Leichenbegängnisse Nothwendige, seiner Ansicht nach also auch den Leichnam, besorge.

Sothern war übrigens auf seine mehr oder minder schlechten Witze stolzer, als auf seinen wohlverdienten Künstlerruhm, und ließ selten einen Tag vorübergehen ohne Spaß zu machen, so zwar, daß er derjenige Sterbliche zu sein scheint, der die meisten schlechten Witze gemacht hat.

Der merkwürdigste derselben dürfte nachfolgender gewesen sein. Sothern kam einmal mit mehreren Freunden in ein feines Gasthaus und ließ sich ein besonderes Zimmer anweisen, um daselbst zu speisen. Als nun die Stewards die Tafel hergerichtet und sich entfernt hatten, um die Suppe zu holen, räumten die Gäste auf Sothern's Vorschlag alles Silbergeräth vom Tische und verkrochen sich

unter denselben, nachdem sie vorher die Fenster des ebenerdigen Lokales geöffnet hatten. Selbstverständlich hielten die wiedererscheinenden Kellner die Gäste für Gauner, schlugen Lärm und machten sich sammt und sonders auf, die Diebe zu verfolgen. Indessen verließ aber Sothern mit seinen Genossen das Versteck, setzte die Tafel wieder in den vorigen Stand und begann nach der Suppe zu schreien. Jetzt kam der von dem Diebstahl verständigte Wirth herbei und war natürlich nicht abgeneigt, die Stewards für verrückt zu halten, bis die Geschichte ihre Erklärung fand.

Hinter Schloß und Riegel, wohin, wie schon gesagt, Sothern eines Spaßes wegen gelangte, vergeht gewöhnlich den Leuten die Lust, schlechte Witze zu machen. Aber nicht immer. Wenigstens hat ein gewisser Zephyr Davis, der, wegen Mordes zum Tode verurtheilt, im Gefängnisse von Chicago sein letztes Stündlein erwartete, selbst unter so traurigen Verhältnissen noch einen schlechten Witz verübt. Er hängte nächtlicherweile seine mit Bettzeug ausgestopften Kleider an die Gasröhre, und als dann die Wache vorbei kam, mußte sie an einen Selbstmord glauben, machte Lärm und stürzte in die Zelle, wo Davis, auf der Matratze liegend, seinen letzten Spaß herzlich belachte.

Leicht möglich, daß dieser eigenartige Humor einige Züricher Spaßvögel auf die Idee brachte, eine mannsgroße Puppe Nachts an dem obersten Isolator einer Telegraphenstange zu dem Zwecke zu befestigen, um ihre Mitbürger an einen „sensationellen Selbstmord" glauben zu machen, was denn auch vollkommen gelang.

Auch der schlechte Witz, am Ufer eines Stromes irgend eine Visitenkarte mit der „von zitternder Hand" herrührenden Inschrift wegzuwerfen, daß sich der- oder diejenige, dessen oder deren Name auf der Karte ersichtlich ist, in das nasse Grab gestürzt habe, ist schon wiederholt

in's Werk gesetzt worden und hat Anlaß zu polizeilichen Nachforschungen gegeben, deren Resultat in allen Fällen war, daß die vermeintlichen Selbstmörder gar nicht daran dachten, dem irdischen Jammerthale zu entfliehen und, über den Mißbrauch ihrer Namen auf's Höchste entrüstet, den Veranstaltern derartiger schlechter Witze furchtbare Rache schworen.

Andererseits aber ist der ebenso schlechte als gewagte Witz, sich selbst todt zu sagen, schon wiederholt und zuletzt in Oranienburg vorgekommen, wo ein junger, dort in Stellung befindlicher Mann seinem Vater schreiben ließ, daß er gestorben sei, und den zum Leichenbegängnisse Ankommenden sodann am Bahnhofe erwartete, hoffend, ihn über den gelungenen Spaß herzlich lachen zu sehen. Indeß es kam anders. Der Vater gab dem Todtgeglaubten ein paar furchtbare Ohrfeigen, drehte ihm den Rücken und „verließ ihn zur selbigen Stunde".

Diese Art der Abfertigung ist jedenfalls für derartige Witzbolde die passendste. Leider ist sie nicht immer anwendbar, und auch dem Strafrichter sind oft sehr gefährliche schlechte Witze nicht erreichbar.

In diese Kategorie gehört z. B. jener Witz, den sich ein Berliner Metzger mit seiner Frau erlaubte. Er steckte ihr nämlich eine Maus in die Kaffeedüte und freute sich königlich auf den Moment, wo das Thierchen dem Weibe in's Gesicht springen werde. Dies geschah denn auch, leider aber schrie die Frau beim Anblicke der Maus nicht auf, sondern fiel in Ohnmacht und war eine Zeitlang geistig nicht ganz gesund.

Man sollte es sich daher zehnmal bedenken, namentlich mit Frauen einen Spaß von solchem Kaliber zu wagen, wie der Berliner Metzger oder jener Bewohner Köthens, der sich in seiner Stammkneipe spät Nachts den Vollbart abnehmen ließ und dann nach Hause trollte. Was er er-

wartet hatte, geschah: seine Frau erkannte ihn nicht sogleich, hielt ihn für einen Einbrecher, schrie um Hilfe und lockte dadurch die Nachbarn herbei, welche den „fremden Mann" festnahmen und wegen dringenden Verdachtes räuberischer Absichten zur Wache brachten, wo er auch zurückbehalten wurde. Endlich wieder nach Hause entlassen, fand er sein Weib krank vor und hatte alle Ursache, seinen schlechten Witz zu bereuen.

Natürlich ist damit wenig gethan. Die thätigste Reue macht den Schaden nicht gut, den schlechte Witze angestiftet haben, und das Einzige, was uns zum Troste gereicht, ist, daß sie nicht alle roh und gefährlich sind, sondern zumeist darauf hinauslaufen, dem lieben Nächsten einen Schabernack oder Possen zu spielen, oder Aufsehen zu erregen.

Nebenbei gesagt, sind solche schlechte Witze selten neu und originell, und wer da glaubt, daß der gewesene deutsche Reichskanzler Graf Caprivi der Erste war, vor dessen Behausung bald nach seiner Verabschiedung auf Bestellung eines Unbekannten etliche zwanzig der größten Möbelwagen Berlins erschienen, um seinen höchst bescheidenen Hausrath fortzuschaffen, der irrt gewaltig. Dergleichen ist nämlich schon im 17. Jahrhundert Mazarin, dem Minister und Rathgeber Ludwig's XIV., widerfahren, indem vor dem Louvre zahllose Lastfuhrwerke erschienen, um das Mobilar Mazarin's aufzunehmen. Wer sie bestellt hatte, wußte Niemand, allein alle Welt erkannte, daß dieser schlechte Witz darauf angelegt sei, dem Minister anzudeuten, daß sein Rücktritt lebhaft gewünscht werde.

Aus der Vergangenheit wieder in die Gegenwart zurückkehrend, finden wir, daß in Paris überhaupt die kolossalsten schlechten Witze auf Kosten der Fuhrhalter verübt werden. So hat irgend Jemand, den die Polizei nicht ausfindig machen konnte, eines Sonntags sämmtliche Besitzer von Leichenfuhrwerken, dann etwa fünfzig Miethwagen, ferner

ein kleines Heer von Holz- und Kohlenhändlern mit ihren Karren, dann etwa hundert mit allen erdenklichen Waaren beladene Geschäftsfuhrwerke, endlich eine größere Anzahl von Fahrzeugen der Badeanstalten zu ein und derselben Stunde und ein und derselben Person bestellt und durch das Zusammenströmen so vieler, sich alsbald als gefoppt erkennenden Menschen einen über drei Stunden währenden Straßenskandal verursacht. Etwas Aehnliches geschah in London, wo sich vor dem Hause des Abgeordneten Labouchère zwei Leichenwagen sowie Beamte der Feuerbestattungskompagnie einfanden und alsbald in seine Wohnung begaben, um Anstalten zu seiner Bestattung zu treffen. Ein Unbekannter hatte ihnen nämlich Labouchère's Hinscheiden gemeldet und Auftrag zu den nöthigen Vorkehrungen gegeben. Gleichzeitig bestellte er jedoch für denselben Labouchère einen Hochzeitskuchen, Möbel, Kleidungsstücke, Getränke, Kohlen u. s. w. Derartiger plumper Schabernack zeigt weder großen Witz noch Erfindungsgabe, gehört also zwar unter die unschädlichsten, aber dummejungenhaftigsten schlechten Witze.

Von gleichem Werthe ist der in Wien durch eine Anzeige verübte, des Inhalts, ein Gelehrter wünsche alte Kalender zu kaufen. Die glücklichen Besitzer solcher Bücher rannten dem Manne der Wissenschaft die Thüre ein und zwangen ihn schließlich, aus seiner Wohnung zu flüchten. Andererseits wird man jedoch durch so manchen schlechten Witz zur Stelle gebannt. So fand vor einiger Zeit in Weimar ein Schutzmann ein Bauernmädchen vor seinem Eierkorbe mit gekreuzten Armen unbeweglich stehen. Und zwar konnte das Mädchen deshalb nicht weiter, weil auf den an den Leib gepreßten Armen bis zu den Ellenbogen Eier aufgestapelt waren. Befragt, wie sie in diese höchst seltsame Lage gekommen sei, erzählte sie, daß sich ein junger Mann erboten habe, ihr eine Parthie ihrer Waare ab-

zukaufen, wenn sie ihm die Auswahl gestatten wolle. Hierauf sei sie eingegangen, und der junge Mann habe sie nun die Arme über die Brust kreuzen lassen und auf diese die ausgesuchten Eier gelegt, sich aber dann unter dem Vorgeben, ihre Waare tauge nichts, lachend entfernt.

Erbost forderte die kleine Schöne die Verfolgung des Böswichts, allein ihrem Ansuchen konnte nicht entsprochen werden, denn dieser schlechte Witz gehört zu denjenigen, deren Strafbarkeit über allen und jeden Zweifel erhaben ist. Dasselbe gilt von dem schlechten Witz, den sich vor einigen Jahren, damals, als in Hamburg mehrere Krokodile auskamen und in die Elbe gelangten, ein paar unbekannte Spaßvögel mit den guten Spandauern erlaubten, indem sie ein aus Holz täuschend nachgeahmtes Unthier obiger Art in die Havel setzten. Straflos nach dem Gesetze ist ferner auch der schlechte Witz, einem spät Nachts heimkehrenden Freunde in der Absicht, ihm das Aufschließen der Hausthüre zu erschweren, das Schlüsselloch zu verstopfen, doch hat sich dieses Unternehmen an einem Berliner insoferne bitter gerächt, als er zur Verstopfung oberwähnter Oeffnung in der Dunkelheit einen Hundertmarkschein verwendete und hiervon gar nichts mehr zurück erhielt, weil das Hinderniß behufs seiner Beseitigung mit einem Federmesser in Atome zerkleinert und in alle Winde zerstreut worden war.

Noch schlimmer ist es einem Wiener Schuhmacher ergangen. Er machte nämlich so viele schlechte Witze, daß schließlich Niemand mehr an seinen Ernst glauben mochte. Als er daher eines Abends, aus dem Wirthshause heimgekehrt, im Bette zu ächzen und zu stöhnen begann, hielt seine Frau auch dies für einen schlechten Witz und dachte gar nicht daran, dem Manne beizustehen. Und doch wäre dies sehr nothwendig gewesen, denn der Mann war von

einem ernstlichen Unwohlsein betroffen worden und wurde am anderen Morgen todt im Bette gefunden.

Ob diese Katastrophe bei rechtzeitigem Beistande hätte verhindert werden können, mag dahin gestellt bleiben, dies aber ist sicher, daß schlechte Witze sehr oft die Eigenschaft des Pfeiles haben, der auf den Schützen zurückprallt, und daß wir Angesichts ihrer traurigen Folgen alle Ursache haben, den Uebermuth zu bekämpfen, dem sie entspringen, Anweisungen zu diesem Kampfe lassen sich allerdings nicht geben, doch kann es kaum schaden, wenn Alle, auf die ein Gewehr oder eine Pistole angeschlagen wird, es so machen, wie der Verfasser dieses Aufsatzes. Er hat nämlich Demjenigen, der ihm einmal ein altes bosnisches Schießeisen an die Brust setzte, eine gewaltige Ohrfeige, die einzige, die er jemals ausgetheilt, gegeben, und, vor Gericht gefordert, sein Vorgehen mit dem Hinweise auf die zahlreichen, durch so schlechte Witze hervorgerufenen Unglücksfälle gerechtfertigt. Und siehe da, der Richter fand diese Vertheidigung vollkommen begründet und gab, einen Freispruch fällend, Jedermann einen Wink, wie er sich schützen könne vor gefährlichen schlechten Witzen.

Unser Rebhuhn und seine Verwandtschaft.

Ornithologische Skizze von **G. Hellbrunn.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Das Reb- oder Feldhuhn ist nicht nur für den Jagdpächter ein angenehmes Federwild, sondern auch für den Landmann von großem Nutzen und für den Feinschmecker eine begehrte Speise. Nahezu dasselbe gilt auch von seinen nächsten Verwandten, und es lohnt sich daher wohl, die verschiedenen Arten der großen Familie der Waldhühner, die unter den Begriff „Hühnerjagd" fallen, einmal im Zusammenhange etwas näher zu schildern.

Die Waldhühner bilden die reichhaltigste Gruppe der gesammten Ordnung der Scharrvögel, und um ihre Uebersicht zu erleichtern, theilt man sie daher meist in die vier Unterabtheilungen der Rauchfußhühner, der Feldhühner, der Straußwachteln und der Baumhühner, denen man den Rang von Unterfamilien zusprechen darf.

Schlanke Gestalt, verhältnißmäßig kleiner Kopf und unbefiederte Läufe unterscheiden die zweite, wohl umgrenzte Unterfamilie der Feldhühner (Perdicinae), mit der wir es hier allein zu thun haben, von den Rauchfußhühnern, zu denen beispielsweise Auer- und Birkhuhn gehören. Der Schnabel der Feldhühner ist verhältnißmäßig gestreckt, der

Lauf oft durch einen, mitunter auch durch zwei Sporen bewehrt, die Flügel kurz und abgerundet und der Schwanz stets kurz. Um die Augen findet sich oft eine kahle Stelle;

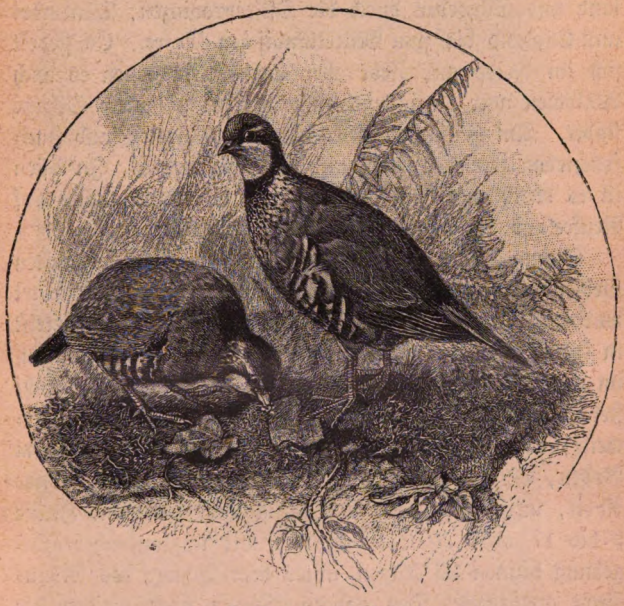
Rebhühner (Perdix cinerea), Männchen und Weibchen.

das Gefieder liegt meist glatt an, und seine Färbung ist bei den Männchen und Weibchen nicht verschieden.

Die Sippe der eigentlichen Rebhühner umfaßt ungefähr ein Viertelhundert verschiedener Arten, die zum weitaus größten Theile in Asien heimisch sind. Auf das gemäßigte

und südliche Europa kommen fünf Arten, unter denen die bekannteste und verbreitetste unser gewöhnliches, graues Reb- oder Feldhuhn (Perdix cinerea) ist.

Die Hühnerjagd mit dem Vorstehhund gilt vielen tüchtigen Waidmännern als die Krone des gesammten Jäger-



Das Rothhuhn (Caccabis rufa).

vergnügens, und ohne Frage darf sie auch wohl als der verbreitetste Sport in unserem Erdtheil bezeichnet werden. Von welcher volkswirthschaftlichen Bedeutung zugleich die Ein- und Ausfuhr dieses Wildes ist, möge ein Beispiel darthun. Am 1. September wird in Frankreich die Jagd eröffnet, und von diesem Tage an dürfen vom Auslande sämmtliche Wildgattungen eingeführt werden. Vor einigen Jahren wurden nun zu diesem Termin an ein und dem-

selben Tage auf den Wiener Bahnhöfen allein rund 20,000 Stück Rebhühner nach Paris aufgegeben!

Dies allbekannte Federwild, von vorwiegend grauer und brauner Färbung und 26 Centimeter Länge bei 52 Centimeter Breite, verbreitet sich vom südlichen Rußland und Schweden durch die Ostseeprovinzen, Dänemark und England bis zum Mittelländischen Meere. Es siedelt sich im Felde an, liebt aber Striche, in denen es auch Wäldchen oder wenigstens dichte Hecken zu seinem Schutze findet. Am häufigsten ist es dort, wo Getreide- und Hackfrüchtebau getrieben wird, also in Mitteleuropa. In Asien ist es durch eine ihm sehr ähnliche Art vertreten, und auf Neuseeland hat man es mit Glück eingebürgert.

Streng halten die Rebhühner an dem einmal gewählten Gebiete fest, auch die Jungen bleiben dort, wo sie erbrütet wurden. Bis zur Erntezeit findet man die Hühner meist in Getreidefeldern, später auf Kartoffel- und Krautäckern, im Herbst auf Stoppeln und Sturzäckern, aber bei Nacht stets auf freiem Feld. Sie leben vom Frühjahre an paarweise, nisten in einer einfachen Vertiefung auf flachem Boden, oft im Getreide oder Wiesengras. Gegen Ende April, meist aber erst zu Anfang Mai, legt die Henne 9 bis 17 oder 20 Eier, die sie mit unglaublicher Hingebung binnen 26 Tagen unter dem Schutze des Männchens ausbrütet. Den ganzen Winter über bleiben die „Völker" oder „Ketten" zusammen.

Das Rebhuhn ist klug und vorsichtig, gesellig und friedliebend, treu und aufopferungsfähig. Das Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber kleiner und weniger hübsch gezeichnet. Es ist äußerst zärtlich gegen den Gatten und gegen die Jungen, an deren Pflege und Erziehung übrigens die Eltern gleichen Antheil nehmen. Geradezu rührend ist es, nach Naumann's Schilderung, die unbegrenzte Sorgfalt der Alten um ihre lieben Kleinen zu beobachten.

„Aengstlich spähend, von welcher Seite Unglück drohe, oder ob es abzuwenden sei, läuft der Vater hin und her, während ein kurzer Warnungslaut der Mutter die Jungen um

Eine Kette Rothhühner bei Tagesanbruch.

sie versammelt, ihnen befiehlt, sich in ein Versteck zu begeben, schnell einem jeden ein solches im Getreide, Grase, Gebüsche, hinter Furchen, in Fahrgeleisen und dergleichen anweist und, sobald sie alle geborgen glaubt, mit dem

Vater Alles aufbietet, um den Angriff zu vereiteln oder abzuwenden. Muthig stellen sich beide Eltern nun dem Feinde entgegen, greifen ihn, im Gefühle ihrer Schwäche, jedoch nicht an, sondern suchen seine Aufmerksamkeit von den Jungen ab und auf sich zu lenken, ihn von den Jungen abzuziehen, bis sie glauben, ihn weit genug entfernt zu haben. Dann fliegt zuerst die Mutter zu den Jungen, welche ihr angewiesenes Versteck indessen um keinen Fuß breit verlassen haben, zurück und versucht, diese eiligst ein Stück weiter fortzuschaffen. Sieht endlich der Vater alle seine Lieben in Sicherheit, so enttäuscht auch er seinen Verfolger und fliegt davon. Sobald nun rings umher Alles wieder ruhig und die feindliche Störung verschwunden ist, läßt er seinen Ruf hören, welchen die Mutter sogleich beantwortet, worauf er sofort zu seiner Familie eilt. Kein Raubthier kann die Wachsamkeit der zärtlichen, sorgsamen Eltern hintergehen, weder bei Tage noch bei Nacht, wenn nicht besondere Umstände den Feind begünstigen. Aber auch die unbedingte Folgsamkeit, die liebenswürdige Anhänglichkeit der Kinder hat man oft zu bewundern Gelegenheit."

Man hat früher wohl darüber gestritten, ob das Feldhuhn dem Landmanne nützlich oder schädlich sei, indessen lassen sorgsame Beobachtungen der neuesten Zeit gar keinen Zweifel darüber, daß es ganz entschieden zu den der Landwirthschaft nützlichen Thieren gezählt werden muß. Es gehört zu den Allesfressern, bevorzugt jedoch thierische Nahrung. Weitaus den größten Theil des Jahres ist das Rebhuhn auf Insekten und nebenbei auf Unkrautsamen als Nahrungsmittel angewiesen. Zahllose Würmer, Schnecken, Raupen und Käfer verzehren diese behenden Vögel, jedes erreichbare Unkrautsamenkorn picken sie auf, und dennoch wird der durch Vertilgung dieser Schädlinge erwachsende Nutzen noch viel zu wenig gewürdigt. Wenn man sich jedoch das große Nahrungsbedürfniß einer Kette von 15

bis 20 Stück vorstellt, die von früh bis spät emsig nach Futter suchen, so kommt man leicht zu der Einsicht, wie ersprießlich die Mitwirkung dieser Vögel beim Aufräumen unter den Schädlingen für den Landmann ist.

Unsere Wachtel und amerikanische Baumwachtel.

Allerdings verzehrt das Rebhuhn auch Getreidekörner, aber nur die ausgefallenen, welche keine Verwendung mehr finden; niemals dagegen greifen sie die aufrechten Aehren an. Ganz mit Unrecht werden sie für die Freveltaten des Sperlings verantwortlich gemacht, der mit Vorliebe reife Aehren aufsucht, um ein Körnlein herauszupicken, und sie dabei knickt.

Die Jagden im Herbste dezimiren diese harmlosen Thiere, so manches wundgeschossene Huhn geht ein, und im Winter, wo schon ohnedies Frost und Schnee die Ueberlebenden gefährden, beginnt erst recht der Vernichtungskampf mit Schlingen und Netzen. Es liegt aber im Interesse des Landwirthes wie des Waidmannes, die Thierchen zu schonen und ihnen die Ueberwinterung zu erleichtern. Beide sollten deshalb, zumal in strengen Wintern, durch Schutzhütten oder wenigstens einige Strohbündel und durch werthlose Getreideabfälle ihnen zu Hilfe kommen, damit diese gefiederten Freunde der Landwirthschaft nicht auf den Aussterbeetat gesetzt werden. Sie lohnen eine solche Sorgfalt überreichlich durch die Vertilgung der Schädlinge.

Der Waidmann aber sollte von jedem „Volk" etwa 5 oder 6 Stück überhalten und die alten Hühner schonen, die mehr Eier legen und sicherer brüten; die alten Hähne dagegen sind abzuschießen, weil diese das „Volk", zumal wenn es stark ist und unbeschossen bleibt, oft weit weg führen.

Jede Hausfrau weiß, daß man die jungen Rebhühner an der gelblichen Farbe der Ständer (Füße) erkennt, die bei den alten grau sind, und daß ihr Fleisch zu dem delikatesten Wildbret gehört. Man brät die Thiere, in Speckscheiben und Weinblätter gewickelt, oder dünstet sie mit Schinken und Kraut.

Das Rebhuhn ist, wenn auch unregelmäßig, über ganz Deutschland verbreitet, jedoch nur in einer einzigen Art. Man hat mehrfach Versuche unternommen, das mit ihm und dem Steinhuhn nahe verwandte Rothhuhn zu akklimatisiren, jedoch vergeblich.

Das Rothhuhn (Caccabis oder Perdix rubra und rufa) ist etwas größer und stärker gebaut, wie das Feldhuhn. Es kennzeichnet sich durch hochrothen Schnabel,

Augenringe und Beine, sowie das scharfbegrenzte und lebhaft hervortretende, fast reinweiße Kehlfeld. Das Halsband, welches diesen umgibt, löst sich nach unten in Flecke auf. Die Oberseite ist vorherrschend röthlich gefärbt, Brust

Die amerikanische Baumwachtel (Bob White).

und Oberbauch sind rein aschgrau bräunlich, der Unterbauch und die Unterschwanzdeckfedern brandgelb.

Dies schöne Federwild hat nur eine beschränkte Verbreitung; mit voller Sicherheit hat sein Vorkommen eigentlich nur in Mittel- und Südfrankreich, in Spanien und in einigen italienischen Provinzen festgestellt werden können, und zwar im Hügel- und Flachlande jener Länder.

In seinen Bewegungen, wie in seiner ganzen Lebensweise hat das Rothhuhn viele Aehnlichkeit mit unserem Feldhuhn. Es lebt den größten Theil des Jahres in Ketten von 8 bis 30 Stück, indem sich häufig mehrere Familien zu einem „Volke" zusammenthun. Sie fliegen jedoch erheblich besser wie unsere Rebhühner, nächtigen in hohem Grase oder niederem Gestrüpp und sitzen gern auf Bäumen, was unsere Rebhühner bekanntlich niemals thun.

Das Steinhuhn (Caccabis saxatilis) ist noch etwas schöner gefärbt und auch größer als das Rothhuhn. Es hat noch im 16. Jahrhundert in den felsigen Bergen am Rheine gelebt, namentlich bei Sankt Goar, während jetzt die südlichen Abdachungen der Alpen, Korsika, Sardinien, Sizilien, Griechenland, Kleinasien und die Türkei seine bekannten Wohnstätten sind, deren Nordgrenze die bayrischen Alpen bilden.

Ein mit Recht geschätztes und in fast allen Ländern der Alten Welt verbreitetes Federwild ist unsere Wachtel (Coturnix communis), die in Europa vom 60. Grade nördlicher Breite an vorkommt und bis Südafrika und Indien wandert. Es sind kurz und gedrungen gebaute Vögel von 20 Centimeter Länge und 34 Centimeter Breite mit vorwiegend brauner Färbung.

Ihr Hauptzug erfolgt im September und währt den Oktober hindurch bis in den November; dabei kommen aber im September noch brütende Weibchen in Deutschland vor. Einzelne überwintern auch bei uns, andere in Südeuropa; dort bilden die übrigen zahlreiche Flüge, welche dem Festlande folgen und sich schließlich an der Spitze der südlichen Halbinseln in großen Schaaren sammeln, um über's Meer zu ziehen.

Ihren Sommerstand nimmt die Wachtel gern in getreidereichen Ebenen. Sie ist ungesellig, furchtsam und ängstlich bis zur Dummheit; wenn sie trotzdem als all-

gemein beliebter Vogel gelten darf, so dankt sie das ihrem hellen, weitschallenden Rufe, dem bekannten „Wachtel-

Weißer Bob White.

schlag": „Bückwerbück", der eine ganze Gegend zu beleben vermag.

Das Weibchen legt im Sommer 8 bis 14 Eier und

führt die Jungen bis zur Vollwüchsigkeit; von Mitte August an findet man die Wachteln meist einzeln oder paarweise. Man schießt sie bei uns vor dem Vorstehhund oder fängt sie in Stecknetzen. Massenhaft werden die äußerst leckeren, fetten Wachteln an allen Küsten des Mittelmeeres, zumal auf Capri, gefangen und verspeist.

Als Hühnerjagdwild hat die Neue Welt die unseren Feldhühnern sehr ähnlichen Baumhühner, zu denen auch die zur Einbürgerung in Europa vorzüglich geeignete Baumwachtel (Ortyx virginianus) gehört. Dieses amerikanische Rebhuhn, dessen Verbreitungskreis im Norden mit Kanada abschließt, während seine Varietäten: Ortyx floridanus, cubanensis und texensis zugleich die Südgrenze des Vorkommens bezeichnen, ist überall in den Vereinigten Staaten das populärste Jagdwild. Im Süden ist es dort Standvogel, während es im Winter Streifzüge antritt, die mitunter zu völligen Wanderungen werden.

Die Baumwachteln ähneln durchaus unserem Feldhuhn in Lebensweise und Betragen; im Aeußeren sind sie etwas kleiner: 25 Centimeter lang und 35 Centimeter breit, auf der Oberfläche röthlich-braun, schwarz und gelb gefleckt, unten weißlich-gelb, rothbraun gestreift und schwarz gewellt, mit einem auf der Stirn beginnenden weißen Band, das nach dem Hinterhals läuft. Die Stirn ist schwarz, desgleichen eine vor dem Auge entspringende Binde, welche die weiße Kehle einschließt. Es gibt aber auch eine weiße Spielart.

Ihr Lauf ist ebenso behend als der unserer Feldhühner, ihr Flug etwas rascher, die Stimme klangreicher, im Uebrigen wird die Begabung wohl so ziemlich die gleiche sein. Der Ruf der Baumwachtel besteht aus zwei Lauten, die ein Vorschlag mitunter einleitet, und die der Vogel gewöhnlich oft wiederholt. Sie klingen ungefähr wie „Bobweit", und haben ihm daher den volksthümlichen Namen

Bob White verschafft, unter dem ihn Jung und Alt kennt.

Wenn der Frühling kommt, so theilen sich die Ketten,

Bob White-Weibchen mit Jungen.

welche bis dahin gemeinsam gelebt haben. Jeder Hahn erwirbt sich eine Henne, um die er oft heiß kämpfen muß, und wählt ein passendes Wohngebiet. Im Mai scharrt sich das Weibchen ein Nest aus und legt 20 bis 24 matt-

weiße, zugespitzte und verhältnißmäßig kleine Eier hinein, die es in 23 Tagen ausbrütet, während das Männchen das Wächteramt auf sich nimmt.

Die niedlichen Jungen, deren Gefieder durchweg fahlgrau ist, werden gewöhnlich von der Mutter angeleitet, während der Vater, der sich auch jetzt noch nicht das Wächteramt nehmen lassen will, regelmäßig vorausgeht. Im Uebrigen aber sorgen beide Alten mit gleicher Liebe und Zärtlichkeit für die Kleinen.

Die Nahrung dieser Vögel, die sogar gegen starke klimatische Einflüsse abgehärtet und bezüglich der Bodenverhältnisse durchaus nicht wählerisch sind, besteht aus Kerbthieren und allerlei Pflanzenstoffen, namentlich auch aus Getreide. Der Bob White läßt sich gut zähmen, pflanzt sich in der Gefangenschaft leicht fort und empfiehlt sich durch seine große Fruchtbarkeit auch bei uns zur Einbürgerung, die in England bereits mit glücklichem Erfolge in's Werk gesetzt worden ist.

Das Wildbret des Bob White soll das unseres Rebhuhns an Zartheit und Wohlgeschmack noch übertreffen; seine Jagd ist ziemlich schwierig. „Die Baumwachtel läßt sich," wie A. Brehm berichtet, „nicht vom Hunde stellen, sondern sucht, wenn sie Gefahr sieht, laufend sich zu retten und steht erst im äußersten Nothfalle einzeln, gewöhnlich dicht vor den Füßen des Jägers, auf. Noch schwieriger wird die Jagd, wenn ein Volk glücklich den Wald erreicht hat, weil hier alle, welche sich erheben, zu ‚bäumen' und auf den starken Aesten platt sich niederzudrücken, somit auch dem scharfen Auge sich zu entziehen pflegen. Dagegen folgen sie dem Locken, und Derjenige, welcher den Ruf des einen oder anderen Geschlechtes nachzuahmen versteht, gewinnt reiche Beute. In Amerika wendet man Netz und Schlinge viel lieber an, als das Feuergewehr; namentlich der Garnsack scheint eine hervorragende Rolle zu spielen.

Die kalifornische Schopfwachtel.

Um Baumwachteln zu fangen, zieht man in Gesellschaft zu Pferde durch die Felder, lockt von Zeit zu Zeit, vergewissert sich über den Standort eines Vogels, stellt das

Netz und reitet nunmehr, einen Halbmond bildend, lachend und plaudernd auf das Volk zu. Dieses läuft möglichst gedeckt auf dem Boden weg, und wenn es geschickt getrieben wird, regelmäßig in's Garn. In dieser Weise fängt man zuweilen 16 bis 20 Stück mit einem Male."

Eine zweite Sippe der Baumhühner umfaßt die Haubenwachteln, deren bekannteste Art, die kalifornische Schopfwachtel (Lophortyx californianus), den Schluß machen möge. Dieser prächtige Vogel wird 24 Centimeter lang, ist kräftig gebaut, mit kurzem Hals, kurzem, auf der Firste scharf gebogenem Schnabel, ziemlich kurzem, merklich abgestumpftem Schwanz und kurzen, gewölbten und gerundeten Flügeln. Die Färbung ist auf dem Rücken olivenbraun, auf der Oberbrust blaugrau, an der Kehle schwarz, weiß eingefaßt, auf der Unterbrust gelb und am Bauche braunroth, hier wie dort mit schwarzer Muschelzeichnung. Charakteristisch sind die vier, unten sehr verschmälerten, sichelartig gebogenen Federn auf dem braunen Oberscheitel.

Die Schopfwachtel ist in Kalifornien sehr häufig, wo sie im Winter zahlreiche Schwärme bildet. Sie lebt in dichtem Gestrüpp und Wald und gräbt im Winter lange Gänge unter dem Schnee. Ihre Nahrung bildet Gras, Sämereien, Beeren, Insekten u. s. w. Das Weibchen legt im Sommer bis 15 Eier, die in 23 Tagen ausgebrütet werden.

Das Fleisch der Schopfwachteln ist sehr wohlschmeckend, ihre Jagd aber noch schwieriger wie die der Baumwachteln.

Man hat sie in Frankreich und Deutschland zu akklimatisiren gesucht, aber nicht erfolgreich. Immerhin dürfte dies jedoch nicht aussichtslos sein, wenn man solche Gegenden auswählt, in denen auch Fasanen ohne wesentliches Zuthun des Menschen zu gedeihen vermögen.

Mannigfaltiges.

Wie ich Orleans eroberte. — „Ja, meine Herren," sagte der Herr Major a. D. lachend, „bei Orleans habe ich eine ziemlich komische Figur abgegeben, aber ich möchte doch um Alles in der Welt nicht, daß es anders gewesen wäre, denn so war ich der Einzige von meinem ganzen Bataillon, der bei Orleans in's Feuer gekommen ist. Das ging nämlich so zu.

Wir waren am 4. Dezember schon seit dem frühen Morgen auf den Beinen, und seit der Mittagstunde etwa drang der sich immer mehr verstärkende Kanonendonner eines gewaltigen Kampfes zu uns herüber. Für uns aber gab es nur endloses Warten und Marschiren und wieder Marschiren und Warten in Kälte und Schnee. Es wurde Nachmittag, es wurde Abend, und ich gab allmälig die Hoffnung auf, noch in's Gefecht zu kommen, was mich als jungen Lieutenant nicht wenig ärgerte, denn ich brannte darauf, mich auszuzeichnen.

Wieder einmal hieß es Aufmarschiren und Halt! Ich ziehe meine Uhr — schon fünf Uhr. Die Mannschaften stehen in Rührt euch oder liegen an ihrem Platz auf dem Boden, und ich will gerade zu meinem Hauptmann vorgehen, als ich ihn plötzlich vom Pferde in die Arme einiger schnell zuspringenden Leute gleiten sehe. Er war besinnungslos. Schon seit zwei Tagen hatte er sich krank gefühlt und jetzt konnte er nicht mehr.

„So übernehmen Sie denn die Führung der Kompagnie, Lieutenant W.," sagte mein Bataillonskommandeur, und während sie unseren armen Hauptmann in ein nahe gelegenes Gehöft

hinübertrugen, begann ich mich in meiner neuen Würde einzurichten.

Da stand des Hauptmanns Gaul, ein großer, starkknochiger Brauner, von dem Besitz zu nehmen meine erste Pflicht hieß.

Am liebsten hätte ich das Thier hinter die Front führen lassen, da ich ein schlechter Reiter war und mit dieser stolzen Kavalleriekunst auf der Kriegsschule schon schlimme Erfahrungen gemacht hatte; indeß ein Blick über meine wackeren Musketiere — nein! es ging nicht, so durfte ich mich vor ihnen nicht bloßstellen.

Ich nähere mich also dem Rosse, für das ich bisher nicht das geringste Interesse bezeigt hatte, um zunächst die Bekanntschaft anzuknüpfen. Da kommt auch schon mein Bursche, ein paar riesenhafte französische Kürassiersporen in der Hand, und machte sich sofort daran, sie an meinen Stiefeln zu befestigen.

„Es war doch gut, Herr Lieutenant, daß ich die Dinger mitgenommen habe," sagte er ganz vergnügt. Mir wurde nun aber gar nicht ganz vergnügt, sondern etwas unbehaglich dabei zu Muthe, denn dieses scharfe Reizmittel mußte meine zukünftige ritterliche Situation ohne Frage noch mißlicher gestalten, als sie mir schon ohnedem vorschwebte. Schüchtern nur wagte ich die Einwendung, ob die Sporen an meinen Stiefeln auch festsitzen würden, worauf ich die tröstliche Versicherung erhielt, daß sie wie angegossen paßten.

Ich fasse mich also und denke, daß es am besten sei, auf's Roß zu klettern, so lange wir noch hielten. Ich mache deshalb den ersten Schritt nach dem Bauche des Thieres zu und beginne ohne weiteres Zaudern das Aufsitzen. Der Hornist hält vorschriftsmäßig den rechten Bügel, ich packe die Zügel und nach einigem Angeln mit dem linken Fuße glückt es mir auch, den linken Bügel zu erwischen, und will mich kühn in den Sattel schwingen. Aber kein Gedanke daran, daß ich mit dem rechten Fuß auch nur den Sattellöffel erreiche, nach zwei vergeblichen Versuchen stehe ich wieder, nachdem der linke Fuß höchst unsanft aus dem Bügel gerutscht war, wie vordem als freier deutscher Mann auf französischer Stoppel.

„Die Bügel sind für Herrn Lieutenant viel zu lang," be-

merkt nun mein Bursche, und der eigene Augenschein belehrt mich jetzt auch, daß der intelligente Mensch Recht hatte. Die Bügel werden also ein gutes Stück kürzer geschnallt, und nachdem ich den Braunen, der, offenbar mißtrauisch geworden durch die mannigfachen Manipulationen an seiner mittleren Region, schon verdächtig den Kopf nach rückwärts drehte, durch Krauen der Stirn wieder besänftigt hatte, unternehme ich den zweiten Versuch und dieser gelingt denn auch glücklicherweise mit einem energischen Ruck.

Zum Glück nimmt der Braune dies nicht übel, so daß ich nun Muße habe, mich in reitermäßige Haltung zu rücken, rechts vom Hornisten, links vom Burschen einen Bügel auf den Fuß geschoben zu erhalten, den ich gleich bis zum Absatz durchrutschen lasse. Dann fasse ich mit Hilfe meiner Kriegsschulerinnerungen kunstgerecht die Zügel.

Fortuna scheint mir jetzt zu lächeln, indem das Pferd gerade die Front nach der Kompagnie hat und ich so der Nothwendigkeit enthoben bin, schwierige Drehversuche mit ihm vorzunehmen. Und wirklich, die Sache geht auch ferner famos, als wir uns bald darauf wieder in Marsch setzen. Ohne das geringste Zuthun meinerseits dreht mein Rößlein um, sobald die Kompagnie vor uns abrückt, und bewegt sich in richtigem Tempo vorwärts. Wir ziehen also dahin über's Feld, immer näher dem ungeschwächt uns entgegenhallenden Kanonendonner, und ich gewinne immer mehr Selbstvertrauen. Sollte ich meine Reitkünste doch nicht vielleicht unterschätzt haben? Ach, ich hatte keine Ahnung, daß das Verhängniß in Gestalt der Kompagniekolonnenformirung schon über mir schwebte!

Also: „Kompagniekolonnen formiren!" ertönt das Kommando. Im Laufschritt führen die Leute den Befehl aus, pflichtgetreu fällt auch mein Rößlein in Trab, welche im Großen und Ganzen sonst nicht als gefahrvoll betrachtete Gangart aber ohne Säumen meine Kürassiersporen in innige Berührung mit dem Bauche meines Gaules bringt. Der antwortet umgehend mit einem kräftigen Ausschlagen, das sofort meine Nase vornüber in seine Mähne hineinexpedirt. Und nun beginnt der tollste Ritt, den wohl je ein Mensch in seinem Leben ausgeführt hat.

Wie es gar nicht anders möglich war bei meinem Vornüberschießen, gerathen meine Küraſſierſporen ſofort wieder an die heiklen Parthien meines Braunen, noch einmal keilt er aus, daß die Leute hinter mir erſchreckt auseinander fahren, als habe eine Granate eingeſchlagen, und ich erſt recht vornüber falle und ihm die Sporen in die Seiten hake — und nun geht die Geſchichte los.

Den Hals meines Roſſes umſchlingend, hoch mit dem zum Sitzen beſtimmten Theil des Körpers in der Luft, die Küraſſierſporen feſt in die kitzlichſten Stellen meines Braunen gedrückt, ſtürme ich dahin über Stock und Stein. Im Nu bin ich der Erſte der ganzen Brigade, aber weiter geht es, immer raſender wird mein Roß — an Huſaren brauſe ich vorbei, wie der wilde Jäger.

„Herr Kamerad, pariren Sie doch!“ ruft mir ein Offizier in wirklich liebenswürdiger Weiſe zu; ein Anderer mit mitleidigerem Herzen ſchickt einen Trompeter aus, meinen Gaul aufzuhalten, doch das ſetzt dieſen noch mehr in Wuth. „Gehen Sie weg, Huſar!“ rufe ich in meiner Verzweiflung. Er verſchwindet, ich ſauſe weiter und komme jetzt in den Bereich des feindlichen Feuers. Kugeln umpfeifen mich, Granaten ſchlagen ein, aber nichts bringt meinen raſenden Klepper zur Beſinnung. Weiter brauſt er und weiter, und ich bin auf dem beſten Wege, Orleans ganz allein zu nehmen. Da plötzlich ſtolpert mein Roß, ich fliege mit einem Saltomortale vornüber hinunter und ſitze im nächſten Augenblicke tadellos ſicher und feſt mit breiter Fläche auf einem Feldrain.

„Sakra — dös is ja a preuß'ſcher Leitnant!“ höre ich neben mir rufen, und ich ſehe mich mitten in einer bayriſchen Schützenlinie.

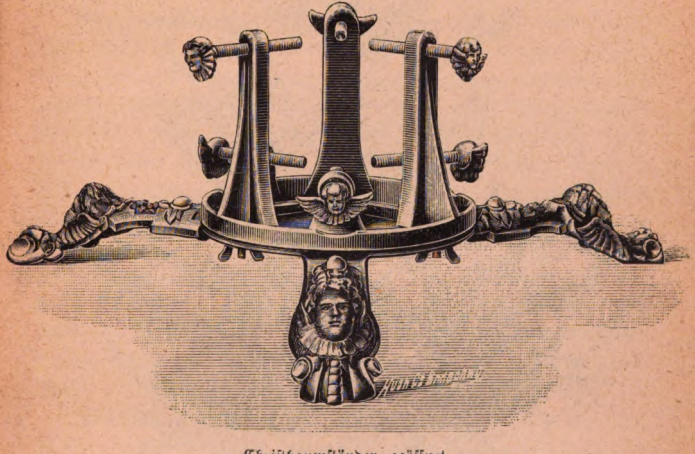
Ich ſpringe auf, mein linker Beckenknochen ſchmerzt empfindlich; doch was thut's, jetzt bin ich wieder ganz Mann auf eigenen Füßen.

Wo meine Kompagnie iſt, weiß der Himmel, aber auch hier ſind wackere Soldaten im Kampfe begriffen. Grade machen ſie einen neuen Sturmanlauf vorwärts. — Ich nehme einem Gefallenen Gewehr und Patrontaſche ab und laufe mit. Mit betäubendem Hurrahgeſchrei geht es auf den weichenden Feind.

Ich machte den letzten Theil dieses denkwürdigen Schlachttages mit wie ein gemeiner Soldat, und ohne mich zu rühmen kann ich sagen, daß ich als guter Infanterist die Scharte auswetzte, die ich als Reitersmann erlitten hatte. Siegreich rückte ich in der Nacht noch in Orleans ein.

Am andern Tag kam auch mein Bataillon in die Stadt.

Erst lachten mich meine Kameraden zwar weidlich aus, dann aber beneideten sie mich, weil ich als Einziger vom Bataillon



Christbaumständer, geöffnet.

Orleans hatte erobern helfen. Von dem Gaule meines Hauptmanns habe ich nie wieder etwas erfahren. Vielleicht haben ihn die Franzosen erwischt und zu Roßbeef verarbeitet. Es sollte mir leid thun, denn ich trage ihm keinen Groll nach." Otto Behrend.

Neue Erfindungen: Ein drehbarer Christbaumständer. — Beim Herannahen des Weihnachtsfestes machen wir auf einen neuen drehbaren Christbaumständer aufmerksam, den das Eisenwerk Carlshütte in Alfeld a. d. Leine auf den Markt gebracht hat. Wie aus obenstehender Abbildung ersichtlich, besteht dieser Christbaumständer aus einem tellerartigen Untertheil mit drei angeschraubten Füßen, welche eine so große Ausladung

haben, daß auch ein sehr großer Tannenbaum vollständig sicher und fest im Ständer steht. Bei einer kleineren Art, für Bäume

Christbaumständer mit Baum.

von nur mäßiger Höhe, sind die Füße angegossen. Das Originelle an der Konstruktion ist die Drehbarkeit des auf dem

Untergestell ruhenden Obertheiles, in welchem der Baum eingefügt, und durch Griffschrauben festgehalten wird. Der Baum kann infolge dessen von einer Stelle aus vollständig behangen und angezündet werden, was in allen Fällen angenehm, aber besonders vortheilhaft ist, wenn man des beschränkten Raumes wegen den Christbaum in eine Zimmerecke zu stellen gezwungen ist. Außerdem macht es auf die Kinder einen freudigen Eindruck, wenn der Baum bei vollem Lichtstrahl um seine Achse gedreht wird.

Unvermutheter Spielgewinn. — Im Sommer des Jahres 1834 weilte der Fürst Zotowsky in Ems, um die Kur zu gebrauchen. Als er eines Tages in das Lesezimmer des Kurhauses getreten war, sah er ein Goldstück am Fuße eines Stuhles liegen. Er hob das Goldstück auf, hatte aber, da sich Niemand im Zimmer befand, keine Aussicht, den Eigenthümer ausfindig zu machen. Mit seinem Fund begab er sich nach dem Spielsaal und besetzte eine Nummer der Roulette, und in wenigen Minuten war aus dem Stück eine ganze Rolle Gold geworden, die sich wieder in kurzer Frist in mehrere Banknoten von hohem Betrage verwandelten. Jetzt hörte der Fürst zu spielen auf und begab sich wieder in das Lesezimmer. Dort bemerkte er einen bescheidenen jungen Mann in schwarzem Anzuge, der ängstlich etwas zu suchen schien.

„Haben Sie irgend Etwas hier verloren?" fragte ihn der Fürst.

„Leider ja, ich vermisse ein Goldstück und muß es hier verloren haben!"

„Ich habe es gefunden," versetzte der Fürst, „es ist jedoch nicht meine Schuld, daß die Roulette das Gold inzwischen in Banknoten verwandelte. Sollte Ihnen dies unangenehm sein, so bietet der Spielsaal Gelegenheit, die Verwandlung von Neuem vorzunehmen und die Summe möglicherweise auf den ursprünglichen Betrag zurückzubringen!"

Mit diesen Worten gab er dem jungen Manne, der das Goldstück verloren und ein armer Theologe war, vier Banknoten, eine jede im Werthe von eintausend Thalern, und entfernte sich so schnell, daß derselbe weder Zeit fand, sich von seinem Staunen

zu erholen, noch dem gütigen Spender zu danken. Der Kandidat war mit geringen Geldmitteln nach Ems gekommen, dort Heilung seines Halsleidens zu suchen, und hatte seiner Mutter gelobt, niemals sein Glück am „grünen Tisch" zu wagen. Er hatte sein Versprechen gehalten und nie den Spielsaal betreten. Eben war seine Kur beendigt, er wollte die Heimreise antreten, und deshalb war ihm der Verlust des Goldstückes so empfindlich, da er die Rückreise damit bestreiten wollte. Nun war er, ohne gespielt zu haben, doch zu einem Gewinn gekommen. E. K.

Die erste Dampfpfeife. — Es war im Jahre 1833, als in England auf der Eisenbahn von Leicester nach Swannington eine Lokomotive einen mit einem Pferde bespannten Karren, der mit Butter und Eiern beladen nach dem Markt von Leicester auf dem Wege war, umstürzte und völlig zertrümmerte. Der Lokomotivführer verfügte damals nur über ein umgehängtes Horn, mit dem er auch den Rosselenker damals auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen versucht hatte. Leider aber war der schwache Warnungsruf nicht zu dessen Ohren gedrungen, so daß der Unfall unvermeidlich blieb. Dieser erste Unglücksfall auf der Eisenbahn erregte ein gewaltiges Aufsehen, weshalb sich der Direktor der Bahn genöthigt sah, über die fatale Geschichte an demselben Tage noch mit Georg Stephenson, der sich in Alton Grange aufhielt, Rücksprache zu nehmen. Während der Verhandlung kam der Direktor auf den Gedanken, an der Maschine ein hornartiges Instrument anzubringen, das durch Dampf in Thätigkeit gesetzt werden konnte. Stephenson erklärte sich bereit, unverzüglich zur Ausführung eines Versuchs zu schreiten. Ein englischer Fabrikant musikalischer Instrumente stellte das Versuchsobjekt her, und der erste Versuch fiel so günstig aus, daß der Verwaltungsrath der Bahn beschloß, an allen Maschinen der Gesellschaft derartige Instrumente anzubringen. Bald darauf erschien in England eine Verordnung, welche die Indienststellung aller Maschinen, die nicht mit einer Dampftrompete ausgestattet waren, streng untersagte. Denn thatsächlich handelte es sich damals mehr um eine Art Trompete, als um die eigentliche, wegen ihrer höheren Tonlage weiter dringende Pfeife. Doch dauerte es nicht lange, bis die gegen-

wärtige Pfeife die Stelle des früheren Instruments einnahm. M. L—l.

König Ludwig's Unterthanen. — An der Via Sistina in Rom liegt gegenüber der Casa Bertholdy die Villa Malta, früher König Ludwig's I. von Bayern Eigenthum. Hier weilte der kunstsinnige Monarch gern im Verkehr mit Künstlern und Gelehrten und besprach mit ihnen die Pläne, die er daheim zur Ausführung zu bringen gedachte. Als der König nicht lange nach seiner am 20. März 1848 erzwungenen Abdankung in Rom erwartet wurde, standen mehrere deutsche Künstler — unter ihnen der alte Bildhauer Wagner, ein vertrauter Freund Ludwig's — vor dem Thore der Villa, um ihren Gönner zu empfangen. Als der Wagen hielt, wollte der alte Herr Angesichts der verschiedenen neugierigen Damen, die sich ebenfalls eingefunden hatten, leichtfüßig herausspringen, aber die Kniee knickten ihm ein, so daß Wagner schnell zusprang und ihn stützte. Da brummte der König, indem er des Bildhauers Arm nahm, in zorniger Selbstironie: „Ja, ja, Wagner, es sind schlechte Zeiten — die Unterthanen wollen nicht mehr gehorchen!" —d—

Wie viel Pflanzenarten existiren auf der Erde? — Nach den Berechnungen des italienischen Botanikers P. A. Saccardo kennt man zur Zeit 173,706 Pflanzenarten, nämlich 12,178 Algen, 39,603 Pilze, 5600 Flechten, 3041 Lebermoose, 4609 Laubmoose, 565 Bärlapp- und Schachtelhalmarten, 2819 Farren und insgesammt 105,231 Arten von höheren Pflanzen, welche im Gegensatz zu den genannten Klassen der Kryptogamen unter dem Namen der Phanerogamen zusammengefaßt werden. Die Zahl der wirklich existirenden Pilzarten berechnet Saccardo zu etwa 250,000, also etwas über sechsmal mehr, als heute bekannt sind; dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß die vielen Bakterien, von denen ja jetzt sehr häufig neue Arten als Träger gewisser Krankheiten der Menschen, Thiere und sogar der höheren Pflanzen entdeckt werden, zu den Pilzen gehören. Jedenfalls würde nach dieser Berechnung des Herrn Saccardo die Gesammtzahl der auf der Erde vorhandenen Pflanzen rund 400,000 betragen. M. L—l.

Ein sonderbarer Erbe. — Dem alten polnischen Schäfer, S. Kaminski, der auf einem Gute bei Stuhm lebte, machte im

Jahre 1864 das Gericht die Anzeige, in Polen sei sein Bruder gestorben und habe ihm 150,000 Rubel hinterlassen. Statt darüber erfreut zu sein, weigerte sich zu allgemeinem Erstaunen der alte Schäfer, jene Erbschaft anzutreten: er wolle kein Geld von einem Bruder, der ein Gauner und Russenfreund gewesen sei, und dadurch seine braven Eltern in's Grab gebracht habe; er sei auch schon viel zu alt und habe keine Lust, für lachende Erben seine Ruhe aufzuopfern; darum wolle er zufrieden sein mit dem, was er im Schweiße seines Angesichts sich erwerbe.

Die Verwandten des Alten waren dagegen solcher Ansicht nicht, und da alle Vorstellungen fruchtlos blieben, so verklagten sie den Eigensinnigen bei Gericht, und dieses hat den Schäfer verurtheilt, die Erbschaft anzutreten. C. T.

Verunglücktes Studium. — Der bekannte Schauspieler Opitz in Leipzig mischte sich als junger Künstler in allerlei Gesellschaften, um das Thun und Treiben der Menschen zu beobachten. So ging er einst mit einer Gesellschaft in einen Gasthof zu Gohlis. Ein Bauer sitzt dort allein an einem Tische bei seinem Kruge Bier. Opitz neckt ihn, um zu sehen, was er sagen und thun werde. Der Bauer aber entgegnet und thut nichts, so daß Opitz ihn endlich in Ruhe läßt und zu seiner Gesellschaft zurückkehrt. Der Bauer trinkt gemüthlich sein Bier aus, steht dann auf, geht zu Opitz, klopft ihn auf die Schulter und sagt in ruhigem Tone:

„Weiß Er, mein lieber Herr, ich bin Sein Narr nicht! Aber morgen komme ich nach Leipzig und gehe in's Theater; da ist dann Er mein Narr!" —du—

Aehnlichkeit. — „Weißt Du, welche Aehnlichkeit Du mit der Schneekoppe hast?" fragte der Dichter E. Th. Hoffmann eines Abends seinen Freund Ludwig Devrient.

„Nun?" gab dieser zurück.

„Ihr seid meistens Beide benebelt," lautete die Antwort.

L—n.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Riviera.

Wanderziele und Winterasyle der ligurischen Küste v. Nizza bis Spezia.
Von
Prof. Woldemar Kaden
und
Maler H. Nestel.
Elegant gebunden M. 35.—

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens
kulturgeschichtlich geschildert
von
Johannes Scherr.
Prachtausgabe. Eleg. geb. M. 70.—
Volksausgabe. Eleg. geb. M. 20.—

C. W. Allers

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Text von Sidney Whitman.
Mit einem Gedicht von Felix Dahn.
70 Blätter in Lichtdruck. Elegant gebunden oder in Mappe 50 Mark.

*

La bella Napoli.

220 Seiten. 4°. Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern und 204 Textillustrationen. Elegant gebunden 40 Mark.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet
und bis auf die Gegenwart fortgeführt von
Prof. Wilh. Müller.
Dritte Auflage. Mit über 1000 Illustrationen. Zu beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pf., 12 broschierten Bänden à M. 2.20, oder 6 gebundenen Bänden à M. 6.—

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
Dr. A. E. Brehm.
Mit Illustrationen von K. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. A.
Elegant gebunden M. 12.—, broschiert M. 10.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

Der

Gute Kamerad.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint
jährlich in 52 Nummern
(pro Quartal 2 Mark) und in
16 Heften
(pro Heft 50 Pfennig).

Die Jahrgänge I und II sind vergriffen.
Die Jahrgänge III, IV, V, VI, VII
und VIII kosten je 9 Mark.

Das

Kränzchen.

Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint
jährlich in 52 Nummern
(pro Quartal 2 Mark) und in
16 Heften
(pro Heft 50 Pfennig).

Die Jahrgänge
I, II, III, IV, V und VI kosten je
9 Mark.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Die Geschichte der

Deutschen Weihnacht.

Von **Alexander Tille.**

Preis geheftet 4 Mk. In Leinwand gebunden 5 Mk.

Anderthalb Jahrtausende alt ist die Feier des fünfundzwanzigsten Dezembers. Aber nicht immer war sie wie heute. Wie das Christentum sie nach Deutschland brachte und in hartem Kampfe gegen deutsches Volkstum zum Siege über die altheimischen Winteranfangsfeste führte; wie durch Hinüberwandern alten deutschen Brauches und Glaubens auf die große Kirchenfeier die deutsche Weihnacht sich bildete; wie die Weltanschauungskämpfe der Jahrhunderte ihr wechselvolle Züge aufprägten, und wie zuletzt das deutsche Weihnachtsfest von heute entstand mit dem blühenden Lichterbaum in seiner Mitte und dem Kinderjubel um ihn, mit seinen Tischen voll Weihnachtsgaben und der Weihnachtsstimmung, die auch der Fremde nie vergißt, der sie einmal mit durchlebt hat; — das und noch mehr erzählt das neue Weihnachtsbuch.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0301

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen:

Illustriertes Lehrbuch

des

Skatspiels.

Mit allen älteren und neueren Spielarten.

Von **K. Buhle,**

Verfasser der Allgemeinen Skatordnung.

Dritte verbesserte Auflage.

Elegant gebunden in Originalleinband. Preis 3 Mark.

Das illustrierte Lehrbuch des Skatspiels ist das hervorragendste und gründlichste Lehrbuch auf dem Gebiete des Skatspiels, als welches es nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem geübteren Spieler dient, von dem es gern als Hand- und Nachschlagebuch in allen das Skatspiel betreffenden streitigen und zweifelhaften Fragen zu Rate gezogen wird. Die neue, vielfach verbesserte dritte Auflage ist wiederum in zwei Ausgaben, und zwar in einer solchen mit deutschen und einer mit französischen Kartenbildern, erschienen und kann durch die meisten Buchhandlungen bezogen werden. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Billigstes und praktisches Geschenk,

umfassendes und unentbehrliches Nachschlagebuch!

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon.

Die **siebente, vollständig umgearbeitete Auflage** wurde durch eine **Aussprachebezeichnung** und **zahlreiche Illustrationstafeln** vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden nur **3** Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Filmed by Preservation 1992